Ital. 382k – 3
Reumont

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36626252810015

<36626252810015

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Römische Briefe

von

einem Florentiner.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

416. D.

Neue
Römische Briefe

von

einem Florentiner.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

His ego nec metas rerum nec tempora pono,
Imperium sine fine dedi.

Virgil.

An

Auguste von Dewitz.

Ein leider bald unterbrochener Aufenthalt in Italien hat Sie mit jener Liebe zu dem schönen Lande erfüllt, die das unvergängliche Erbtheil Aller ist, in deren Seelen noch Begeisterung lebt und Lust am Genusse des nieversiegenden Reichthums von Natur und Kunst, und Dankbarkeit für diesen Genuß. Denn die Liebe zu Italien ist kein Schiboleth einer Partei: sie liegt zu tief, sie ist zu ernst und wahr, sie überdauert manche andere Neigung, sie kann ein ganzes Leben ausfüllen — sie thut es bei dem, der die vorliegenden Briefe schrieb, die Ihnen in der Erinnerung an Rom gewidmet sind.

Vor vier Jahren erschien das Werk, welchem das gegenwärtige sich anschließt. Wenn ich mir damals die Aufgabe gestellt hatte, mit dem mittelalterlichen Rom und seinen Geschicken im Zusammenhange, neuere Zeit und neuere Verhältnisse in administrativen, agronomischen, sozialen und artistischen Beziehungen zu betrachten und das Ganze, mit Hineinziehung des

eigentlich Oertlichen, zu einem Bilde abzurunden: so sind es diesmal mehr abgesonderte und spezielle Gegenstände, die ich zur Erörterung und Darstellung gewählt habe. Seit jene „Römischen Briefe" ans Licht traten, habe ich meist in Rom gelebt: an Stoff konnte es mir also nicht fehlen, denn wo wäre er reicher und mannigfaltiger als in der Stadt, die ihres Gleichen nicht hat? Der lange Aufenthalt mußte überdies nothwendig meine Ansichten von manchen Dingen modifiziren. Die Betrachtung der römischen Verhältnisse mußte endlich zu vielen Parallelen Anlaß geben, die ich nicht nur nicht vermieden, sondern zum Theil in ihren Einzelheiten ausgeführt habe, indem ich ganz Italien in den Kreis der Betrachtung zog. Während ich so von Rom in seiner allmäligen Entwickelung, von seinen mittelalterlichen Kunstwerken, seinen Familien in früheren wie jetzigen Beziehungen wie in interessanten Personen und Vorfällen, seinen geistlichen Bildungsanstalten, seinen Gefängnissen und dem geselligen Leben rede, reihe ich daran die Schilderung der näheren Umgebungen in Hinsicht auf Natur, Geschichte, Eigenthumsverhältnisse und Ackerbau, die Uebersicht des Zustandes von Handel und Industrie, endlich Bemerkungen über die neuere poetische Literatur Italiens, über die Arbeiten der Italiener im Fache der geografischen Wissenschaften, über die Stellung der Juden, über landwirthschaftliche Zustände im Allgemeinen und was damit zusammenhängt. Sie

sehen, es ist ein weites Feld, auf dem ich Aehren gesammelt habe. Umsomehr darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß Sie und Andere Stoff zur Unterhaltung wie zum Nachdenken in diesen Blättern finden werden.

Denn so sehr auch mit jedem Jahre die Literatur der Schriften über Italien zunimmt, so glaube ich doch, daß manches von dem hier Vorkommenden entweder noch nicht im Zusammenhange, oder von einem allgemeinern Standpunkte aus, oder aber mit Berücksichtigung eines größern Leserkreises, behandelt worden ist. Vieles, wovon in diesen Briefen die Rede, ist in des Lyoner Deputirten Fülchiron Voyage dans l'Italie méridionale (2. Aufl. Paris 1844), namentlich in dem dritten Bande, der den Kirchenstaat enthält, besprochen. Erst bei Beendigung des Druckes ist dies Werk mir zugekommen, in welchem ich mich gefreut habe, in vielen Fällen übereinstimmende Ansichten zu finden, und dessen Verfasser großentheils die nämlichen Quellen benutzt hat, die mir geöffnet waren. Das Artistische und Geschichtliche in seinem Buche ist unbedeutend. Dagegen hat E. de la Gournerie in seiner Rome chrétienne ein ansprechendes, in Anordnung und Darstellung gleichmäßig zu lobendes Gemälde der Geschichte und Denkmale der christlichen Stadt geliefert und der Schilderung dieser Denkmale zwiefaches Interesse verliehn, indem er sie in den Gang der religiösen und politischen Begebenheiten

einflocht. Die neuesten religiösen wie politischen Zustände, vom Tode Pius' VII. bis zur Thronbesteigung Gregors XVI., erläuterte Artaud in seinen Lebensbeschreibungen Leo's XII. und Pius' VIII.: er that es aber mit einer so lästigen Breite und in einem so panegyrischen Styl, daß diese Schriften der frühern über Pius VII. weit nachstehn würden, auch wenn das Interesse des Gegenstandes nicht ein unendlich geringeres wäre. Diese Bücher mögen Mängel haben, sie mögen Manches in zu günstigem Lichte erscheinen lassen, indem sie die Darstellung der Schattenseiten vernachlässigen: ihr Erscheinen aber ist willkommen zu heißen, weil sie ein Gegengewicht bilden jenen Autoren gegenüber, die von Allem, was Rom und den Kirchenstaat betrifft, wenn es nicht gerade der Himmel oder Kunstwerke sind, im wegwerfendsten Tone reden, denen Rom der Sitz des ewigen Dunkels ist, die, nachdem sie nicht immer auf die sanfteste noch anständigste Weise zu den Ceremonien der heil. Woche sich gedrängt, nach Hause gehn und nichts Eiligeres zu thun haben als abgedroschene Frasen über Götzendienst und Absurdität breitzuschlagen, nicht müde werdend, die Gleichnisse der Apokalypse mit einem Eifer, den die Jahrhunderte nicht dämpfen zu können scheinen, auf den h. Stuhl anzuwenden. Es ist namentlich England, welches diese Anti-popery-Literatur fortwährend durch neue Geisteserzeugnisse bereichert.

Doch ich will schweigen über diesen unerfreulichen

Gegenstand. Den Standpunkt gegenwärtiger Briefe zu bezeichnen werden wenige Worte genügen. Gegen das, was in Rom vom Uebel ist, bin ich keineswegs blind gewesen und habe es nicht verschwiegen; das Gute habe ich freudig anerkannt. Ein langer Aufenthalt in einem Lande muß nothwendig Vieles unter einem andern Gesichtspunkte erscheinen lassen, als der des Touristen ist. Es ist möglich, daß mancher Eindruck verwischt wird: sollte aber das Gesammtbild nicht ein treueres sein? Ich hoffe und wünsche, daß es so Denen erscheinen möge, welche Italien kennen.

Weiter habe ich über das Buch selbst nichts zu sagen, ausgenommen, daß es mir nicht einfallen kann zu glauben, in diesen oft leichten Skizzen einen der mannigfachen Gegenstände erschöpft zu haben, von denen sie handeln. Die Form allein schon spricht gegen eine solche Annahme, und in manchen Fällen ist blos eine Anregung gegeben. Eine große Menge von Materialien aller Art, gedruckte wie handschriftliche, habe ich dabei benutzt, und verdanke namentlich Coppi, Morichini, Visconti, Litta, Repetti, Tommaséo, Nibby, Forti viel — Männer, die, mit Ausnahme der beiden Letztgenannten, zu den Lebenden gehören und zu denen ich meist in freundschaftlichem Verhältnisse stehe. Gern bekenne ich, wie viel ich Diesen und Andern schulde.

Während des Druckes ist eine der von mir berührten Fragen, die Gefängnißreform, Gegenstand der

eifrigsten und interessantesten Discussionen geworden, in Italien nicht nur, sondern (und dies in erhöhtem Grade) in Frankreich, wo die Kammerverhandlungen über diesen Punkt noch nicht völlig geschlossen sind, wenn auch über die Hauptsache, die Annahme des Zellensystems für die Gefängnisse, bereits entschieden ist. Wenn ich dieses Gegenstandes hier noch einmal gedenke, so geschieht es, um dessen gegenwärtigen Standpunkt in Italien in der Kürze zu bezeichnen. Während in beinahe allen Ländern die Nothwendigkeit einer Reform der Gefängnisse, die statt Corrections- häufig Corruptions-Anstalten sind, gefühlt und verhandelt ward, und selbst ein Fürst, der seitdem den Thron einer erleuchteten Nazion bestiegen hat (Oscar von Schweden), in einer Schrift, welche viele Aufmerksamkeit erregte, darüber sich aussprach: war es natürlich, daß Italien nicht zurückbleiben konnte. Der Graf Petitti di Roreto, k. sardischer Staatsrath, dem vielleicht nur Dr. N. H. Julius in Berlin an Eifer gleichkommt, war der Erste, der diesem Gegenstand ausführlichere Besprechung widmete, in seinem: Saggio sul buon governo della mendicità, degl' Istituti di beneficenza, e delle carceri (Turin 1837). Ihm folgte der Neapolitaner F. Volpicella mit der Schrift: Delle carceri e del loro ordinamento (Neapel, 1838), dann kam Petitti's Hauptwerk: Della condizione attuale delle carceri e dei mezzi di migliorarla (Turin, 1840). Monsignor Morichini

in Rom, Marchese C. Torrigiani in Florenz, Graf A. Porro in Mailand u. m. A. haben sodann diese Frage in verschiedener Ausdehnung und in verschiedenem Sinne beleuchtet. Bei der Gelehrtenversammlung in Florenz, 1841, fand die erste eigentliche Discussion darüber statt; sie wurde bei der Versammlung zu Padua im folgenden Jahre wieder aufgenommen. Dann ließ Petitti eine neue Abhandlung drucken: Della condizione esordiente della riforma delle carceri (Florenz, 1843), und auf dem Congresso scientifico zu Lucca im vorigen Herbste stattete die zu Padua mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragte Commission einen, von Aless. Porro verfaßten, ausführlichen Bericht ab, der in Mailand gedruckt ward (Sulla riforma carceraria. Rapporto fatto al congresso scientifico di Lucca dalla commissione eletta nel congresso di Padova.) Nach Verwerfung des Auburnschen Systems nächtlicher Trennung und gemeinsamer stillschweigender Arbeit, und der gemischten oder eklektischen Methode, bei welcher der zu vieljähriger Einschließung verurtheilte Sträfling von der immerwährenden Absperrung zur gemeinsamen Arbeit übergeht (wofür Petitti stimmte), entschied sich diese Commission für das System der absoluten Trennung bei Tag und Nacht, als das einzige, welches der wechselseitigen Verderbniß ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg stelle, die Einwirkung des Gewissens auch bei den Verworfensten

am meisten entwickle und befördere, und bei dem Verurtheilten seine gegenwärtige Lage zu vollem Bewußtsein kommen lasse, während es zugleich den schlimmen Einflüssen der absoluten Einsamkeit auf Sinn und Verstand durch die dreifache Unterstützung religiöser Lehre, gewerblicher Unterweisung, menschenfreundlicher Tröstung entgegenwirke.

Der Graf Petitti gibt eine Uebersicht der gegenwärtigen Zustände des Gefängnißwesens in den verschiedenen italienischen Staaten, welche als Schlußrésumé hier stehn möge. Im Königreich Beider Sizilien wurde die Reform vielfach berücksichtigt und zwei Gefängnisse nach dem Auburnschen System, zu Avellino und Palermo, erbaut. Ein dieselben normirendes Gesetz wird täglich erwartet. Im Kirchenstaate finden wir ein etwas laxes Auburnsches System bei den Frauen und Knaben angewandt, bei den übrigen blos einige materielle Verbesserungen, „welche mehr schaden als sie nutzen, weil ihre Wirkung bloße Erleichterung der Strafe ist. Für religiösen Unterricht ist überall reichlich gesorgt: die Resultate aber sind sehr ungenügend, da man die Gefangenen in der Unthätigkeit läßt und sie folglich nur einem Zuwachs der Verdorbenheit ausgesetzt sind. Kein Reformgesetz ist bekannt geworden und man fürchtet, daß die ungünstige finanzielle Lage des Kirchenstaats einem solchen noch lange in den Weg treten werde.“ In Toscana hat man wenigstens die Elemente zu einer

solchen Reform bereitet. Im Gefängniß der Murate zu Florenz hat man für die jüngern und die zu kürzern Strafen Verurtheilten die Absperrung bei Nacht eingeführt. Das Gefängniß des Bargello für die unter Prozeß Befindlichen (im Palazzo del Podestà) hat alle Uebelstände mittelalterlicher Kerker, und der Gedanke, dasselbe ganz eingehn zu lassen, kommt hoffentlich zur Ausführung. Das Castell von Volterra dient zum Zucht- und Correctionshause, mit unvollkommener nächtlicher Absperrung. Zu S. Gemignano im Elsathal findet sich das Frauengefängniß für ganz Toscana, dessen Leitung jetzt, nach dem Plane des trefflichen Gouverneurs von Siena, Grafen Serristori, einer religiösen Frauencongregation anvertraut werden soll. In Pisa, Livorno und Portoferrajo auf Elba bestehn Bagnos nach alter Weise. In Parma soll ein großes Pönitentiarhaus gebaut werden; in Modena und Lucca zeigen sich noch keine Spuren der Reform. Im Lombardisch-Venezianischen Königreich sieht man in dem schönen, im vorigen Jahrhundert zu Mailand erbauten Gefängnisse Zellen, aber die meisten der Eingeschlossenen leben bei Tag wie Nacht in Gemeinschaft. In den Case di forza zu Mailand, Mantua und Padua sind in Bezug auf Reinlichkeit, Nahrung, Kleidung und religiösen Unterricht viele Verbesserungen eingeführt, nicht so in den kleinern und Untersuchungsgefängnissen. Die sardische Regierung war die erste, welche, durch königl. Patent

vom 9. Febr. 1839, ein Gesetz über die Gefängnißreform bekannt machte, indem sie das Auburnsche System zur Norm nahm. Indeß ist man mit der Ausführung noch zurück. Im Frauencorrectionshaus zu Turin, welches der Leitung von Soeurs grises anvertraut ist, so wie in dem ihnen gleichfalls übergebenen Strafhause zu Pallanza, hat man einen, freilich unzureichenden Anfang gemacht. Zwei Pönitentiarhäuser, zu Alessandria und Oneglia, jedes für 500 Individuen, sind im Bau begriffen. Ein Knabencorrectionshaus, in welchem die gewöhnliche Industrie mit Ackerbau verbunden werden soll, wird in einem vormaligen Frauengefängniß bei Turin, la Generala, eingerichtet und soll das provisorische Correctionshaus zu Saluzzo wie die kleinern Gefängnisse ersetzen. Die Provinzialgefängnisse (senatorie und prefettoriali) sollen künftig blos Angeklagten bestimmt bleiben: manche Verbesserungen wurden in ihnen vorgenommen, wie auch in den Staatsgefängnissen zu Fenestrelle und Ivrea. Die Bagnos zu Genua, Savona, Nizza und Villafranca, wie die auf Sardinien, sind noch im alten Zustande. Die Zahl ihrer Bewohner wird sich indeß bedeutend vermindern, da das Minimum der Zwangsarbeit auf 10 Jahre festgesetzt ist.

Wie ich hiemit eine Lücke des Buches ergänzt habe, so könnte ich es in noch andern Fällen thun. Denn theils erweitert sich bei einer Arbeit dieser Art der Kreis immer mehr, je länger man sich umsieht,

theils findet auch der sorgsamste Correspondent bisweilen Nachschriften nöthig. Doch will ich auf zwei mich beschränken, um das Vorwort nicht über die Gebühr auszudehnen. Einmal, um die Reihe der Monumente der teutschen Kaiserfamilien zu ergänzen, von denen ich im vierten Briefe gesprochen habe und wo die übrigen Hohenstaufen-Denkmale zu nennen bleiben, die der beiden Constanzen zu Palermo, jene der beiden Gemalinnen Friedrichs II., Jolande von Brienne und Isabelle von England, im Dom von Andria, das Grab endlich des unglücklichen und schuldigen Sohnes des genannten Kaisers, Heinrichs des römischen Königs, im Dom von Cosenza in Apulien. Sodann muß ich der Aufzählung der neuern, in Rom ausgeführten Malerwerke eines der schönsten Bildnisse nachtragen, jenes des vormaligen Staatssecretärs, Cardinal Bernetti, von Eduard Magnus aus Berlin, ein Porträt, bei welchem die imponirende Persönlichkeit und die reiche würdevolle Kleidung mit der wahrhaft historischen Auffassungsweise und meisterhaften Ausführung sich vereinigen, es zu einem der trefflichsten unserer Zeit zu machen.

Zu verschiedenen Malen bin ich veranlaßt worden, früherer wie jetziger politischen Verhältnisse Italiens zu gedenken. Ich kann diese einleitenden Worte nicht schließen, ohne noch einen Blick auf dieselben zu werfen: nicht auf Italiens Verhältnisse dem Auslande gegenüber, sondern auf die innern. Die Centralisation

hat hier wie überall große Fortschritte gemacht. Lange haben die Italiener über die unendliche Zerstückelung der Halbinsel geklagt: sie thun es hie und da noch, während diese Zerstückelung sich sehr gemindert hat und, allen Aussichten nach, sich noch mehr mindern wird. Hat die Nazion auf der einen Seite in ihrem Sinne Einheit verlangt, so haben auf der entgegengesetzten Seite die Regierungen eine andere Einheit zu erzielen gesucht. Die Verhältnisse sind ihnen dabei zu Hülfe gekommen. Nachdem durch Aussterben und Achterklärung die Zahl der Familien, oder richtiger die der Staaten, in steter Abnahme gewesen und in einzelnen Fällen halbvergessene Lehnsverhältnisse wieder ans Licht gezogen worden, um jahrhundertelangen Besitz zu reclamiren: ging die französische Revoluzion, wie beim Deichbruch ein gewaltiger Strom über ein ganzes Land, über Italien weg, schwemmte Alles fort, was während eines Jahrtausends sich angesammelt und aufgehäuft, machte in gewisser Beziehung Tabula rasa. Ob diese Fluth eine Sündfluth gewesen, überlasse ich Andern zur Entscheidung. So viel ist gewiß, daß bei der Restauration einige Regierungen die Tabula rasa in solchem Sinne nahmen, wie es ihnen bequem war. Hatten sie durch die Revoluzion gelitten, so wollten sie wenigstens an deren Erbe sich schadlos halten. Ob aber die italienischen Centralisationsmänner das Centralisiren in der Weise verstanden haben wie diese Regierungen, mag dahingestellt bleiben.

Politische Einheit ist gewiß etwas Wünschenswerthes: Zerstückelung eines Landes in kleine Staaten hat ohne Zweifel ihre Nachtheile. Glaubt man aber, daß Italien, daß der Nazion gedient sein würde, wenn Land und Volk unter Ein Szepter kämen? Ich glaube es nicht. Was Jahrhunderte gestaltet, bewahrt seine Rechte, bewahrt sie siegreich, der Formlosigkeit politischer Träume gegenüber. Man räume die Scheidelinien und Hindernisse weg, welche gegenwärtig noch hemmend zwischen Italiener und Italiener bestehn — man lasse die alte Eifersucht fallen, die so viel geschadet, und ziehe enger die Bande, welche die einzelnen Staaten mit einander vereinigen — man vervollkommne die bürgerlichen Institutionen, fördere das öffentliche Leben und suche nicht, voll Aengstlichkeit und Zittern, das Nazionalgefühl zu unterdrücken, welches sich doch nicht unterdrücken läßt — man wirke hin zu möglicher Vereinbarung geistiger wie materieller Interessen: und man wird den Wünschen oder Forderungen der Verständigen begegnen und genügen und zugleich größere moralische Macht erzielen. Denn diese Verständigen — und glücklicherweise bilden sie beiweitem die Mehrzahl — sehnen sich keineswegs nach einem italienischen Gesammtstaat, sei es Königreich oder Republik, mit der Hauptstadt Rom, oder Florenz, oder Mailand! Wo man Italien gewähren ließ, ist sein Streben immer nach Particularisirung, ja nach Provinzialisirung gewesen. Ob dies

ein Fehler oder eine Tugend, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. Nur Barbarossa oder Napoleon hatten im Sinne, das Getrennte zu vereinigen. Wie die Sachen jetzt stehn und bei den Meisten materielle Interessen die politischen überwiegen, ist es namentlich eine Vereinbarung in Hinsicht dieser materiellen Interessen, die in den allgemeinen Wünschen liegt. Das fast durchgehends sich äußernde Verlangen nach einem Handels- und Zollvereine, wie er in den teutschen Bundesstaaten besteht, spricht deutlich genug für die Richtung der Gedanken nach dieser Art von Einheit.

Andere Arten der Centralisation, als diese und ähnliche, sind schwerlich für Italien geschaffen. Es gibt auch kaum etwas Schlimmeres, als was man gewöhnlich unter dem erwähnten Ausdrucke begreift, wo die Hauptstadt nicht nur die Aorta des Staatskörpers ist, sondern den übrigen Theilen desselben kaum eine andere Function gestatten will, als die der diminutiven Blutgefäße der Oberfläche ist. Man hat in Italien schon genug und übergenug in dieser verderblichen Richtung gesteuert. Die Vernichtung beinahe aller munizipalen Rechte und Befugnisse und die Leitung des Ganzen nicht im Allgemeinen nur, sondern auch in den Einzelnheiten von Einem Punkte aus, wird frühe oder spät ihre schlimmen Folgen äußern. Ja, diese Folgen haben sich schon gezeigt. Man bereise den Kirchenstaat und sehe zu,

was aus den Städten geworden ist, die einst mächtige Republiken waren, an deren Trotz Kaisermacht sich brach, blühende Fürstensitze, an edlen Familien reich wie an Hülfmitteln und unternehmendem Geiste. Man wird mir einwenden, dies Sinken hänge mit den allgemeinen Verhältnissen Italiens zusammen, mit dem Sinken des Reichthums seit der Veränderung der großen Handelswege, mit der gleichzeitigen Abnahme der Rührigkeit des öffentlichen Lebens und des Gemeinsinnes, mit den Fasen in den Schicksalen der Länder und Staaten, denen menschliche Macht nicht abhelfen kann, wie menschliche Macht sie nicht herbeigeführt hat. Alles dies hat gewiß beigetragen zu solchen unerfreulichen Erscheinungen: aber jene Sucht, den Provinzen beinahe jegliche Bedeutung zu nehmen, hat das öffentliche Leben mehr denn irgend etwas paralysirt. Wenige Städte nur haben solchem ertödtenden Einflusse entgehn können, Bologna unter ihnen. Aber man darf nicht vergessen, was Bologna im Mittelalter und bis auf uns naheliegende Jahrhunderte hinab gewesen: eine der ersten unter den italienischen Städten, in der günstigsten Lage im Centrum der Halbinsel, mit großer, besonders thätiger Einwohnerzahl, reich durch Handel, reich durch Kunst, die berühmteste Hochschule des Landes, an Bildung, an Ansehn, an Wohlstand unendlich überlegen dem mittelalterlichen Rom.

Man sehe aber anderwärts zu, was die Verschmel-

zung kleiner Staaten mit größeren gefruchtet hat. Man besuche z. B., um Naheliegendes vorzuführen, das vormalige Herzogthum Urbino. Außerhalb der großen Communicationslinien, ohne politische oder wissenschaftliche Bedeutung, ohne Reichthum, ihre schöne Büchersammlung nach dem Vatican gewandert, ihr berühmter Palast in trauriger Verödung, die wenigen noch vorhandenen alten Familien langsam verkommend, ihre jüngern Söhne hastig greifend nach irgend einer Stelle in der Prälatur oder der päpstlichen Nobelgarde: so liegt die Hauptstadt da, und nicht ohne Wehmuth kann man der Zeiten denken, wo der treffliche Friedrich von Montefeltro ein ihm ergebenes Volk beherrschte, bei offnen Thüren speiste, auf dem Platz vor dem Franziskanerkloster den Uebungen der Jugend im Ringen und Werfen zusah und dabei Jedem Gehör gab, während er durch Maestro Luciano und Baccio Pontelli den schönen Palast bauen ließ, während er Pier della Francesca und andere berühmte Maler beschäftigte, eine der besten und erlesensten Handschriftensammlungen anlegte und man in Urbino keinem Bettler auf der Straße begegnete.

Man sagt, es hat so kommen müssen. Aber ist's nicht traurig, daß es so gekommen ist? Auch anderwärts finden sich Veränderungen dieser Art, wo kleinere Staaten ihre Selbständigkeit verloren. Indeß fanden sie meist irgend einen Ersatz — im gegenwärtigen Falle kenne ich keinen.

Doch genug davon. Vor wenigen Wochen haben Besorgnisse vor Unruhen die Blicke neuerdings auf Italien gelenkt. Die Besorgnisse sind übertrieben gewesen, wenn es auch in einzelnen Theilen nicht an Misvergnügen fehlt. Aber man darf es hoffen, daß dies Misvergnügen nicht in nazionale Abneigung ausarten wird, die Abneigung nicht in Aufstand. All' diese verunglückten Aufstandsversuche haben Italien, statt Vortheil, unnennbaren Nachtheil gebracht, und die Ereignisse von 1821 und 1822, mit den Folgen der Julirevoluzion, haben die Finanzen mehrer Staaten so sehr zerrüttet, das Vertrauen untergraben, die Familienverhältnisse selbst so gestört, daß Jeder, der es mit dem Lande und seinen Bewohnern redlich meint, wünschen muß, die mühsam errungene Ruhe bewahrt zu sehn. Denn durch Unordnungen und Aufstände werden die ersehnten Verbesserungen nicht erzielt werden.

Ich kann bei diesem Gegenstande nicht länger verweilen. Auf Eines nur am Schlusse hinzudeuten, will ich mir nicht versagen. Es ist die große Blüte des nördlichen Theils der Halbinsel. Toscana ist immer, dann selbst, als ringsumher Leid und Verstörung war, eine Art Oasis gewesen: von Toscana also brauche ich nicht zu reden. Wie sehr aber die Lombardei in Allem, was der Friede bringt und was durch den Frieden gefördert wird, Fortschritte gemacht und sie täglich macht, davon habe ich mich zu überzeugen Gelegenheit

gehabt, als ich vor nicht langer Zeit sie zum letztenmal besuchte. Die Lombardei ist von jeher der Erisapfel der Nazionen gewesen, welche um Italiens Besitz stritten. Gothen, Longobarden und Franken, Ottonen und Hohenstaufen, Carl V. gegenüber Franz I., Napoleon gegenüber dem Hause Habsburg — Alle kämpften in der Lombardei die entscheidenden Kämpfe, beinahe alle großen Schlachten sind auf ihren Ebnen geschlagen worden. Welche Erinnerungen wecken, auch wenn wir des Alterthums nicht gedenken und der neueren Zeiten, die Namen Legnano, Fornuovo, Ghiaradadda, Ravenna, Marignano, Pavia! Nachdem die Munizipalfeindschaften von Stadt gegen Stadt, nachdem der Familienhaß der Visconti, Scaligeri, Gonzagen, Carraresen aufgehört, folgten die entsetzlichen Zeiten der Letzten des Hauses Sforza, dann das spanische Regiment, vielleicht das schlechteste, welches je bestanden, der Erbfolgekrieg, der neue Kampf der Bourbonen gegen Oesterreich bis zum Aachner Frieden, der fünfmal erneuerte Revoluzionskrieg, dem die älteste der Republiken als frühes Opfer fiel. Nahe an dreißig Friedensjahre haben die Spuren der Kriege und Drangsale verwischt, wenn nicht die Erinnerung an dieselben. Die unendlichen Hülfsquellen dieses Landes, materielle wie geistige, haben unter einer geregelten Verwaltung auf glänzende Weise ihre Rechte geltend gemacht. Die so verständige wie billige Berücksichtigung der Ansprüche der großen Städte, die Organisirung einer auf histo-

rische Basis begründeten Gemeindeverfassung, die Ordnung und Zuverlässigkeit der Administration, die vortreffliche Einrichtung des Elementarunterrichts, die Wiederbelebung des industriellen Lebens: alles dies hat beigetragen zu dem gegenwärtigen blühenden Zustande der Lombardei. Man sagt, der Lombarde liebe die österreichische Regierung nicht. Ich lasse das Factum unerörtert. Forsche ich aber nach dessen historischer Begründung, so finde ich, selbst abgesehn von der jeder Nazion natürlichen Abneigung gegen fremde Herrschaft, das alte Wirken des guelfischen Geistes und jene Opposition, die vor mehr denn sieben Jahrhunderten mit der freieren Entwickelung des lombardischen Städtewesens begann, die in der gewaltsamen Zerstörung Mailands, Crema's, Tortona's, Susa's, Asti's, Chieri's durch Barbarossa nur Nahrung fand, gegen welche Heinrichs VII. ritterliche Seele und seine Pläne für die Verwirklichung der Idee eines großen mächtigen Kaiserthums vergebens ankämpften, und die durch Carl V. zu fürchterlich unterdrückt wurde, um nicht zurückzulassen den Stachel in der Wunde.

Wie dem aber auch sein möge, ich glaube, es gibt keinen Italiener, wie sehr er auch die Unselbständigkeit seines Vaterlandes und den Mangel an politischem Leben beklagen mag, der Oesterreichs administrativen Talenten und der während Jahrhunderten nicht erlebten Blüte der Lombardei nicht Anerkennung zollte. Wenn irgend etwas zu Gunsten der österreichischen

Verwaltung spricht, so ist es Venedig, von dem man wahrlich sagen kann, daß es wiederersteht aus seinen Trümmern, daß es wiederauflebt nach einem Verfall, der so unrettbar schien, wie er tief, plötzlich, betrübend war; daß es, wenn ihm fürder nicht beschieden ist, Königin der Meere zu sein, mit großartiger Anstrengung seine Thätigkeit auf jene Bahnen lenkt, die ihm noch offen stehn. Wer die Stadt vor zwanzig Jahren sah und sie jetzt sieht, erkennt sie nicht mehr. So sagen Venezianer selbst. Freilich, die geschichtlichen Erinnerungen und ihre Poesie kommen nicht immer gut weg bei den durch das Nützlichkeitsprinzip veranlaßten Reformen.

Ich sah diese schönen Städte Norditaliens zum letztenmal im Sommer des vorigen Jahres. Mailand und Como waren die letzten unter ihnen. Als ich beim herannahenden Abende eines sonnenhellen Julitages Como verließ und den steilen Weg hinanstieg, welcher nach dem Gotthard führt, warf ich einen letzten Blick auf das in Licht gebadete, in Duft gehüllte paradiesisch blühende Thal, in welchem die Stadt liegt, deren Fuß die klaren grünen Wellen des Sees bespülen, und ich trank noch einmal in vollen Zügen die wunderbare Herrlichkeit Italiens. Es war ein Lebewohl —

„Farewell! a word that must be, and hath been —
A sound which makes us linger; — yet — farewell!“

Im Juni 1844.

Inhalt des ersten Theiles.

Erster Brief. . . . . Seite 1—53

Auf der Peterskuppel. Kirchenbaukunst. Die Schicksale der Kuppel. Das Vaticanische Gebiet. Wachsthum der Stadt. Die Päpste im Mittelalter. Kämpfe mit den Longobarden. Fränkische Eroberung. Italiens Entwicklung im Mittelalter. Roms eigenthümliche Verhältnisse. Republik. Fortschritte der Papstgewalt. Neuere Zeiten. Blick auf die Umgebung.

Zweiter Brief. . . . . S. 54—72

Industrie, Handel und Schifffahrt.

Dritter Brief. . . . . S. 73—91

Congregation und Collegium der Propaganda. Katholische Missionen. Nazionalcollegien und geistliche Bildungsanstalten. Apostolische Vicariate und Präfecturen im Auslande.

Vierter Brief. . . . . S. 92—132

Mittelalterliche Kunst in Rom. Teutsche Kaiserdenkmäler in Italien. Teutsche und französische Monumente in römischen Kirchen.

Fünfter Brief. . . . . Seite 133—145

Sommerleben in Rom. Der Corso. Volksvergnügungen. Religiöse Feste. Fuochetti. Villa Borghese. Fest in der Villa Torlonia. Piazza Navona.

Sechster Brief. . . . . S. 146—195

Straf- und Besserungsanstalten. Criminaljustiz in Italien. Pönitentiarsystem. Römische Procedur. Criminalstatistik.

Siebenter Brief. . . . . S. 196—229

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Achter Brief. . . . . S. 230—237

L'Agosta. Die Colonnesen. Amfiteatro Corréa.

Neunter Brief. . . . . S. 238—278

Die letzten Stuarts. Der Chevalier de St. George, Carl Eduard und der Cardinal von Yorck. Die Gräfin Albany. Alfieri.

Zehnter Brief. . . . . S. 279—298

Die Familie Buoncompagni-Ludovisi und das Fürstenthum Piombino. Die Appiani. Villa Ludovisi. Heerstraßen und Reiseeinrichtungen im Kirchenstaat.

Eilfter Brief. . . . . S. 299—336

Zwei Frauen aus dem Hause Colonna: Vittoria Colonna d'Avalos, Marchesa von Pescara, und Giovanna d'Aragona Colonna. Ferrante d'Avalos. Lombardische Feldzüge — Carl V. und Franz I. Erstürmung Roms. Vittoria als Dichterin. Ariosto und Michel Angelo. Die Colonnesen unter Clemens VII., Paul III., Julius III., Paul IV. Ascan und Marc Anton Colonna.

Zwölfter Brief. . . . . Seite 337—422

Verhältnisse des Grundeigenthums in Italien zur Zeit der französischen Revoluzion. Französirung der Halbinsel. Restauration und gegenwärtiger Zustand. Besondere Verhältnisse der römischen Campagna und Reste des Lehnswesens. Latifundien und Baronalortschaften des römischen Adels. Landbau und Viehzucht. Colonisationsprojecte. Bevölkerung Roms und Zustand der arbeitenden Classen. Volksunterricht. Landwirthschaftliche Institute und Gesellschaften. Parallele des römischen Landmanns mit dem Toscaner und Lucchesen.

Dreizehnter Brief. . . . . . . S. 423—468

Neuere Kunst. Malerei.

Vierzehnter Brief. . . . . . . S. 469—504

Neuere Kunst. Sculptur, Kupferstich, Stempelschneidekunst, Architektur. Neuere Bauten in und bei Rom. Restaurationen alter Monumente. Arbeiten während der Regierung Gregors XVI. Ausgrabungen. Grabmonumente. Sammlungen. Archäologische Literatur und Institut für archäologische Correspondenz.

Neue römische Briefe.

— Roma ha vinti
I vincitori suoi: ruina e tomba
Era a sè stessa, e il barbaro col ferro
Le sue ruine misurar vedea.
— — — Roma sorgéa
Dalle ruine che salvò la croce,
E il palpito fecondo al cor sentía
D'una vita novella, e della fede
I trionfi mirò: questa divenne
Del Campidoglio suo l'immobil pietra.
Eterna al fine è Roma!

Niccolini.

Erster Brief.

Auf der Peterskuppel.

Maria Lesczynska, die Gemalin Ludwigs XV., sagte, in ihrem Königreiche Frankreich, „le plus beau des royaumes après celui du ciel“, hätten die schönsten Kirchen immer nur Einen Thurm, die schönsten Schlösser immer nur Einen Flügel. Sie beurtheilte danach den Charakter der französischen Nazion, die alles unternimmt, nichts zum Schlusse bringt, die eher mit Eifer einreißt als mit Ausdauer vollendet.

Hätte die Königin von Frankreich Florenz gekannt, sie würde, auch abgesehn von dem Wahrzeichen der Lilien, welche die toscanische Hauptstadt gemein hat mit dem französischen Herrscherhause, eine Aehnlichkeit zwischen den Bewohnern ihrer „belle France“ und denen der „Città oltre ad ogni altra italica bellissima“ gefunden haben. In Florenz hat man die Kirchenfaçaden vergessen. Wenn das Innere fertig war, waren Eifer oder Geld, oder beide zusammen, ausgegangen, und da stehen nun Sta. Maria del Fiore und Sta. Croce, und die herrlichen Bauten

Brunnelleschi's, S. Lorenzo und Sto. Spirito, mit nackten Ziegelwänden oder ärmlichem Kalküberwurf, und harren der Zeit der Vollendung und machen täglich, aber fruchtlos, den Florentinern den Vorwurf, daß sie, denen es an Mitteln gewiß nicht fehlt, nicht Kraft genug gehabt, noch Ausdauer und Liebe zur schönen Heimat, um das zu beendigen, was die Väter unter Krieg und Bedrängniß so hochsinnig begonnen, so standhaft durchgeführt.

Nicht so in Rom.

Von den dreihundert und mehr Kirchen, welche die Stadt zählt, sind wenige nur unvollendet. Sta. Maria Araceli gehört zu diesen, S. Salvatore in Lauro und einige andere von geringerer Bedeutung. Alle übrigen stehen fertig da, tant bien que mal. Ja man hat eine besondere Liebhaberei am Façadenbau gehabt. Ich weiß nicht, soll ich dies ein Glück oder Unglück nennen — ich möchte beinahe letzteres sagen. Denn wenn es eine schlechte Wirkung macht, an einem großen Gebäude gerade denjenigen Theil unvollendet zu sehn, der am ehesten in die Augen fällt, so stellen sich auch wieder die Mängel der Architektur nirgend unangenehmer dar, als gerade hier. Und Rom hat einen unermeßlichen Reichthum an schlechten Façaden. Sie stammen meist aus neuerer Zeit, vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis jetzt. Ueberall haben Päpste und Cardinäle, letztere namentlich, auf solche Weise sich verewigt. Der Himmel weiß, wie viele Façaden Cardinal Scipio Borghese, Pauls V. unternehmender Neffe, gebaut hat, eine verkehrter als die andere. Was von älteren Bauten dieser Art da war, wo wir meist einen Säulenporticus finden mit Gebälk, bisweilen noch einen Vorhof, schwand größtentheils vor dieser Neue-

rungssucht, zuletzt noch an Sta. Maria Maggiore und Sta. Croce in Gerusalemme, welche letztere gegenwärtig im Zenith des corrupten Geschmackes steht.

Dieser Betrachtungen konnte ich selten nur mich erwehren wie des Bedauerns über so sinnlos vergeudete großartige Mittel, wenn ich vor der Peterskirche stand. Die Façade des Maderno ist ohne Widerrede ein sehr mislungenes Werk. Es hat auch nicht an Plänen gefehlt, sie umzuändern: Francesco Milizia, ein Architekt und scharfer Kritiker am Ende des vorigen Jahrhunderts, meinte, es würde das Beste sein, wenn man sie ganz zu Boden würfe und mit ihr das, was über Buonarroti's Plan hinausgehe. Indeß dürfte wol keinem Papste zu rathen sein, so etwas zu unternehmen. Es hat freilich auch keine Gefahr!

Ob durch die Glockenthürme des Bernini die äußere Ansicht von S. Peter eigentlich gewonnen haben würde, weiß ich nicht. Der Styl dieser Thürme, von denen nur einer errichtet und bald wieder abgetragen ward, ist nicht zu loben, und so radical sind die Fehler der Façade selbst, an welcher kolossale Säulen neben winzigen stehn, geschmacklose Verzierungen gehäuft sind, und an der eine schwerfällige Attika über dem Giebelfelde, welches den Schluß bilden sollte, das unbegreiflichste und häßlichste ist: daß sie nur noch unerfreulicher werden kann, je größer ihre Masse wird. So ist es denn das Klügste gewesen, daß man die Idee der Thürme ganz aufgegeben hat.

Aber lassen wir alles dies. Denn nicht von dem Eindruck, den die Kirche macht, wollte ich Ihnen berichten, sondern von dem Eindruck, den man empfängt, wenn man ihre Kuppel besteigt.

Vier Stiegen führen, nach Michel Angelo Buonarroti's Anlage, auf das Dach der Kirche. Gegenwärtig sind sie nur für das bei derselben angestellte Dienstpersonal im Gebrauch, und im Anbau des Maderno, unter dem Grabmale der Gemalin Jakob Stuart's, Marie Clementine Sobieska, führt eine Thüre nach der gegenwärtig von Besuchenden benutzten Stiege. Ein Kirchendiener harrte: wir gaben die Billette ab, welche von der Deputation für die Reverenda Fabbrica di S. Pietro ausgestellt werden, und wurden zugelassen. Es ist eine bequeme romanische Treppe, welche auch für Lastthiere zugänglich ist. Ein Paar Inschriften, die sich auf das ebengenannte Denkmal u. a. beziehen, die Marmortafeln, die bei jedem Jubeljahr an der heil. Thüre der Basilika angebracht zu werden pflegen, Erinnerungen an regierende Häupter und andere hohe Gäste, welche die Kuppel bestiegen haben, sind in die Wand eingelassen. Ohne Anstrengung noch Ermüdung steigt man empor.

Wir waren auf dem Dache. Es bietet den eigenthümlichsten Anblick dar. Auf der großen Fläche umherwandelnd, sieht man rings um sich die elliptischen Kuppeln der Kapellen, die vom Vignola errichteten großen Kuppeln der Sacraments- und Chorkapelle, das Giebeldach, welches das Gewölbe deckt, wie aus dem Boden sich erheben; und eine hohe Travertinwand, an der Seite der Façade mit schlechten kolossalen Statuen, schließt, um das Gebäude laufend, das Ganze ab, zu hoch für den Effekt von außen, wenigstens für den nahestehenden Beschauer, dem sie den Tambour der großen Kuppel verdecken hilft. Und mitten inne erhebt sich Michel Angelo's riesiger Dom, dessen Schönheit und

kühne Anlage man wie aus der Ferne, so aus dieser nächsten Umgebung mehr denn irgend ein ähnliches Werk bewundert. Eine der größten Schönheiten dieser Kuppel besteht eben im Tambour, der jeden Bau dieser Art übertrifft, und dessen musterhafte Anlage mit der Ausführung aus mächtigen Travertinquadern übereinstimmt. Wenn man sich so in der Nähe auf dem Dache befindet, so wird Einem erst recht klar, was der große Künstler sagen wollte, als er sich anheischig machte, das Pantheon in die Luft zu erheben.

Manche haben gesagt und geschrieben, das Dach der Peterskirche sehe einer kleinen Stadt ähnlich; ja, ich habe mehr denn einmal gehört, es gebe Leute, die da oben geboren seien und ihr ganzes Leben zubringen. So ist's nun freilich nicht. Es sind Wohnungen dort und eine gewisse Zahl Leute, die mit der Instandhaltung des Baues beschäftigt sind; schwerlich aber wird je Einer da oben groß gezogen.

In einem Zimmer, in das man gelangt, bevor man die Platform betritt, sieht man die Modelle, welche Antonio Picconi da San Gallo und Michel Angelo für den Bau der Kirche machen ließen. Das des San Gallo ist sehr groß, ja, man kann darin aufrecht stehn und durchgehn. Es ist auch sonst groß, nämlich der Ausdehnung nach, die es der Kirche geben wollte. Auf den ersten Blick lassen Viele sich davon bestechen: es ist aber, wenn man es genau betrachtet, ein höchst geschmackloses, ich möchte beinahe sagen ein unsinniges Werk, schwerfällig und überladen und gleichsam das Prototyp aller Uebel, an denen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Architektur erkrankte. Man findet sich kaum heraus aus

diesem Riesenlabyrinth von Vorsprüngen und Ecken, von Pilastern und Halbsäulen, von massenhaften Fenstern und Nischen, von Corridors, Hallen und Gängen. Die Kuppel selbst steht in keinem Verhältniß zur Ausdehnung des Baues: sie nähert sich dem orientalischen Styl und erscheint, obgleich unendlich hoch hinaufgebaut, klein und unbedeutend im Verhältniß zur Masse des Gebäudes. Kurz, es fehlt diesem confusen Bau an allem Ebenmaß, und die Mängel desselben würden noch stärker hervorgetreten sein, sähe man ihn ausgeführt. Diese Bemerkungen beziehen sich wesentlich auf die äußere Erscheinung: die Harmonie aber der Außenseite mit dem Innern und die Zweckmäßigkeit sind nicht besser beschaffen. Man würde zu weit gehen, wenn man sagte, es seien nicht schöne Theile an diesem Plane: im Gegentheil ist manches daran zu loben, und es spricht sich ein an architektonischen Ideen reicher, ja poetischer Geist darin aus. Aber diese Verschwendung von Mitteln, dies Herumspringen unter verschiedenen Baustylen, diese Maßlosigkeit und Ueberfüllung mit unwesentlichen, selbst ungehörigen Dingen verdirbt das Ganze. Wenn man einen solchen von dem berühmtesten und unternehmendsten Architekten seiner Zeit für den größten Tempel der Christenheit mit reiflicher Ueberlegung und großem Aufwande von Zeit und Kosten entworfenen Plan sieht, so darf man sich nicht wundern, daß bald darauf die Baukunst auf die seltsamsten Abwege gerieth und in die größten Absurditäten verfiel.

San Gallo war bei alledem, strenggenommen, ein mehr architektonischer Geist als Buonarroti, und man ist versucht anzunehmen, daß er, der sonst seine Mittel und

die Grenzen seiner Kunst sehr wohl zu berechnen verstand, durch die Begierde, etwas Ungewöhnliches zu schaffen, zu diesem Galimatias sich verleiten ließ. Michel Angelo's Modell, so viel man auch dagegen einzuwenden haben mag, ist im Vergleich damit um so gemäßigter und verständiger.

Man hat über das Aufgeben des Basilikenstyls und die Anwendung der Pilaster und Gewölbe vielfach geklagt. Es läßt sich nicht leugnen, daß man solcherweise auf denjenigen Styl verzichtete, der, für den christlichen Cultus in Italien der nazionalste, den großen Vorzug hatte, daß er durch die, in so vielen großartigen und heiligen Gebäuden der ältesten christlichen Zeit fortlebende Erinnerung an die ersten Jahrhunderte der Kirche gleichsam geweiht war — auf jenen Styl, der, außer seiner ernsten und reinen Schönheit, auch den Formen des Cultus und der ganzen liturgischen Gliederung desselben am besten sich anschloß. Alles dies sprach für die Basilika. Wenn man sie dennoch aufgab, nach mancherlei Umhertappen, und zu einem andern Style überging, der mit Baccio Pontelli seinen entschiedenen Anfang nahm (der germanische oder sogenannte gothische Bau von Sta. Maria sopra Minerva steht ganz isolirt und ist ohne Nachahmung geblieben), so wirkten dazu verschiedene Gründe. Die Vorliebe für die Kuppelform, welche die Basilika ausschließt, war der vorwaltendste derselben: indeß mag auch der Umstand, daß das Herbeischaffen der kostbaren Säulen, die wir in vielen der alten Basiliken bewundern, theils sehr schwierig, theils, wenn es sich um größere Dimensionen handelt, ganz unmöglich war, dazu beigetragen haben. Denn man fand nicht mehr zu Dutzenden die

Marmor- und Granitsäulen heidnischer Tempel und anderer Gebäude, die man nur eben nach einem andern Orte zu versetzen brauchte; man durfte auch nicht mehr bauen wie in frühern Jahrhunderten, wo man hier eine Granitsäule hinstellte, dort eine marmorne, hier eine dicke, dort eine dünne, hier ein ionisches Kapitäl, dort ein korinthisches, hier ein Stück Architrav mit reicher Verzierung, dort ein schmuckloses. Die Größe der Gebäude an sich wäre weniger ein Hinderniß gewesen: hatte man doch die alte Peterskirche vor sich und Sanct Paul. Nimmt man alles dies zusammen, so ist es sehr begreiflich, daß man zu Pfeilern und Gewölben überging, wie sie durch spätere römische Bauten der Kaiserzeit und durch die byzantinischen Kirchen der Justinianischen Zeit an die Hand gegeben waren. So viel Unsinniges und Geschmackloses nun auch in dieser Richtung produzirt worden ist, so würde man, dünkt mich, dennoch Unrecht haben, wenn man die ganze Richtung verwerfen wollte. Denn sie hat uns Sanct Peter gegeben, ungeachtet aller Mängel und aller, meist späteren Verkehrtheiten, dennoch die erste Kirche der Welt, und sie hat uns vor der Langeweile bewahrt, die grenzenlos geworden wäre, hätte man den nur geringer Modificationen fähigen, in der Hauptsache in sich abgeschlossenen und vollendeten Basilikenstyl durchgehends beibehalten wollen. Es ist, dünkt mich, besser, sich hie und da über eine Tollheit ärgern — tausendmal besser, über Unsinn lachen, als bei tödtender Einförmigkeit gähnen.

Wir sind aber nachgerade zu dem Punkte gekommen, wo die Feststellung und Durchbildung eines, die innern wie äußern Bedingungen vereinigenden, zweckmäßigen

Kirchenbaustyls durchaus nothwendig ist. Denn nicht länger können und dürfen die babylonische Verwirrung, die Geschmacklosigkeit, der gänzliche Mangel an Styl und die Barbarei währen, denen man so lange ruhig zugeschaut hat. Man ist müde geworden, die Peterskirche im Kleinen nachzuahmen, und nach Jahrhunderten, man möchte glauben durch ein Wunder, zu der Ueberzeugung von der auf der Hand liegenden Wahrheit gelangt, daß die Peterskirche keine Nachahmung gestattet, am wenigsten in Miniatur. Was nachher entstanden, bietet, da nichts Originelles daran ist, auch keinen Anfangspunkt, keinen Boden, um weiter zu bauen. Denn Niemand wird den Vignola, den Della Porta, den Algardi als Muster empfehlen wollen. In dieser Noth und Verlegenheit nun ist man auf die seltsamsten Auskunftmittel und neue Abwege gerathen. In Rom selbst bemerkt man wenig davon: denn man hat in neuerer Zeit wenig Kirchen gebaut (das Bedürfniß ist auch nicht gerade dringend) und die Paar Façaden, die man ältern angeklebt, sind wahre Miseren. Aber man gehe z. B. nach Neapel, man betrachte die Kirche S. Francesco di Paola, dies riesige ex voto, in der Mitte eine schlechte Nachahmung des Pantheon, an den Seiten ebenso unsinnige Nachahmungen der St. Peters-Colonnaden, das Ganze einen halb komischen, halb betrübenden Eindruck hervorbringend — und man wird sehn, wie es in unsern Tagen mit dem Kirchenbaustyl in Italien steht.

Nicht in Italien allein ist man auf solche Abwege gerathen. In Frankreich, in Teutschland, in England, wo man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unendlich mehr gebaut hat als hier, stellen sich die Uebelstände

noch weit greller heraus. Es ist dahin gekommen, daß man eine Kirche von einem Museum nicht mehr zu unterscheiden im Stande sein würde, machte nicht das Kreuz sie kenntlich, oder anderes, was außerhalb der Architektur liegt. In Teutschland hat man die große Verirrung wie die Nothwendigkeit, einen andern Weg einzuschlagen, am ehesten erkannt und am eifrigsten sich bemüht, den rechten Weg zu finden. Wie aber die Architektur überhaupt von dem traurigen Schicksal betroffen ist, daß sie schwankend und ungewiß nach allen Formen und jeglicher Ausdrucksweise greift, so namentlich bei den Kirchenbauten. Man versucht's in jedem Styl und bekommt am Ende ein bunte Sammlung von Echantillons. In der nämlichen Stadt und zur selben Zeit wird eine Kirche früh-gothisch gebaut, eine zweite spät-gothisch, eine dritte byzantinisch oder romanisch, die vierte eine Basilika — alle diese Bauten haben Schönheiten und Vorzüge, aber es ist nur nicht die rechte Weise, zu etwas Stabilem zu gelangen. Anderwärts hat man's anders versucht: man hält Kirchenpläne für originell, weil sie ein confuses, incongruentes Gemenge von Stylarten zur Schau tragen, woran, läßt man sich nicht durch einen im ersten Moment etwas Blendendes habenden Reichthum täuschen, kaum irgend etwas zu loben sein dürfte, als das Bestreben, dasjenige Material zur Anwendung zu bringen, welches die Umgebung bietet und worauf der Architekt also vorzugsweise angewiesen zu sein scheint.

Am traurigsten ist es, wenden wir unsere Blicke nach Frankreich.

Es ist mit den Franzosen und ihren kirchlichen Bedürfnissen überhaupt eine eigene Sache. Was haben sie

nicht schon Alles durchgemacht! Als Ludwig XIV. Jugend und Kraft und Glück dahingeschwunden sah und fromm wurde, wurde es dem Anschein nach auch die Nazion, um dann die Orgien der Regentschaft mitzumachen und den höhnenden Unglauben des Filosofen-Zeitalters. Der revoluzionäre Cultus der Vernunftgöttin war eine folgerechte Progression. Als Napoleons Politik es gerathen fand, die Kirchen wieder zu öffnen, hatten jahrelanges Unglück, Verluste und Elend den religiösen Sinn einigermaßen wieder geweckt, aber Viele beteten doch nur eine Göttin an, la France. Seitdem haben wir bedenkliche Schwankungen erlebt, Rigorismus, Jesuitenthum, Frömmelei, Missionen, Bekehrungen, Predigten unter ungeheurem Zulauf und von den talentvollsten Männern, Angriffe auf die moderne Filosofie und das, kirchlichem Einfluß entzogene Unterrichtswesen, Erbauung neuer Gotteshäuser, Versuche zur Wiedereinführung geistlicher Orden — daneben St. Simonismus und Sozialismus, französische Kirche des Abbé Chatel, Caricaturen, Herunterreißen des Kreuzes und Verwüstung heiliger Orte in revoluzionärem Taumel. Und wie ist es mit den kirchlichen Gebäuden selbst gegangen? Zwei der Hauptkirchen in Paris können redendes Zeugniß ablegen, indem sie zu gleicher Zeit am besten zeigen, was es mit dem Charakter und der Zweckmäßigkeit der kirchlichen Architektur der neuern Zeiten auf sich hat.

Auf einem Hügel des linken Seine-Ufers, der den größern Theil der Stadt dominirt, legte im J. 1757 Soufflot den Grund zu der Kirche, welche der Schutzheiligen von Paris, der Hirtin von Nanterre, gewidmet ward. Die Ste. Geneviève war gerade kein Muster einer

christlichen Kirche, indeß ist sie ein schöner Bau: ein griechisches Kreuz mit ragender Kuppel, welche an die von St. Paul in London erinnert, und sechssäuligem Porticus. Als die christliche Religion abgeschafft ward, schuf man die Kirche in ein Pantheon für Frankreichs neue Celebritäten um: das Kreuz des Giebelfeldes wurde herabgeschlagen (Schade, daß man das des Grundplans nicht ändern konnte), allegorische Figuren ersetzten es und „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ wurde darunter geschrieben. Neben Voltaire's und Rousseau's Resten brachte man Mirabeau's und Marat's Leichen in die entheiligten Räume, letztern nur so lange, bis das Volk für gut fand, ihn in die Cloake der Rue Montmartre zu schmeißen. Napoleon machte wieder eine Kirche draus, ließ aber seine Generale und Senatoren in den Gewölben beisetzen; Ludwig XVIII. stellte das christliche Relief des Giebelfeldes her, ließ durch eine neue Inschrift das Gebäude wiederum der h. Genovefa weihen und durch Gros ihre Apotheose an der Kuppel malen. Soweit war Alles gut. Aber ein Fluch schien auf dem Bau zu ruhen, zu welchem die Erhöhung der Lotterie-Billete das Geld hatte hergeben müssen. Die famösen Trois journées kamen: die Kirche wurde wieder Pantheon, das Kreuz verschwand von neuem; im Innern liest man, in goldnen Buchstaben auf schwarzen Marmortafeln, die Namen der Victimes de Juillet; David von Angers machte ein Relief für das Giebelfeld, auf welchem man pêle-mêle Regiciden und Bischöfe und das Vaterland, sie alle krönend, sieht, und Gérard malte die Bürgertugenden neben der Gros'schen Genovefa, die man nicht zu zerstören

wagte und die nun vortrefflich paßt zu der neuen Bestimmung und Umgebung.

Ein seltsames Gegenstück zu dieser Profanation bildet das Schicksal der Madelaine. Steht man vor ihr, so ahnt man gewiß nicht, daß es eine Kirche ist. Sie war auch nicht dazu bestimmt, nicht mehr als der Theseustempel und das Pantheon Agrippa's. Napoleon wollte einen Tempel des Ruhms bauen, wo die abgetragene Magdalenenkirche gestanden: die Restauration bestimmte, es sollte eine Kirche draus werden, und die neue Regierung vollendete sie als solche. Weßhalb machte man sie nicht zum Pantheon? Niemand würde sich darüber gewundert haben. Denn unkirchlicher kann nichts aussehn als dieser korinthische Tempel, an und in welchem die neuere französische Kunst ihr Bestes versucht hat, in welchem man eher nach den Statuen französischer Marschälle sich umsehen möchte, als nach denen von Heiligen.

Es fragt sich nun, wie soll man Kirchen bauen? Nach Allem, was wir von rathlosem Umhertappen in unserer Zeit bemerken, muß die Frage schwer zu beantworten sein. Man hat neuerdings wiederholt auf die Zweckmäßigkeit des Basilikenstyls hingewiesen. Er hat die Erinnerungen von sechzehn Jahrhunderten für sich, die antiquarische Bedeutung, die architektonische Schönheit, das Anschließen an die Anforderungen der Liturgie. Angesichts der herrlichen Werke der ersten christlichen Jahrhunderte, die in der vordern Reihe der Kirchen des katholischen Südens glänzen, braucht man, scheint mir, der Wiederaufnahme dieses Styls in Italien Verständigen gegenüber wol kaum das Wort zu reden. Die Paulskirche wird überdies zeigen, daß wir noch Basiliken bauen kön-

nen und daß seltenere Abweichungen vom alten Muster nöthig sind, als man glauben möchte. Der Norden scheint vorzugsweise auf den sogenannten gothischen oder germanischen Styl hingewiesen, der aber wegen der großen Kosten und der Langwierigkeit, die kaum davon zu trennen sein dürften, manches Bedenken erregt, obwol er gerade in den letzteren Jahren im katholischen Teutschland nicht nur, sondern auch im protestantischen und in England mit Glück angewandt worden ist. Zu dem romanischen Styl ist man hie und da nicht ohne Geschick zurückgekehrt, und weshalb sollte man ihn nicht anwenden, da man namentlich am Rhein so schöne und vollendete Muster desselben vor Augen hat? Zu einer Einigung aber der Ansichten, die noth thäte, ist wol für jetzt nicht größere Aussicht, als zu einer volksthümlichen Entwicklung und lebendigen Regeneration von etwas schon Gegebenem, wie wir im fünfzehnten Jahrhundert im Brunelleschi ein großartiges Beispiel haben.

Kehren wir nun zurück zu Sanct Peter. Es fehlt unendlich viel, daß alles daran gut wäre. Die Verlängerung des Schiffs durch Carlo Maderno hat große Uebelstände mit sich geführt, und wollte man auch absehen von dem Misverhältniß zwischen dem Mittelschiff und den armseligen Seitenschiffen, von den ebenso miserablen Kapellen, von der Ungleichheit der Bogen, sogar von der schiefen Linie, in welcher der Anbau angesetzt ist: so würde doch der Umstand, daß die Länge des Schiffs den Anblick der Kuppel von innen und außen hindert, sowie der grundschlechte Styl der Façade, das Werk dieses Architekten verdammen. An dieser Façade ist nichts Großes als eben ihre materielle Größe. Unglücklicher-

weise ist man überdies beim Legen des Fundaments in schlechtem, schon umgewühltem Boden mit solcher Uebereilung und Fahrlässigkeit zu Werke gegangen, daß man nicht einmal Solidität erzielt hat.

Man mag die lateinische Kreuzform für die christliche Kirche noch so sehr preisen — und ich selber bin bereit sie als die passendste anzuerkennen — zur Kuppel gehört das griechische Kreuz. Man braucht nur die Wirkung, welche Bauten dieser Art, die Buonarrotische Grabkapelle in S. Lorenzo zu Florenz, die Kirche San Biagio bei Montepulciano vom ältern Antonio da San Gallo, die sämmtlich nach dem Muster der Sofienkirche gebauten türkischen Moscheen, endlich Sanct Peter selbst, vom Querschiffe aus gesehen, auf den Beschauer machen, der gleich zum vollen Bewußtsein ihrer Majestät gelangt, mit jener einer Kirche mit lateinischem Kreuz und Kuppel zu vergleichen, um von dieser Wahrheit sich zu überzeugen.

Als Michel Angelo Buonarroti starb (17. Febr. 1564), brauchte man nur noch die Kuppel zu wölben und das vordere Schiff mit der Façade zu bauen. Wie Maderno unter Paul V. letzteres ausführte, ist oben gezeigt worden. Daß Sixtus V. einige Lustra früher die Wölbung des Doms durch Domenico Fontana, seinen Lieblings-Architekten, der ihm bei seinen großen Plänen mit Eifer und Beharrlichkeit an die Hand ging, in übermäßiger Eile vollenden ließ, ist bekannt. Man schmückte dann das Innere desselben mit jenen Mosaiken nach Zeichnungen des Cesare Nebbia, des Gio. de' Vecchi u. A., deren kolossale Dimensionen uns überraschen, indem wir, nachdem eine ziemlich bequeme Treppe uns hinaufgeführt, auf die große Galerie treten, welche an der innern Seite

um die Kuppel herumläuft. Hier, wo wir noch den Dom über unsern Häupten haben, mit seinen Giganten von Evangelisten und Engeln auf Goldgrund, sehn wir tief hinab in die unermeßliche Kirche, auf Bernini's Baldachin und das von flimmernden Lämpchen umgebene Grab des Aprstels, an welchem Pius VI. kniet und betet.

Es war Urban VIII., der dem Bernini den Auftrag gab, an den vier Hauptpfeilern, welche die Kuppel tragen, die Nischen anzubringen, wo von den Balkonen herab die großen Heiligthümer gezeigt werden. Diese Nischen und die Treppen, die im Innern der Pfeiler zu ihnen führen, wie die untern Nischen, in denen die Marmorriesen stehn, haben für die Geschichte des Baues nicht geringe Bedeutung erlangt. Kurze Zeit nachdem sie gemacht waren, bemerkte man kleine Risse in der Kuppel. Da fiel Alles über Bernini her: man gab ihm Schuld, die Pfeiler zu sehr geschwächt zu haben. Vergebens wies er nach, daß Bramante, der die Pfeiler aufgeführt, und Buonarroti, der sie verstärkt, in ihrem Innern leere Räume gelassen. Als er einmal den Francesco Mochi, dessen Statue der Veronica mit wild fliegenden Gewändern in einer der Nischen steht, frug, woher denn der Wind komme, erhielt er zur Antwort: der pfeift durch die Risse, die Eure Geschicklichkeit in der Kuppel gemacht hat. Dann scheint es wieder stille geworden zu sein, von Zeit zu Zeit aber erneuerte sich die Besorgniß, der Dom könne einstürzen. Innocenz XI. ließ den Bau untersuchen und die Sachverständigen erklärten die Besorgniß für eine grundlose: Carlo Fontana schrieb damals auf des Papstes Befehl sein großes Werk über die Kirche, das brauchbarste und vollständigste, welches es

gibt. Indeß half alles dies nicht. Im J. 1742, erzählt Francesco Milizia, hieß es wiederum, die Peterskuppel stürze ein. Es verbreitete sich dies Gerücht so allgemein, daß ein entsetzlicher Lärm entstand: von allen Seiten kamen stromweise Schriften, Gutachten, Gerede; Congregazionen wurden gehalten, kurz, es schien Ernst. Wirklich sah man von innen und außen einige leichte Risse, sowol an den Bogen wie am Tambour, und an den Strebepfeilern des letztern bemerkte man außer andern Rissen auch einige Abweichungen von der lothrechten Linie. Seit wann aber diese Schäden bestanden, wann sie entstanden und wie man ihnen abhelfen könne — da tobte der Conflict der Meinungen. Die berühmtesten in Rom wohnenden Mathematiker, die beiden französischen Geistlichen (Minimi oder Paulotten — von St. François de Paule) Jacquier und Le Sueur, und der bekannte Jesuit Boscovich urtheilten, die Schäden an der Kuppel seien durch ihre mangelhafte Form entstanden, welche durch ihren Druck unaufhaltsam ihrem Untergange zuschreite, indem die Wirkung dabei ungleich stärker sei als die Gegenwirkung. Danach schlossen die genannten Mathematiker, die Risse seien vom größten Belang und machten rasche und entschiedene Abhülfe durch Eisenringe, Ausfüllung, Verstärkung und Erleichterung nöthig. Drei tüchtige Mathematiker aus Neapel, Intieri, Orlandi und Martini, erklärten sich gegen diese Ansicht. Wie denn, sagten sie, kann die Kuppel überhaupt sich noch halten, wenn ihr das Gleichgewicht fehlt und der Druck dem Widerstande so sehr überlegen ist? Sie schlugen vor, für den Augenblick nichts zu thun, sondern die Risse ein Paar Jahre lang genau zu beobachten. Seltsame Vorschläge kamen

aufs Tapet und man kann nicht umhin, an die Geschichte des Baues der Kuppel von Sta. Maria del Fiore zu denken, die Vasari so hübsch erzählt, und an den Erdhaufen mit Scheidemünze. Ein Architekt des Königs von Polen hatte den Muth, in einer Plenarversammlung vorzuschlagen, man solle die ganze Kuppel sammt dem Tambour niederreißen und ihm den Wiederaufbau übertragen: er habe schon ein Modell im Kopfe, wonach sie einfacher, spitzer und viel schöner werden würde; die ganze Operation sollte nur eine Lumperei kosten, denn er werde sich des alten Materials bedienen. Ein anderer erklärte, er getraue sich die Kuppel in ihren vorigen Stand zu setzen mittelst eines Reifs, den er im Innern mit Seilen zusammenziehen werde, die nur naß gemacht zu werden brauchten, um die nöthige Wirkung zu thun. Solche Kindereien brachte man vor. Von neunzehn schriftlichen Gutachten stimmten die meisten darin überein, daß man Eisenringe um die Kuppel legen müsse.

Nun berief man von Padua den Marchese Giovanni Poleni, einen Venezianer, der unter den italienischen Fysikern und Mathematikern wol den ersten Rang einnahm und sich durch mehre Schriften, namentlich über die Hydraulik, und durch seine Exercitationes Vitruvianae einen mit Recht geachteten Namen gemacht hatte. Nach genauer Besichtigung urtheilte er, die Form der Kuppel sei zwar nicht die beste, aber sie sei dennoch solid, und wenn sie einmal zu stürzen drohe, so gebe es kein anderes Mittel, als sie einzureißen. Die Risse schlug er sehr gering an und erklärte, sie schrieben sich von zweierlei Gründen her. Innere Gründe seien die wiederholten Verstärkungen der großen Pfeiler, von denen, obwol sie alle vier

im besten Zustand seien, dennoch der eine oder andere etwas gewichen sein könne; die so viele Jahre lang unbedeckt gebliebenen Bogen; der in Buonarroti's vorgerücktem und vielfach gequälten Lebensalter aufgeführte Tambour; die unglaubliche Eile, womit der Dom in zweiundzwanzig Monaten gebaut worden, während bisweilen sechshundert Arbeiter, selbst zur Nachtzeit, daran beschäftigt waren; endlich die Ungleichheit des Materials, das während der langen Dauer des Baues angewandt worden. Als äußere Gründe nannte er Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Gewitter und Erdstöße. Die Abweichungen vom Senkblei erklärte er für ganz unerheblich und wollte sie, da sie ungleich, gar nicht einem Weichen der Kuppel zuschreiben, sondern Fahrlässigkeit beim Bauen. Als die Kuppel aufgeführt ward, legte man zwei Eisenringe herum, einen beim Beginn der Wölbung, den zweiten unter den ersten Fenstern. Diesen fand man in zwei Stücke gebrochen und der Bruch schien alt. Ein neuer Beweis für die Solidität der Kuppel, denn der Bruch und die Risse waren an ganz verschiedenen Stellen. Nach diesem Befunde zu urtheilen, hätte man nun den Bau ruhig lassen dürfen: dennoch schlug Poleni vor, fünf neue Ringe um die Kuppel zu legen, was man auch that. Der bekannte Architekt Vanvitelli leitete die Arbeit: die fünf Ringe wurden gelegt, ein sechster zur Verstärkung der beiden alten, von denen man den schadhaften ausbesserte; die Risse wurden ausgefüllt und mit Klammern versehen. Viele meinten, es wäre besser gewesen, man hätte die Kuppel nicht mit einem so enormen neuen Gewichte belastet und durch so vieles Hämmern und Arbeiten gequält. Alle Kuppeln, hieß es, hätten Risse, da sie

aber nicht, wie die Reverenda fabbrica di San Pietro, jährlich dreißigtausend Scudi Einkünfte hätten, so lasse man sie in Frieden und erkläre ihre Gebrechen für unheilbar.

Nun besteigen wir den eigentlichen Dom. Die jetzige, zum Theil hölzerne Treppe ist nicht unbequem, wenn man sich auch etwas seitwärts neigen muß. Man steigt in dem Raume zwischen dem eigentlichen Gewölbe und dem äußern Dache. Mit leichter Mühe gelangt man nach oben und tritt ins Freie, auf die Galerie, welche die Laterne umgibt. Da sieht man, halb geblendet durch den plötzlichen Contrast, Rom vor sich in seiner Glorie.

Es ist ein überwältigender Anblick. Gerade unter sich hat man die kolossale Masse der Kirche, gegen welche Alles in der nähern Umgebung schwindet: da windet sich, große Curven beschreibend, der gelbe Strom unter seinen Brücken und zwischen Häuserreihen durch: da liegt, in compacten Gruppen, die neue Stadt, großentheils im Thale, aber gekrönt von den Hügeln, die sie bedeckt hat mit gewaltigen Bauwerken: da erscheinen auf weitem Felde die Trümmer des alten Rom, in deren offenen Hallen „Waldesgrün mit Sonnenschein spielt"; der Janiculus, bedeckt mit Villen und Klöstern, dämmt gleichsam ein die transtiberinische Stadt; der Monte Mario begrenzt nach Norden das Tiberthal; nach Süden und Osten dehnt sich die große Ebene, welcher Grenzen sind Gebirge und weithin glänzendes Meer.

Vogelperspectiven haben immer etwas Unmalerisches. Ich ziehe, wenn es um pittoreske Schönheit sich handelt, manchen Blick von einem niedrigern Standpunkte dem ebengenannten vor. Aber um einen Begriff zu erhalten

von der Größe, um sich ein Bild zu machen vom Charakter der Lage Roms, wenn ich so sagen darf, um das Historische der Bildung der Stadt in sich aufzunehmen, muß man auf den Petersdom steigen.

Spät erst ward die Stelle, auf der wir stehen, in den Bereich der Stadt hineingezogen. Hier soll Cincinnatus auf seinem Acker gepflügt haben, als die Noth der Stadt ihn vom Pfluge zu den Waffen rief. Die Luft war ungesund in diesen Niederungen der Tiber, wie zum Theil auf dem gegenüberliegenden, ebenen, den Ueberschwemmungen preisgegebenen Marsfelde. Man baute hier keine Wohnungen: die eigentliche Stadt lag drüben, sie gruppirte sich um die Hügel und auf denselben, Capitol, Palatin, Aventin, Cälius, Viminal, Esquilin und Quirinal nahm sie ein. Unter den Kaisern begannen die Gartenanlagen: Nero hatte hier seine Gärten und seinen großen Circus. Auf dem schönen Platze vor der Kirche steht der Obelisk, der des letztern Spina schmückte, welchen Sixtus V. der Stelle, auf welcher er Jahrhunderte lang stehen geblieben, durch Fontana entheben und auf dem jetzigen schönen Standpunkte errichten ließ *). Chri-

*) Ich setze hier die römischen Obelisken der Reihe nach her, nach der Zeit ihrer Aufrichtung.

Der Obelisk in der Villa Mattei (Fragment), von Ramses III., wahrscheinlich vom Isistempel auf dem Capitol, wurde gegen 1582 errichtet von Ciriaco Mattei, dem das römische Volk ihn geschenkt hatte. Den Vaticanischen, von Heliopolis, errichtete Sixtus V., 1586. Derselbe Papst ließ drei andere Obelisken aufstellen: den Lateranischen, gegen 1740 Jahre vor unserer Aera durch Thoutmes IV. in Theben errichtet, durch Constantin den Großen nach Alexandria, durch Constans nach Rom

stus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus ab omni malo plebem suam defendat, heißt die schöne

---

geschafft, wo er im Circus maximus seinen Platz fand; den (Flaminischen) von Piazza del Popolo, von Ramses III., gleichfalls aus dem Circus maximus, endlich einen der beiden vom Mausoleum des August, jetzt hinter Sta. Maria Maggiore. Domenico Fontana leitete diese sämmtlichen Arbeiten im Jahre 1587. Innocenz X. ließ im Jahre 1651 auf Piazza Navona durch Bernini den Domizianischen Obelisk aufstellen, der sich im Circus des Maxentius befunden und nun gewöhnlich der Pamfilische heißt; Alexander VII. gleichfalls durch Bernini im J. 1667 auf dem Platze vor Sta. Maria sopra Minerva den einen (von Hophre) vom Isistempel, der, man mag sagen was man will, von seinem Elefanten mit Geschick und Aplomb getragen wird. Den andern vom Isistempel, aus der Zeit Ramses' III., ließ Clemens XI. im J. 1711, es heißt durch Carlo Fontana, auf dem Pantheonsplatze aufstellen. Mit Sixtus V. wetteiferte Pius VI. Drei Obelisken erhielten unter ihm in den Jahren 1786, 1788 und 1792 ihre gegenwärtige Stelle, alle unter der Leitung G. Antinori's. Der Quirinalische vom Mausoleum des August, der vor der SS. Trinità de' monti aus den Sallustischen Gärten, eine corrupte Nachahmung des Flaminischen, und der von Psametich I., einst im Campus Martius, auf Monte Citorio, welcher 1748 unter Benedict XIV. ausgegraben ward. Dem letzten Obelisk, die Zwölfzahl voll zu machen, wies Pius VII. im J. 1822 seinen Platz an im öffentlichen Garten auf dem Pincio: er hatte in den Varianischen Gärten bei Sta. Croce in Gerusalemme gelegen, war 1570 vom Erdreich befreit worden, und wurde hier von Marini aufgestellt. Er ward vom Kaiser Hadrian zu Antinous' Ehren erdacht. Drei von diesen Obelisken sind ohne Inschriften, der Vaticanische, der von Sta. Maria Maggiore und der Quirinalische. — Ueberdies gibt es noch an andern Orten folgende Obelisken: zu Benevent zwei zerstückte vom Domizianischen Isistempel, die schlecht restau-

Inschrift einer der Seiten seines Postaments. Wo er den Triumf der Christuslehre verkündet, fanden lange noch unter den Kaisern die mitternächtigen Mysterien des Dienstes der Cybele statt. In den Gärten der Domitia, hart am Ufer des Stromes, den hier eine neue Brücke überschritt, baute Hadrian sein riesiges Grabmal, welches bald in den Kreis der Befestigungen gezogen ward, die diesem Ufer eine ganz andere Gestalt gaben. Ueber dem Grabe des Apostels Petrus errichtete Kaiser Constantin eine Basilica, welche mit dem Mausoleum durch einen Porticus verbunden wurde; allmälig sammelten sich Ansiedler in der Nähe der Kirche, großentheils Fremde, deren Namen noch geblieben; im neunten Jahrhundert zog Leo IV. die Mauer, welche der nach ihm benannten Leostadt ihre Grenzen anwies. Obgleich aber die Heiligkeit des Ortes die Pilger anzog, obgleich im zwölften Jahr-

---

rirt und zusammengefügt sind; zu Florenz im Garten Boboli steht der Medizeische; auf dem Hippodrom (Atmeidan) zu Constantinopel der vom jüngeren Theodosius dorthin gebrachte, endlich der von Luqsor, von Ramses II. und III., welcher im J. 1833 von Theben nach Paris geschafft und im J. 1836 durch den Architekten Lebas auf der Place de la Concorde errichtet ward. Sonst finden sich Fragmente in Urbino und Neapel. Neuerdings wurde in einem Dorfe der Thebais ein (wie es scheint, kleiner) Obelisk entdeckt und im J. 1838 in das Museum von Alnwick Castle in England, Besitzthum des Lord Prudhoe, gebracht. (S. Bonomi in den Transactions of the R. Society of literature, Bd. I., 1843). — Die vollständige Beschreibung und Erklärung der mit Inschriften versehenen Römischen Obelisken gab der gelehrte Barnabit Pater Ungarelli: Interpretatio obeliscorum Urbis, Rom 1842.

hundert die Päpste den Vaticanischen Palast anlegten und wenigstens zu Zeiten hier wohnten, obgleich seit der Rückverlegung des heil. Stuhls von Avignon nach Rom der Borgo, wie man diesen Theil gewöhnlich nennt, städtischer sich gestaltete und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wie in der ersten des sechzehnten viele glänzende Bauten unternommen, dann mittelst der Lungara die Verbindung mit Trastevere bewerkstelligt wurde; obgleich endlich in neuerer Zeit der Vatican den größten Theil des Jahres hindurch und mit Vorliebe vom Papste bewohnt wird: so hat doch nie eine dichte Bevölkerung hier sich angesiedelt, nie ist ein reger Verkehr entstanden, die meisten Wohnungen sind ärmlich; die Luft hat von Alters her ihren schlechten Ruf behalten.

Die Ebene auf dem linken Ufer des Flusses, von der noch ein Theil den alten Namen des Campomarzo bewahrt, bildet den wichtigern und größern Theil der jetzigen Stadt. Einst aber gehörte sie gar nicht zu derselben. Nachdem die niedrige Ebene von den Sümpfen befreit war, welche die Ueberschwemmungen des stets nach der linken Seite andringenden Stromes hier erzeugt, wurden Tempel, Theater, Thermen auf ihr gebaut: da waren der Circus Flaminius und Agonalis, wo jetzt dichtgedrängte Straßen und die belebte Piazza Navona; da standen des Pompejus Theater und Curie am heutigen Markt des Campo de' Fiori; da erhob sich das Amfitheater des Statilius Taurus, dessen Trümmer, nach der gewöhnlichen, aber vielfach bestrittenen Annahme, den gegenwärtigen Monte Citorio bilden, das Mausoleum des Julischen Geschlechts, dessen Form und Reste man noch sieht, die großen Bauten der Antonine, von denen die dem Mark

Aurel gewidmete Säule noch steht, und zu welchen man gewöhnlich die Säulen am heutigen Zollhause rechnet, die von Neueren, nachdem die Benennung eines Tempels des Antoninus Pius aufgegeben worden, für die Reste eines der Marciana, Schwester Trajan's, errichteten Tempels erklärt wird, während Andere sie in eine viel frühere Zeit versetzen und einen Theil des sogenannten Posidoniums des Agrippa, einer dem Neptun gewidmeten Halle, in ihnen sehen. Noch steht Roms besterhaltenes Monument, das Pantheon, welches Marcus Vipsanius Agrippa siebenundzwanzig Jahre vor des Heilands Geburt errichtete und mit dem er weitläufige Thermen verband. Erst nach der gewaltsamen Zerstörung eines großen Theiles der Hügelstadt durch die Normannen, 1084, wurde das Marsfeld mehr angebaut: jetzt ist es seiner Länge nach von der schönsten Straße der Stadt, dem Corso, durchschnitten und der Sitz des gewerblichen wie des vornehmen Lebens. Denn hier reihen sich die meisten großen Paläste aneinander, hier sind mehre der größten Kirchen, hier haben beinahe ausschließlich Handel und Industrie ihren Sitz aufgeschlagen. Alles ist neu, soweit das Auge reicht, d. i. neu im römischen Sinne, wo, wenn es um Alter sich handelt, ein paar Jahrhunderte nicht in Betracht kommen. Erst wenn man den ganzen Corso entlang gewandert ist, findet man ein alterthümlich aussehendes Gebäude, den Venezianischen Palast, der vom Ende des 15. Jahrhunderts ist. Nach dieser Zeit erst wurde die ganze bis zum Flaminischen Thore sich ziehende Strecke bebaut. Der Palast Ruspoli, vom Ammanati nach der Mitte des 16. Jahrhunderts für die bekannte Florentinische Familie Rucellai gebaut, ist eines der älte-

sten Werke. Die meisten sind aus dem 17. und 18. Jahrhunderte, und wie sind manche von ihnen! Die Kirchen sind vom Della Porta, vom Algardi, vom Bernini und ihren weit schlimmern Nachfolgern.

Bis zum Fuße des Pincio, des Quirinal und des Capitols erstreckt sich das Marsfeld. Die Hügel, jetzt so dünn bewohnt, waren die Sitze der ältesten Niederlassungen, als sumpfendes Wasser noch den größern Theil der Ebene und der Thäler füllte. An manchen derselben sind die Abhänge jetzt geebnet und mit Gebäuden bedeckt; nicht alle auch waren ursprünglich steil abfallend. Wie aber das Aussehen mehrer unter ihnen war, vergegenwärtigen unbebaute, niedere Waldung tragende Tuffsteinhügel der Campagna, unter andern die Höhe dicht bei der Paulskirche, und von Roms Hügeln selber noch der Aventin und der Cälius, ersterer namentlich an der Tiberseite, letzterer unterhalb des Klostergartens der Passionisten gegen das Flavische Amfitheater zu. Selbst der Capitolshügel, ungeachtet seiner wechselnden Schicksale, zeigt noch viel von seinem alten Felscharakter. Der Tradizion gemäß, welche, von Roms ältern Schriftstellern überliefert, von seinen Dichtern neu belebt, auf die Nachwelt überging, bauten lange vor der Gründung der eigentlichen Stadt durch Romulus, den Königsenkel von Albalonga, arkadische Siedler, die aus Palantium kamen, Wohnungen auf dem Hügel, der nach ihrer Heimat der Palatin genannt ward. Auf dem nämlichen Palatin und allmälig um den Abhang desselben bildete sich, solchen ältern Bewohnern sich anschließend, die latinische Stadt, die sabinische auf dem Quirinal. Nach dem etruskischen Ritus läßt man Romulus mit dem Pflug die Furche um den

Abhang des Berges ziehen und so das Pomörium entstehen, beginnend beim Forum Boarium, wo später zum Gedächtnisse ein Stier von Erz errichtet ward. So stiegen aus dem nördlichen und östlichen Berglande Ansiedler in die Ebene herab und trafen hier zusammen in der günstigen, wenn auch keineswegs gesunden Lage am Strom. Viele Quellen entsprangen in den Niederungen und bildeten Seen, die erst in später Zeit ganz verschwanden: Eichenwald deckte den Cälius und die Einsattlung, welche die beiden Spitzen des Capitoliums scheidet. Mauern mit Thoren verstärkten die natürliche Festigkeit der Hügel. Die Bewohner der beiden gesonderten, aber benachbarten Burgen vereinigten sich: nach der ältesten sagenhaften Geschichte fand es nach blutigem Kampfe statt, zu dem das bekannte Factum des Frauenraubs Veranlassung gab. Andere Niederlassungen in der unmittelbaren Umgebung waren entstanden: eine neue latinische auf dem weitläufigen Aventin, eine etruskische auf dem Cälius. Nun trocknete man allmälig die Thäler aus: der große Sumpf des Velabrums wurde durch die Cloaca maxima in festen Boden umgeschaffen. Noch jetzt leitet diese große Cloake, deren Bau man dem ältern Tarquin zuschreibt, den Wasserabfluß vom Quirinal, vom Viminal und einem großen Theile des Esquilin wie der dazwischenliegenden Thäler in die Tiber, und erstreckt sich vom Forum an nach dem Flusse, in den sie bei dem runden Tempel mündet, welchen man gemeinhin jenen der Vesta nennt. Ein Theil der östlichen Hügel wurde angebaut: der große Erdwall, den man nach dem, gewöhnlich als sechster König Roms angenommenen Servius Tullius nennt, umschloß nebst neuen Mauern (welche bis zu Kai-

ser Aurelianus Zeiten, folglich nach der gewöhnlichen Annahme gegen acht Jahrhunderte lang, die Befestigungslinie bildeten, wenn hier überhaupt von Befestigungen die Rede sein kann, da überall Gebäude an die Mauer sich anlehnten und die Stadt weit über sie hinausreichte) die stückweise so entstandene Stadt und auf dem Capitolinischen Berge, der immer der heilige blieb, wurde dem Jupiter der große Tempel gebaut, das Sanctuarium Roms bis zu den spätesten Tagen. Es ist dies die Zeit, in die man das Aufhören der königlichen Herrschaft zu setzen pflegt und die Einführung der einjährigen consularischen Würde.

Wenn man, neben den Diocletianischen Thermen, den Garten der Villa besucht, welche Sixtus V., als er noch Cardinal von Montalto war, anlegte und welche jetzt der Familie Massimo gehört, so sieht man eine bedeutende, langgedehnte Erhöhung des Erdreichs vor sich, auf deren Spitze eine kolossale Statue der Roma unter Cypressen steht. Es ist ein Theil des Walles (Agger) des Servius, von dem auch an andern Stellen noch Spuren sich verfolgen lassen. Von der Höhe genießt man eine wunderschöne Aussicht auf das östliche Ende der Stadt, die Ebene und das Gebirge, dessen Kette man kaum anderswo so frei und ungeschmälert erblickt wie von diesem Punkte, welcher, der höchste Roms, bis zu 236 Fuß über dem Meere sich erhebt.

Wie malerisch gruppiren sich die römischen Hügel!

Von fast allen Seiten ist das Capitolium verbaut und verdorben; der Platz auf demselben und die ihn umgebenden Gebäude, wenngleich sie der Anlage nach von Michel Angelo herrühren, sind unbedeutend; den tarpejischen

Felsen deckt ein confuses Gemisch neuer Bauten; nur Kirche und Kloster von Araceli mit der zu ihnen hinaufführenden Marmortreppe haben Charakter behalten. Und doch, wie hebt sich, von günstigem Standpunkt aus einiger Entfernung betrachtet, der heilige Hügel empor aus der Niederung! Wie mahnt er an die Zeit, wo der Jupiterstempel und die unüberwindliche Arx seine Spitzen krönten! Freier steht der Palatin da: hier hat die bewohnte Stadt aufgehört — Heuschober füllen die gewaltigen Hallen der kaiserlichen Paläste; neben einer Villa, wo Raffael's Schüler malten, haben die Mönche von S. Bonaventura ihre Zellen aufgebaut, ihre Palmen hingepflanzt; das ganze Jahr hindurch blühen Tausende von Rosen und den alten Ruinen haben neue sich hinzugesellt, die der Gärten der Farnesen, deren weitläufige Anlagen in Trümmer sinken. Steil fallen der Aventin und der Cälius ab, jener auf der Abendseite, die dem Flusse zugewandt, dieser nach Süden wie nach Norden, an der Villa Mattei wie am Garten und Kloster von SS. Giovanni e Paolo, Gesträuch und Schlingpflanzen auf ihren felsigen Abhängen wuchernd, wo mittelalterliche Thürme stehen oder Akazienreihen Schatten bieten; der eine von Dominikanern und Hieronymiten spärlich bewohnt, von Camaldulensern und Passionisten der andere; Vignen und Villen in den Raum sich theilend mit Kirchen und Klöstern, da, wo griechische Sagen vom Hercules melden, wo Remus den Adlerflug beobachtete, wo die Gracchen und Trajan wohnten; wo endlich in der Kaiserzeit das glänzendste Viertel war und gewaltige Travertin-Arkaden uns die umfangreichen Bauten der Imperatoren vergegenwärtigen. Im Wesentlichen denselben Cha-

rakter wie die letztgenannten Höhen haben Esquilin und Viminal, wenn auch ihre Abhänge weniger steil und felsig sind; auf und zwischen beiden zieht sich eine nicht breite Häuser- und Straßengruppe vom Capitol und Quirinal nach Sta. Maria maggiore, mit schönen Klosterkirchen, mit hohen Thürmen mittelalterlicher Jahrhunderte, namentlich bei S. Pietro in vincolis ein malerisches Ensemble bildend, wo die Palme des Gartens der Maroniten steht, der Weg jäh sich senkt und unter einem burgähnlichen Bau an der Kirche der Minimi, S. Francesco di Paolo, welchen man der Zeit Alexander's VI. zuschreibt, einen Durchgang ins Thal bildet. Der Quirinal endlich mit seinen hochragenden, glänzenden Palästen ist recht eigentlich die Hofburg des Papstes als weltlicher Herrscher, während der Vatican mehr den kirchlichen Charakter repräsentirt.

So stellt sich Rom dar, die Stadt, welche, während sie die Welt eroberte, zu den Zeiten der Republik bescheidenen Glanz bewahrte, deren Ziegelbauten August in marmorne umgeschaffen zu haben sich rühmte, welche großentheils unter Nero eingeäschert ward, unter den Flaviern und Antoninen zwar um manche alterthümliche Denkmale ärmer, aber groß und herrlich dastand; welche, als die Jahre des unwiderstehlichen Vorschreitens vorüber waren und sie sich bedroht sah von Streifzügen fremder Völker, Aurelian mit neuem Mauerkreise umgab, den Probus beendigte, Honorius ergänzte und verstärkte. Wir sehen diese Mauer noch vor uns, wenn auch an hundert Stellen ausgebessert und erneuert, denn sie litt viel durch Belagerungen und Stürme, denen sie selten nur widerstand, bis sie zum letztenmal erstiegen ward durch Bour-

bon's raubgierige Scharen. In ihrer Anlage schon war sie ein unvollkommenes Werk: statt früherer Quaderbauten errichtete man sie aus Ziegeln, vorhandene Bauwerke wurden benutzt und eingeschlossen. So am Pincio, wo die schwächste Seite, die alten Substructionen des Hügels, vom Lager der Prätorianer die eine Seite, gegen das nach Präneste führende Thor zu die Bogen der Wasserleitungen, beim Sessorium das Castrensische Amfitheater, am Ostiensischen Thore die Grabpyramide des Cestius. Es ist die Stadt, welche von den Uebeln, die im Gefolge der nordischen Völkerschaften in Italien eindrangen, um so härter betroffen ward, je sieggewohnter sie bisher gewesen war; welche, zur nachmaligen Hauptstadt und zum Mittelpunkt der christlichen Welt bestimmt, am längsten dem untergehenden Polytheismus anhing und als der Sieg längst gewichen war von ihren Legionen, mehr als darüber zu trauern schien über den Verlust des capitolinischen Victorienaltars; welche, groß im Untergange noch, die fremden Nazionen und Herrscher mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte und endlich die eine Weltherrschaft vertauschte mit der andern.

Die Anfänge dieser neuen Weltherrschaft, jener der Päpste, und ihre politischen Nachwirkungen auf Italien sind wiederholt Gegenstand langer, zum Theil leidenschaftlicher Discussionen gewesen. Man hat gesagt, daß durch den Ehrgeiz der Päpste, welcher der Ausbreitung der longobardischen Macht über ganz Italien Schranken setzte und zuletzt mit Hülfe der Franken der Longobarden Herrschaft ein Ende machte, Italien der Aussicht auf politische Einheit, die damals dem Lande geboten worden, beraubt und der eigentliche Anfang zu jener Zerstückelung gemacht

worden sei, an der bis auf den heutigen Tag der schönste Theil Europa's krankt. Auf der andern Seite wird erwidert, daß es die Päpste waren, die Italien vor völligem Versinken unter barbarischem Joche bewahrten und in seinem Centrum jene Macht bildeten, deren Einfluß auf Civilisation und Freiheit auch von ihren erbittertsten Gegnern kaum in Abrede gestellt werden dürfte. Auf jener Seite steht, Einen nur zu nennen, Giannone, auf dieser Manzoni, der Dichter, der christliche Filosof und Historiker. Ich kann es mir nicht versagen, einigen Worten von ihm, die sich auf Roms Verhältnisse in der Longobardenzeit und auf die Stellung der Päpste in Rom beziehen, hier Raum zu gewähren. „Rom und die übrigen von den Longobarden nicht eroberten, von den griechischen Kaisern entweder wirklich oder nur dem Namen nach beherrschten Theile Italiens (sagt er in dem Versuch über einige Punkte der longobardischen Geschichte) wurden im achten Jahrhunderte vom erstgenannten Volke beinahe in jedem Moment bedroht, angegriffen, überzogen. Die letzten Könige Liutprand, Hildebrand, Rachis, Astolf, Desider unternahmen bald einen, bald zwei, bald mehre Streifzüge durch die römische Landschaft, belagerten mehrmals die Stadt, verwüsteten und tödteten, wo sie zogen. Welche Mittel der Vertheidigung waren den Bewohnern gegeben? Beinahe keine. Das Kaiserreich, oft mit anderweitigen Kriegen beschäftigt und auf keine Weise stärker oder von Männern regiert, die besser waren denn jene, welche die Eroberung des übrigen Theiles Italiens vor sich gehen ließen, war nicht mehr im Stande, den Rest zu schützen. Wie schwach es war, wurde recht klar, als beim Einfall Liutprands in das Gebiet von Ravenna

der Exarch Eutychius nichts Anderes zu thun wußte, als Papst Zacharias bitten, er möge sich beim longobardischen Könige für die Einstellung der Feindseligkeiten verwenden. Die Römer waren, wozu seit langer Zeit die im Glanz einherschreitende Feigheit und die anmaßende Rathlosigkeit ihrer letzten Kaiser, die Folge und die Schicksale der Barbareneinfälle, die systematische Entwaffnung und die Ausübung unkriegerischer Beschäftigungen, zu welchen die Gothen sie angehalten, wozu die griechische Regierung endlich sie gemacht, die nur so viel Kraft hatte, als hinreichte zum Unterdrücken; sie waren, wie Jahrhunderte von Besorgniß und Versteckthalten sie gemodelt, Jahrhunderte der Thatenlosigkeit ohne Ruhe, der Schmerzen ohne Würde, der Niederlagen ohne Schlachten; Jahrhunderte, während welcher jene, die den römischen Namen trugen, größere Anstrengungen, härtere Entbehrungen, schwereres Ungemach und drückenderes Elend erduldeten, um diesen Namen zu einem Gegenstande der Verachtung und Schmach zu machen, als ihre großen Ahnen, um ihn zum Gegenstande der Furcht wie der Verehrung der ganzen Welt zu erheben. Ohne kriegerische Bildung und Führer, ohne Vertrauen einflößende neuere Beispiele, ohne jenen Muth, der großentheils auf solchen Voraussetzungen beruht, wie hätten sie dem Andrange jener Horden Widerstand leisten mögen, welche innerhalb der Mauern der eroberten Städte die Zucht ihres alten Wald- und Lagerlebens bewahrt, welche in der Kindheit die kriegerischen Künste erlernt und deren Annalen seit ihrem Einzuge in Italien nicht von Einer durch die Römer ihnen beigebrachten Niederlage berichteten? Letztern war also nichts geblieben als Entmuthigung, Klagen, Verzweiflung. Wir hören zwar zu Zeiten noch

von einem römischen Heere: welcher Art es aber war, können wir daraus schließen, daß bei wichtigen Veranlassungen das bischen Vertrauen, das wol noch aufblitzte, auf Bitten sich gründete oder fremden Beistand. Ist ein Volk einmal zu einem solchen Zustande gelangt oder gesunken, so hat es ferner nichts zu hoffen, nicht einmal das Mitleid oder Interesse kommender Zeiten.

Die letzte Hoffnung, Hoffnung auf Erleichterung, wenn nicht auf Umgestaltung ihres Looses, setzten die Römer in die Päpste. Rom, alles dessen beraubt, was Beachtung heischen kann, bewahrte noch in seinem Innern einen Gegenstand der Verehrung und Liebe für die Anhänger, des Schreckens oft für die Gegner; einen Mann, zu dem die Blicke eines großen Theiles der Welt erwartend und ehrfurchtsvoll sich hinwandten und um dessenwillen bei den wichtigsten Veranlassungen Roms Name genannt wurde. Während die Gründe der Billigkeit, des alten Besitzes, der rechtlichen Ansprüche am eigenen Boden, kein Ohr gefunden haben würden bei einem Volke, welches sein eigenes, auf Eroberung gegründetes System des öffentlichen Rechts besaß: konnte dieser Mann allein Worte aussprechen, die Beachtung heischten und Erörterung veranlaßten; er war ein Römer, der versprechen konnte und drohen. Auf diesen Mann also mußten die Blicke und die Wünsche aller seiner Mitbürger sich richten. So geschah's auch. In den Nöthen dieses unglücklichen Volkes erflehten die Päpste Heeresmacht von den Griechen, Mitleid von den Longobarden, Hülfe von den Franken, je nachdem die Verhältnisse auf das eine Auskunftsmittel hoffen ließen oder auf das andere. Das letzte war das wirksamste. Um aber zu beurtheilen, ob

die bewaffnete Dazwischenkunft der Franken stattgefunden, um den eigensüchtigen Planen des Ehrgeizes der Päpste den Weg zu bahnen, oder aber, um das Volk zu retten: dazu braucht man, selbst flüchtig nur, die Anlässe zu betrachten, bei welchen die Päpste Gregor I. und II., Stefan II., Hadrian, die Franken unter Carl Martell, Pipin, Carl dem Großen zum Beistande gegen die Longobarden aufriefen."

Gewann Italien, gewannen die Italiener durch die fränkische Eroberung?

Es gibt wenige Punkte in der Geschichte, worüber die Ansichten so wenig harmoniren wie über die italienischen Zustände, namentlich über die Verhältnisse der alten Bevölkerung zu den erobernden Fremden, unter der longobardischen Herrschaft. Diese Verhältnisse sind nicht bekannt genug: man kann nicht einigermaßen nur mit Sicherheit beurtheilen, ob Longobarden und Römer, wenn man den vorgefundenen Resten der ursprünglichen Bewohner ja diesen Namen geben will, in bürgerlicher Gemeinschaft lebten, ob es sich um eine Regierung im vollkommnern Sinne des Wortes handelte und nicht etwa um einen bloßen Besitz, ob nicht das longobardische System Beschränkungen enthielt, welche keine wahre Vereinbarung zugelassen haben würden. Aber auch in dem Falle, daß man den Sturz des Longobardenreiches als ein Glück für Italien bezeichnen wollte (die Mehrzahl der italienischen Historiker, Machiavell unter ihnen, sind entgegengesetzter Meinung), dürfte man kaum annehmen, daß des Landes alte, eigenthümliche Bewohner bei der fränkischen Eroberung gewannen. Manzoni selbst, den wir eben als Apologeten der päpstlichen Politik (wenn man diesen Aus-

druck gestatten will) kennen gelernt haben, spricht es in einer seiner schönsten und beredtesten Poesien, dem herrlichen ersten Chore des Adelchi, aus, daß das Loos des besiegten Volkes unter den neuen Herren kein glücklicheres ward. Der Franke steigt über die Eiswälle der Alpen, zerstreut fliehen vor ihm, die bisher harte Gebieter waren. Hoffend blickt der unterdrückte Italer den Kommenden entgegen und träumt das Ende der langen Knechtschaft. Leichtgläubige! Wähnt ihr, euch zu befreien sei der neue Eroberer gekommen?

„E il premio sperato, promesso a quei forti,
Sarebbe, o delusi, rivolger le sorti,
D'un volgo straniero por fine al dolor?
Tornate alle vostre superbe ruine,
All' opere imbelli dell' arse officine,
Ai solchi bagnati di servo sudor.

Il forte si mesce col vinto nemico;
Col nuovo signore rimane l'antico;
L'un popol' e l'altro sul collo vi sta.
Dividono i servi, dividon gli armenti,
Si posano insieme su i campi cruenti
D'un volgo disperso che nome non ha.“ *)

---

*) Und was sich zum Lohne die Starken versprechen,
Betrogne, das wär', euch die Kette zu brechen?
Zu wenden das Schicksal des fremden Geschlechts?
O kehret zurück zu den stolzen Ruinen,
Zur rußigen Werkstatt, den Herrschern zu dienen,
Zur Furche, benetzt mit dem Schweiße des Knechts!

Mit dem Siegenden wird der Geschlagene schalten,
Mit den neuen Gebietern verbleiben die alten,
Ihr bleibt mit dem Joche Beider beschwert.

Während aber, im dritten Jahrhunderte nach der Franken Einzug in Oberitalien und dem Sturze des Longobardenreichs, eine Umwälzung vor sich ging, groß und folgenreich wie irgend eine, welche die Welt gesehen, während Roms Gewalt über die Geister den Erdkreis erfüllte: lag die Stadt selbst in Zuckungen; in den tiefsten Abgrund hinabgesunken von ihrer vormaligen Höhe, schmachteten ihre Bürger im Elend, waren sie geworden ein Gegenstand des Mitleids, ja der Verachtung der übrigen Völkerschaften und Städte Italiens, welche, Norden wie Süden, der alten Herrin weit vorangeeilt waren in Bildung, Ruhm und vielgestaltiger Blüte.

Wenn wir auf die innere Entwickelung der politischen Verhältnisse in den italienischen Staaten des Mittelalters unser Augenmerk richten, so treten uns die verschiedenartigsten Erscheinungen entgegen. Derjenige Theil der Halbinsel, in welchem das Verlangen nach munizipaler Unabhängigkeit am ersten laut ward und die Communen am frühesten zu Selbständigkeit und Kraft gelangten, kaiserlicher Macht in enger Verbrüderung erfolgreichen Trotz bietend, die Lombardei, sah die republikanischen Formen auch am ersten untergehen, und statt in großartigem Verbande unter Einem Heerscher ein mächtiges Ganze zu bilden, erlebte sie die Demüthigung, einer Unzahl größerer wie kleinerer Gewaltherrscher, die, krankend an allen mit ungewissem oder unrechtmäßigem Besitze verknüpften

---

Sie theilen die Sklaven, die Heerden, die Gauen,
Sie ruhen zusammen auf blutigen Auen
Des Volks, das des eigenen Namens entbehrt.

Streckfuß.

Uebeln, aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen waren, und somit der schlimmsten Tyrannei, zerstückt zu leichtem Raube zu fallen. Das Widerspiel finden wir in Toscana. Die große nazionale Bewegung trat hier später ein und minder gewaltsam: das Kaiserthum hatte im Kampfe mit der päpstlichen Macht schon die härtesten Stöße erlitten: der Entscheidungskampf berührte die auf der Südseite des Apennins gelegenen Provinzen in geringerem Grade und die Entwickelung der Gemeindeverfassung, wenn auch in ihren Grundzügen eine Nachbildung jener der lombardischen Communen, nahm einen ruhigern, geregeltern Gang. Während, seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, Signoren, bald kaiserlicher, bald päpstlicher Partei, im obern und mittlern Italien zum Theil vorübergehend, zum Theil bleibend sich festsetzten: in der Mark Verona die Ezzeline (von 1200 an) und die Scaligeri (um 1270), die Este am untern Po (um 1220), die Feltrier im Montefeltro und in Urbino (um 1236), in Mailand die Torrianer (1257), dann die Visconti (um 1277): konnte in Toscana keine Adelsfamilie zu eigentlicher Signorie in größern Städten gelangen, wenn wir das kräftige Geschlecht der Tarlati von Pietramala ausnehmen, deren Suprematie in Arezzo übrigens einen andern Charakter hatte, als irgend eine der obengenannten. In Florenz entwickelte sich dagegen, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an, das rein demokratische Prinzip mit allen seinen Tugenden und Schwächen.

Ein gemischtes Verhältniß zeigt Rom.

Auf der einen Seite suchte die päpstliche Oberherrlichkeit ihre Rechte geltend zu machen, auf der andern die städtische Gemeinde. Von einer dritten Gewalt, der

kaiserlichen, war praktisch nicht mehr die Rede. Die Folge des Conflicts war, daß, im wechselweisen Obsiegen und Unterliegen, weder die päpstliche Gewalt, noch die städtische zu rechten Kräften kam, bis erstere, zum Theil durch ganz äußerliche Umstände, um die Mitte des 15. Jahrhunderts entschieden den Sieg davontrug. Die andere Folge war, daß die Verfassung Roms beiweitem weniger den Charakter der Stetigkeit und des berechneten, obgleich nicht immer sich bewährenden Gleichgewichts an sich trägt, als wir ihn z. B. in der florentinischen antreffen, so mannigfach auch im Laufe der Zeit die Modificationen im Einzelnen gewesen sein mögen. Nicht zu reden von der Verschiedenheit der gesammten politischen Stellung, indem wir Florenz im 14. Jahrhundert als Herrin eines ausgedehnten und blühenden Dominiums sehen, ghibellinischem Andrange wie brandschatzenden Räuberheeren mit Erfolg Widerstand leistend, während Rom lediglich als gesunkene Stadt auftritt, als solche mit dem übrigen Kirchenstaat kaum zu thun hatte und am wenigsten in eigentlichre Wechselbeziehung stand.

Eben jener Conflict beiderseitiger Rechtsansprüche und die aus ihm hervorgehende Unvollkommenheit der bürgerlichen Institutionen waren Ursache, daß die Verhältnisse zwischen den beiden großen Theilen der Bevölkerung, Adel und Volk, in Rom nicht klar bestimmt wurden. In Florenz constituirte sich bereits im Jahre 1250 der Popolo als solcher, nahm 1282 durch Einsetzung des Magistrats der Prioren der Zünfte die oberste Regierungsgewalt in seine Hand und vernichtete 1293 die politische Macht des alten Adels beinahe völlig durch dessen gewaltsame Ausschließung von den städtischen Aemtern. Rom ist

weit entfernt, eine solche stufenweise Fortbildung eines rein bürgerlichen Regiments aufweisen zu können. Der alte Lehnsadel gelangte freilich, vom Anfang des 12. Jahrhunderts an, ebenfalls zu keinem bedeutenden städtischen Einflusse mehr, zu desto größerm aber der neue Adel, der zum Theil mit jenem ältern zusammenhing. Durch Arnold von Brescia, der in seiner politischen wie in seiner religiösen Wirksamkeit mit dem Dominikanermönch Savonarola manche Aehnlichkeit hat, war der Senat 1143 erneuert worden, wechselte aber häufig seine Form, bis er endlich in der Weise sich feststellte, daß ein Senator, zu Zeiten auch zwei vorhanden waren, die mit dem Capitano del popolo, einem von den lombardischen Communen entlehnten Amte, welches ausnahmsweise bisweilen dem Senator selbst übertragen wurde, und einer wechselnden Zahl von Beisitzern, die zu gleichen Theilen aus den Bewohnerrn der dreizehn Stadtkreise (Regiones, Rioni) gewählt wurden, in die Verwaltung sich theilten. Die Senatorwürde (wenn sie nicht den Päpsten selbst oder auswärtigen Fürsten übertragen ward, die sie dann durch Stellvertreter verwalten ließen) fiel nun durchgehends den Gliedern des neuen Adels anheim und mit ihr ein Einfluß auf die Angelegenheiten des Popolo, dem dieser oft sich zu entziehen suchte, indem er, auch ohne päpstliche Einwilligung oder Bestätigung, fremde Senatoren aufstellte oder andern von ihm gewählten Beamten die Regierungsgewalt eigenmächtig übertrug. Solche Aeußerungen der popolaren Autonomie waren aber gewöhnlich nicht nachhaltig: eben weil dem Popolo jene festgegründete, durch geachtete und mächtige Corporationen gebildete, durch strengbeachtete Gesetze und For-

men gestützte, in sich abgeschlossene und gegliederte Verfassung abging, welche in Florenz dem demokratischen Element zum entschiedenen Siege verhalf. Rom war weder einem eigentlichen Signore unterworfen, noch eine unabhängige Commune, noch waren die Berechtigungen von Adel und Volk auf gesetzlicher und fester Basis begründet. Es war nicht das organische Ganze eines Municipiums mit seiner nothwendigen Gliederung, mit bestimmten, von der Gesamtheit anerkannten Rechten; es war ebensowenig das patriarchalische Verhältniß großer Adelsfamilien und der ihrem Schutz Befohlenen; es war am allerwenigsten eine klare Stellung von Herrscher und Unterthan. Es war ein Comandi chi può ohne göttliches noch menschliches Recht.

In solchen anarchischen Zeiten trifft es sich wol, daß irgend ein talentvoller oder entschiedener Mann sich statt des Gesetzes hinstellt. In Rom fand im Frühling 1347 eine Umwälzung statt, die nicht etwa darum viel von sich reden gemacht hat, weil von ihr eine bedeutende Einwirkung auf die nachmalige Gestaltung der städtischen Verhältnisse ausging, sondern vielmehr weil sie wie ein Meteor am nächtlichen Himmel erschien, weil sie die Erinnerungen an Roms, des tiefgesunkenen, alte Größe wie mit einem Zauberschlage weckte, weil endlich die mittelalterliche Geschichte der Stadt so arm ist an interessanten Persönlichkeiten, daß man um so eifriger festhält an einzelnen lichten Punkten. Die Begebenheiten des Lebens Cola Rienzo's wiederzuerzählen, ist hier nicht der Ort*). Es möge genügen zu bemerken, daß er, kurze Zeit nach

*) Röm. Briefe Bd. II. S. 103 ff.

dem letzten Römerzuge im alten Sinne, jenem Kaiser Heinrichs von Lützelburg, um die Mitte des Jahres 1313 geboren ward, dem niedern Volke angehörte, 1343 mit einer städtischen Gesandtschaft zu dem in Avignon wohnenden Papste ging, im Jahre darauf Notar der städtischen Kammer wurde, am 20. Mai 1347 in einer von ihm zusammenberufenen Volksversammlung eine beinahe dictatorische Gewalt erlangte und dann den alten Titel Tribun sich beilegte, den Staat völlig reformirte, dem Adel seinen Einfluß nahm und in Nähe wie Ferne nicht geringes Ansehn sich zu erwerben wußte, bis er durch das Zusammenwirken eigenen Hochmuths und toller Verkehrtheit, des Widerstrebens der Großen und der Unzufriedenheit der Curie, endlich durch seine Rathlosigkeit im Moment der Gefahr gestürzt, im siebenten Monat seiner Herrschaft Capitol und Rom verließ. Dies war des Dramas erster Akt. Es folgte der zweite, nicht minder abenteuerliche: das weltlicher Eingriffe wie religiöser Meinungen wegen über ihn ausgesprochene Verdammungsurtheil der Kirche; der Aufenthalt in den Abruzzen bei den antipäpstlich gesinnten Einsiedlern vom Franziskanerorden; die Reise nach Prag zu Kaiser Carl IV. und die Darlegung seines politisch-kirchlichen Glaubensbekenntnisses; seine Gefangennehmung auf des Papstes Gesuch und seine Auslieferung im J. 1351. Den Schlußakt beginnt eine freilich nicht nachhaltige Peripetie: Cola's Befreiung aus dem langwierigen Gefängnisse durch den neuen Papst, der sich seiner als Mittel bedienen wollte, Roms völlig zerrüttete Verhältnisse wieder zu ordnen; seine Ernennung zum Senator und der Einzug in Rom am 1. August 1354, seine fehlgeschlagenen Unternehmungen und sein tyran-

nisches Verfahren, das er bald (8. October) in einem Pöbelaufstande mit gewaltsamem Tode büßte.

Zur Zeit schon als Rienzi noch lebte, und dann als das Andenken an seine Handlungen noch frisch war, hatte bei den Verständigen das Urtheil über ihn so ziemlich schon in derselben Art sich gebildet, wie die Nachwelt es bestätigt hat. Der florentinische Chronist Giovanni Villani, der ein Jahr nach Cola's Sturze starb, nennt sein Beginnen ein „fantastisches Werk" und bezeichnet damit dessen Charakter aufs passendste. So wenig festen Halt aber auch dieser Mann hatte, so war er doch eine Beachtung heischende Persönlichkeit. Daß eine Gestalt wie Cola di Rienzo aus einer, man kann sagen, so niedrig gestellten Umgebung, in einer Epoche so tiefer moralischer wie politischer Versunkenheit auftauchte, sollte weniger in Verwunderung setzen, als daß er der einzige geblieben ist. Denn die Elemente dieses Charakters waren im Volke gegeben. Mitten in Roms schmachvoller Ohnmacht lebte noch die Erinnerung an Roms geschwundene Größe: ein immergrüner Epheu wucherte sie zwischen dem morschen Gestein, das allein geblieben von der alten Herrlichkeit; sie lebte in Rom selbst wie im übrigen Italien. Nicht Dichter blos und Rhetoren zeugen dafür: Leute auch aus dem Geschäftsleben, kalte und ruhige Beobachter der Begebnisse ihrer Zeit, die um so weniger von Enthusiasmus sich hinreißen ließen, je dürftiger in ihrer Nacktheit die Armseligkeit der Resultate ihnen vor die Augen trat.

Die Erinnerung aber an die alte Römerwelt war etwas ganz Fantastisches geworden. In den Trümmern wohnte die mittelalterliche Sage, die mit den Eroberern vom Norden eingewandert schien, und hier, auf fruchtba-

rem Boden, sich verschwistert hatte mit den uralten klassischen Tradizionen. Wie Wahres mit den seltsamsten Märchen und sich ängstigendem Volksglauben ein abenteuerliches Ganze gebildet, läßt sich ermessen aus einzelnen darüber uns aufbewahrten Ansichten. War ja doch den Gelehrten, wie Petrarca, die Kunde vom alten Rom und seinen Denkmalen, die sie, wenn auch verstümmelt, doch großentheils noch vor sich sahen, ein unendliches Chaos von Wirklichem und Falschem. Ein lebendiger, reizbarer, zum Nachsinnen geneigter, für poetische Eindrücke empfänglicher Geist mußte hier reiche Nahrung finden. Dazu kam die Ungunst äußerer Verhältnisse, dazu das Bewußtsein des Mangels an rechtlicher Begründung dieser Verhältnisse, und die schwache Stütze, die sie in der Menge hatten, dazu der alte Widerstreit des Adels und Volkes. Daß, wo solche Bedingungen gegeben waren und die Erbitterung über persönliche Kränkung zu ihnen sich gesellte, Rienzi's Charakter in der Weise sich ausbildete, wie wir ihn bei seinem ersten handelnden Auftreten erblicken, sollte Keinen wundern. Ebensowenig die augenblickliche bedeutende Wirkung, die er auf das Volk hervorbrachte, wenn man den kaum besser denn gesetzlosen, völlig verwahrlosten Zustand dieses in einem verworrenen Halbbewußtsein der ebenbezeichneten Ideen und Träumereien aufgewachsenen, nicht wie die Bürger anderer, auch kleinerer Städte Italiens durch thätige Theilnahme an wohlgeordneten öffentlichen Angelegenheiten oder durch reges industrielles Leben beschäftigten und in dieser Theilnahme und Beschäftigung moralische Befriedigung findenden Volkes in Anschlag bringt. Daß die Ideen, die Wünsche, die Plane, die Anforderungen, welche wir in Cola di Ri-

enzo personifizirt finden, nicht neu waren, daß sie in der Zeit selbst und ihren Bedürfnissen eine innerliche Begründung hatten, beweiset, so sollte man denken, der große Anklang, den sie fanden, in Rom selbst wie in einem ansehnlichen Theile des übrigen Italiens. Eine Thatsache, die nicht in Abrede gestellt werden kann. In diesem Bezuge also ist Cola di Rienzo immer eine bedeutende Erscheinung, weil er eine so wichtige Seite des Charakters des Römervolks im Mittelalter so lebendig zur Anschauung gebracht hat. Auch die Träume, die dunkeln, in zum Theil formlosen Bildern schwebenden, hat er verwirklicht. Freilich nicht viel mehr denn vorübergehend: auf kurze Zeit blos leuchtete das Gold in seinem Innern hervor aus dem gemeinen Metall, welches ihm als Hülle diente: aber wenngleich vorübergehend nur, darum doch auf höchst bemerkenswerthe Weise. Sein rascher Sturz ist nicht sowol einem Unverstande zuzuschreiben oder einer Unmöglichkeit in der ursprünglichen Gestaltung des neuen Gemeinwesens, als den Auswüchsen seines eigenen Charakters, welcher der Prüfung des Glückes erlag. Der Senator Cola endlich hatte nichts mehr gemein mit dem vormaligen Volkstribun.

Es war das letzte Mal, nehmen wir einige minder bedeutende Vorgänge aus, daß das römische Volk als solches eine durchgreifende Reform versuchte und durchführte und dem Traum der alten Republik wirkliches Leben verlieh. Von da ab finden wir wol die fortwährenden Kämpfe der Adelsparteien unter einander, des Adels mit dem Volke, der großen Familien mit den Päpsten, nachdem diese zurückgekehrt aus Avignon: wir finden Kampf und Unordnung zur Ermüdung, aber das Volk hat wenig

oder nichts dabei zu sagen. Die eigentliche thätige Einwirkung der Päpste auf die Stadt beginnt erst nach dem Constanzer Conzil, welches dem großen Schisma ein Ende machte: dann nahm sie zu in rasch steigendem Maße. Unterdessen erhielt auch der Kirchenstaat eine veränderte Gestalt. Als die päpstliche Autorität in der Zeit der tiefsten Ebbe war, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, mithin in der so eben geschilderten Epoche, half ihr wieder auf ein Castilier, Gil d'Albornoz, aus einem Feldherrn im Maurenkriege Cardinal der h. Kirche geworden, von Innocenz VI. als Legat nach Italien gesandt. Er stellte erst in Rom die Ruhe her, unterwarf Viterbo und das Patrimonium, führte den größten Theil der Romagna zum Gehorsam zurück, gewann Bologna von den Visconti und machte es Urban V. möglich, Italien zu besuchen. Viele Früchte seiner Tapferkeit und Klugheit gingen von neuem verloren durch nachmaligen Unverstand, und während der Unordnungen der großen kirchlichen Spaltung und in den Kriegen mit den neapolitanischen Anjous. Martin V. und Eugen IV. mußten eine Stadt, eine Provinz nach der andern gewinnen: sie thaten es mit wechselndem Glück. Indessen ordneten sich allmälig die Verhältnisse während des 15. Jahrhunderts, und das Patrimonium, Umbrien, die Romagna, Bologna und die Marken erkannten die päpstliche Obergewalt an. Nicht daß die Bande sehr enge gezogen, das Gewicht päpstlicher Autorität sehr schwer gewesen wäre: eine Unzahl von Städten standen von Alters her unter eignen Signoren, deren Befugnisse, namentlich dem h. Stuhl gegenüber, gewöhnlich sehr vage bestimmt und begrenzt waren. Cesar Borgia, wenn man auf Staatsklugheit

und Talent sieht, einer der glänzendsten Charaktere der italienischen Geschichte, unterwarf den größten Theil der Romagna, wenn auch nicht gerade in der Absicht, dem h. Stuhl dadurch zu nützen: Julius II. und Leo X. setzten das Werk fort. Unter Letzterem stand der Kirchenstaat mächtiger und compakter da und mit erweiterten Grenzen: gehörte doch selbst Parma dazu mit Piacenza. Diese auf kurze Zeit nur, aber dafür verschwanden im 16. und 17. Jahrhundert allmälig alle intermediären Gewalten, selbst jene, welche so unabhängig dagestanden vom Papste, wie einst von Frankreich das große Herzogthum Burgund unter der Nebenlinie der Valois: Ferrara nämlich und Urbino. Seit jener Zeit bis zur französischen Revoluzion hat der Kirchenstaat die nämlichen Grenzen behalten: er hat sie durch den Wiener Congreß wiedererlangt mit geringen Modificationen. Rom unterdessen hat sich erneuert, Leben und Bewegung haben zugenommen und immer mehr nach einer in seiner Existenz als Stadt neuen Richtung sich hingezogen. Soviel Nazionales auch geblieben, so ist doch das Rom der mittleren Jahrhunderte mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

Lassen wir die Stadt, blicken wir auf die Umgebung. Nach Süden zuerst, über die Ebne, durch welche der Strom mäandrisch das Meer sucht, an seinem Ausfluß Ostia, welches Ancus Martius gründete, einst blühende Hafen- und Handelsstadt und Roms großes Waarenlager, jetzt ein elendes Castell an dem versandeten, nur Fischernachen zugänglichen Tiberarm, gegenüber die heilige Insel und nahe an den Häfen Claudius' und Trajan's das Fischerdorf Fiumicino, Entrepot für den schwa-

chen, aber neuerdings sich mehrenden Verkehr auf dem Flusse. Gehn wir nach Osten, so erstreckt sich eine weite Ebne, von niedern Hügellinien durchzogen, vielfach mit Waldung bedeckt, und von kleinen Flußthälern durchschnitten, zuerst der Latiner Land, dann der Rutuler, an die östlich und gen Norden der Volsker Wohnsitze sich anschließen, in eine Landspitze auslaufend bei Antium, in ein Vorgebirge beim schroffen Circäum. Es ist der Boden uralter Sagen, die zusammenhangen mit der Mythengeschichte von Roms Gründung. Da lagen Laurentum, des alten Latinus Hauptstadt, Lavinium, von Aeneas gegründet, Ardea, des Rutulerkönigs Turnus Sitz, Antium, die mächtige Seestadt der Volsker: Orte, die jetzt bald bedeutendere, bald geringere Reste bieten; weiter noch nach Südosten die große versumpfte pomptinische Ebne. Es ist das Land des eigentlichsten Sitzes der bösen Luft und der Fieber. Lassen wir nördlicher den Blick schweifen, so erhebt sich vor uns, auf allen Seiten frei, aus der umgebenden Fläche die malerisch abgeschlossene Gruppe des Albanergebirges, vulcanischen Ursprunges, mit eingestürzten Kratern, die nun tiefe Seen bilden, mit waldigen Berggipfeln und theils schroffen Wänden, theils sanft sich verflachenden Abhängen; mit vielen Städten, von denen auf der uns zugewendeten Seite Albalonga, eine latinische Pflanzstadt, dann mächtig und über nachbarliche Orte herrschend, von welcher das neue, nicht ferne in bequemerer Lage gegründete Albano den Namen hat; die neueren Orte Castel-Gandolfo und Marino, letzteres für Castrimönium gehalten, mit dem Versammlungsort des latinischen Bundes, in wasserreichem, romantischem Thal der Ferentina, ersteres

in malerischer Lage recht auf dem Rande des Kraters, dessen Stelle jetzt der Albanersee einnimmt. Wie ein Adlerhorst, dicht unter der Spitze des Cavo, des höchsten Punktes der Gruppe, mit gleichsam in den Felsen eingeklebten Wohnungen Rocca di Papa, für Fabia oder die Albanische Arx genommen; auf schroff abgeschnittener Felsmasse das starke Tusculum, an dessen Fuße das freundliche Frascati sich gebildet; das moderne Monteporzio und Montecompatri mit benachbarten Klöstern und nicht weit davon auf dem letzten beinahe vereinzelten Hügel Labicum, das jetzige Colonna. Höher hinauf, der großen nördlichen Bergkette zugewandt und die ganze Ebne überschauend, die verfallene Veste des alten Corbio, jetzt das einsame Rocca Priora. Dies ist das Gebirge: überblicken wir aber zwischen ihm und Rom das Mittelland, so finden wir an der appischen Straße Bovillä und die Stätten mehrer Orte und großen Villen, darunter, der Stadt uns nähernd, Roma vecchia und, neue Ruinen neben alten, Capo di bove mit dem Burgthurme, der einst zum Grabe diente der Tochter des Eroberers von Creta.

Und nun die nordöstliche und nördliche Seite. In vielfachen Krümmungen strömt die Tiber auf die Stadt zu, den aus den Sabinerbergen hervortretenden Anio aufnehmend bei der Stelle, wo man, dicht bei der Salarischen Brücke, Antemnä annimmt, das Roms ersten Eroberungsversuchen erlag. Das Land ist überstreut mit Ruinen von Landsitzen und Grabmälern, die bedeutendsten unter ihnen Tor Pignattara, wo das Grab der Kaiserin Helena, und die Villa der Gordianer, die man Tor de' schiavi nennt. Dann in weiterm Kreise eine ganze

Reihe alter Städte, mit der Nachbarschaft des Albanergebirges beginnend, zwei albanische Colonien, Gabii und Collatia, oft genannt in Roms ältester Geschichte, durch Reste und Eigenthümlichkeit der Lage bezeichnet; spurlos verschwunden Cänina und Crustumerium, Nomentum kenntlich in dem jetzigen Mentana, in der Nähe des modernen Monte Rotondo, beide gelehnt an die Gruppe abgerissener Vorhügel der Sabinerkette, welche Corniculum, Medullia, Ameriolum trugen, wo jetzt Monticelli, Colle Cesi, Sant' Angelo. Endlich die große Gebirgskette selbst, die in gewaltigen Massen der Ebne eine Wehr nach Norden bildet, soweit wir ihre zackigen Häupter überblicken können, einst getheilt unter die Völker der Herniker, der Aequer und Sabiner, vom tiefen Thal des Anio durchschnitten und den kleinern seiner Nebenflüsse. Viele Städtchen liegen an den Abhängen der Wand, die wir vor uns sehn: gegenüber den an die Albanerhügel sich anlehnenden Volskerbergen, von denen man, das nördliche Gebirge vom Aniothale her übersteigend, einen herrlichen Anblick hat, Olevano, Paliano, Genazzano, Cave, die letztern drei Colonnesische Ortschaften, das feste Palestrina, als Präneste eine der ältesten und bedeutendsten Städte des Landes, Poli, das man für Bola hält; auf den Vorhöhen Zagarolo und Gallicano, letzteres das alte Pedum; am Gebirge dann, zwischen ragenden Höhen eingeklemmt, das wasserreiche Tivoli, hierauf Palombara und Monte Libretti, im Mittelalter entstandene Orte; Correse, die berühmte Sabinerstadt Cures, die man dem Tatius, dem Numa Pompilius, dem Ancus Martius als Heimat anzuweisen pflegt, die aber Virgil schon „die arme" nannte. Hier zieht sich nördlich das Gebirge nach Rieti

zu und dem Winkel, den die Flußthäler des Velino und der Nera bilden, wo der Name der Sabiner aufhört und übergeht in den der Umbrer.

Wir sind bisher auf dem linken Flußufer geblieben. Es ist der Schauplatz der frühesten Eroberungen Roms: der sagenhafte Ursprung der Stadt hat hier seinen Boden, die frühesten Ansiedelungen ihre Stätten. Wenden wir uns westlich nun zur etruskischen Seite. Hier, wo die scharf gezeichnete Kuppe des Soracte uns entgegentritt, kämpfte Rom seinen härtesten Kampf, mit der gefährlichen Nebenbuhlerin Veji; von dieser Seite war der Andrang der Bundesgenossen der Tarquinier. Der Monte Mario hemmt die westliche Aussicht: wo er ausläuft, tritt eine Hochebne zu nahe vor an die Stadt. So kommt man um den Anblick der fernern Berge. Nicht gleiches Interesse wie auf der latinischen Seite hat hier im Allgemeinen das Land: aber es schließt doch das reizende Thal von Veji in sich und den Sabatinischen See, den man gewöhnlich nach dem Oertchen Bracciano benennt; das im Mittelalter wichtige Galera, und das alte Cäre mit dem etruskischen Küstenland.

Das ist es, was man von dem Petersdom überblickt; Es ist das Land, auf dessen Eroberung Rom dreihundertfünfzig Jahre verwandte; es ist der Boden, auf dem es sich vorbereitete und übte zur Eroberung des größten Theiles der damals bekannten Welt.

Von dieser Höhe aus kann man noch einen Blick in die Kirche werfen. Wie verschwindet, von hier aus gesehen, die Masse des erzenen Baldachins über dem Hochaltar, obgleich er eine Höhe von etwa 87 Fuß hat! Wie getaucht in ein duftiges Lichtmeer erscheint der kolossale

Raum, indem die leuchtenden Sonnenstrahlen einfallen durch die Fenster der Kuppel und die goldnen Musive erglänzen machen in heitrer Farbenpracht.

Zu allen Tageszeiten, bei jeder Beleuchtung ist die Kirche herrlich. Welche Glorie, wenn am Osterfeste die Frühlingssonne sie erleuchtet, während die unvergleichliche Pracht und Würde des päpstlichen Hofes in ihr sich entfaltet und die ernsten Posaunen den feierlichsten Moment des Hochamtes verkünden. Wer aber in sich aufnehmen will den ergreifendsten Eindruck ihrer Größe, muß bei Sonnenuntergang in sie treten. Schon ist ein großer Theil in Dämmerung gehüllt, nur die Tribüne, wo umgeben von den bronzenen Riesengestalten der Kirchenväter der Stuhl Petri steht, schimmert noch in gelbem Lichte und helle Streifen fallen durch die Kuppel ein. Ringsumher wird's grauer und grauer, alles Detail verschwindet und nur die gewaltigen Massen der Pfeiler und Bogen stehn da, scheinbar wachsend in der schwindenden Beleuchtung. Alles Licht vereint sich um den Hochaltar, wo um des Apostels Grab die stillen Lampen brennen und auf das vergoldete Erz der gewundenen Säulen des Baldachins einen unsichern Schimmer werfen. Wenige vereinzelte Beter knien an dem marmornen Geländer. Schon ermißt das Auge den Raum nicht mehr, dessen Grenzen verhüllt sind. Da ertönen, erst ferner, dann näher, die Stimmen der Kirchendiener und mahnen an's Scheiden.

Wir stiegen die Laterne hinan, und aus dem innern Raum des Daches derselben in die Metallkugel, die das Kreuz trägt. Großes Interesse hat dieser Theil nicht: indeß muß man hinauf, um dagewesen zu sein. Es

geht mit vielen Dingen so. Zum Kreuze selbst kann man jetzt nicht mehr gelangen: der mit dem Hinaufsteigen verbundenen Gefahr wegen ist es ganz untersagt worden.

Papst Gregor XIV. ließ die Laterne errichten und mit dem Kreuze schmücken. Die Höhe vom Fußboden der Kirche bis zur Spitze beträgt 593, nach andern Angaben 611 römische Palm. Mehr denn hundertvierzig Jahre waren bis dahin vergangen, seit unter Nicolaus V. der Anfang des Baues der Peterskirche gemacht ward: sechsunddreißig Jahre darauf (1626) weihte Papst Urban VIII. die vollendete Basilika ein.

Es ist die größte und, aller ihrer Fehler ungeachtet, die imposanteste Kirche der Welt. Und nirgend so wie hier empfindet man die Bedeutung der Worte, die in kolossalen Lettern in goldenem Mosaik im innern Umkreise der Kuppel prangen:

TU ES PETRUS
ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM
MEAM ET TIBI DABO CLAVES REGNI COELORUM.

Zweiter Brief.

Industrie, Handel und Schifffahrt.

Der Zustand der Industrie und des Handels im Kirchenstaat ist bei mehrfachen Veranlassungen schon Gegenstand der Betrachtung gewesen*). Wenn ich, auf diesen Gegenstand zurückkommend, eine gedrängte allgemeine Uebersicht der gegenwärtigen gewerblichen und kommerziellen Zustände des Landes versuche, so folge ich dabei in der Hauptsache den Resultaten, welche sich aus den detaillirten Mittheilungen in den unlängst erschienenen Cenni economico-statistici sullo stato pontificio von Angelo Galli, Hauptbuchhalter im Finanzministerium, ergeben. Positive und ganz genaue Angaben über die Industrie sind indeß auch in diesem Werke nicht enthalten. Die Regierung selbst besitzt nur einzelne Materialien, die noch einer Zusammenstellung und Anordnung bedürfen. In den Jahren 1825 und 1826 ging man daran, diesen Stoff zum Behuf einer industriellen Statistik zu sichten, und zwei der obern Beamten der Zollverwaltung wurden mit dieser Arbeit beauftragt; aber die

*) Röm. Briefe I, 267—298.

Sache blieb liegen und das gesammelte Material kam erst jetzt Galli zu gute. Was die Stadt Rom betrifft, so hat man über den Zustand und die Zahl der Manufakturen und Fabriken, die Zahl der Handwerker, den Werth des rohen Materials und der Produktion, im Ganzen ziemlich vollständige Angaben, desto ungenauere aber für die Provinzen. So kann denn die Uebersicht und Schätzung immer nur eine approximative sein.

Die Zahl der gegenwärtig in Rom vorhandenen Fabriken beläuft sich auf 394, in welchen 6310 Arbeiter beschäftigt sind. Der Werth des in denselben verbrauchten Materials, mit Einschluß aller sonstigen Ausgaben, wird auf 2,185,177 Scudi angegeben, jener der Produktion auf 2,453,011 Scudi. Diese Summen sind indeß keineswegs die richtigen, denn es fehlen manche Industriezweige, z. B. die der Horndrechsler, Lein- und Hanfweber, Destillirer, Metallarbeiter u. s. w., nebst der Bezeichnung des Werthes. Für die Provinzen sodann sind so wenige Details vorhanden, daß es unmöglich ist, eine statistische Uebersicht zu geben. Mit den einzelnen Gegenständen zu beginnen, so finden wir vorerst die Wollenzeuge. Manufakturen von einiger Bedeutung gibt es in Rom, Bologna, Perugia, Spoleto, Norcia, Pergola, Matelica, Alatri. Früher war diese Fabrikation einigermaßen thätiger, nahm aber ab, wie beinahe allerwärts in Italien, weil man weder in Hinsicht der Güte, noch in der des Preises mit ausländischen Produkten die Concurrenz aushalten konnte, und weil man bei den alten Methoden verharrte, während anderwärts von Jahr zu Jahr Verbesserungen eingeführt wurden. Auch auf die Schafzucht hatte dies einen nachtheiligen Einfluß, und man

versichert, daß mit der Abnahme der Wollentuchfabrikation die hie und da eingeführte Merinoszucht meist rückgängig ward. Eine im Jahr 1835 von der Regierung ausgesetzte Prämie hat nicht viel genutzt, und so steht gegenwärtig der Kirchenstaat auch dem benachbarten Toscana nach, wo dieser Industriezweig, wie ich bei andern Gelegenheiten bemerkte, neuerdings immer mehr in Aufnahme kommt, wenn man sich auch, was feine Fabrikate betrifft, schwerlich mit andern Ländern wird messen wollen und können. Seidenfabriken bestehen in der Hauptstadt, in Bologna, Perugia und Camerino; in Faenza gibt es vielleicht die größte Spinnerei Italiens; Ancona, Pesaro, Forli, Fano, Osimo, Rimini und andere Städte der Romagna und Marken haben an dieser Industrie Theil. Es wird im Kirchenstaat vortreffliche Seide gewonnen, und die von Fossombrone gilt für die beste in Italien. Der größte Theil der rohen Seide aber, nebst einer bedeutenden Quantität gezwirnter, geht in's Ausland, von wo man eine Menge Zeuge beziehen muß. Auch hier geht's wie beim Wollentuch: französische und Florentiner Seidenstoffe sind schöner und wohlfeiler als die einheimischen.

Die Produkte der Ledergerbereien reichen einestheils zum Bedarf nicht hin, anderntheils stehen sie den aus der Schweiz, Frankreich, Teutschland und Rußland eingeführten nach, obgleich in den südlichen Provinzen, wo das Vieh so zu sagen das ganze Jahr über im Freien bleibt, vorzügliches Leder gewonnen werden müßte. Die Handschuhfabrikation ist gering und steht selbst beiweitem unter der neapolitanischen, welche wiederum mit Frankreich keinen Vergleich aushalten kann. Das Pergament ist

gut, dennoch kommt aus dem Königreich Neapel, namentlich aus Sulmona und Arpino in den Abruzzen, besseres und wohlfeileres, während einheimisches, besonders von Fabriano, nach der Lombardei ausgeführt wird. Die Sitte der Pergamenteinbände für Bücher, worin die römischen Buchbinder excelliren, während sonst ihre Leistungen sehr mäßig sind, veranlaßt einen ziemlich starken Verbrauch. Die in der Hauptstadt gelieferten Darmsaiten für musikalische Instrumente sind überall berühmt; seit Jahrhunderten besitzen einige römische Familien das Monopol durch päpstliche Vergünstigung. Die Leimfabriken thun es dem Auslande weder in Hinsicht der Güte noch der Preise gleich. Wachslichter werden in Rom, Bologna, Fuligno, Ancona und anderwärts geliefert, von mäßig guter Qualität, meist aber von fremdem Wachs, weil im Staate die Bienenzucht vernachlässigt ist. Auch Stearinkerzen werden fabrizirt. Immer aber noch führt man diese Artikel aus dem Auslande ein. Unter den Talglichtern nennt man die von Spoleto als die bessern. Die Fabrikation der Filz- und Seidenhüte hat namentlich in der Hauptstadt bedeutende Fortschritte gemacht, und von den erstern werden einige tausend nach dem Neapolitanischen und Toscana gesandt.

Früher gingen bedeutende Summen nach Neapel und Genua für Mehlteigsorten aller Art, jetzt ist die Fabrikation derselben im Kirchenstaat ziemlich ausgedehnt, und man baut zu diesem Zwecke den harten Weizen von Manfredonia und Taganrog, dessen Saatkorn man indeß von drei zu drei Jahren erneuern muß, weil er im römischen Boden ausartet. Stärkmehl wird in hinlänglicher Menge produzirt, neuerdings auch aus Kartoffeln. Die Seife

ist im Durchschnitt sehr gewöhnlicher Qualität und man braucht gegen 100,000 Pfund aus dem Auslande, während man bei dem Reichthum an Oel mit diesem leicht concurriren könnte. Die beste Fabrik ist beim Ponte Lagoscuro im Ferraresischen. So ist auch die Fabrikation der Hanfseile sehr vernachlässigt, ungeachtet vortreffliches Material vorhanden ist, welches einen einträglichen Ausfuhrartikel bildet. Die Leinwand- und Hanfwebereien kommen kaum in Betracht. Wendete die Industrie sich diesen letztgenannten Gegenständen zu, so würden die Handelsverhältnisse sich bald um Vieles vortheilhafter stellen als jetzt, wo der rohe Stoff ausgeführt wird. Im Verhältniß zum Bedürfniß sind auch die Baumwollenwebereien ganz unzulänglich, namentlich seit die Manufaktur bei den diokletianischen Thermen in Rom, welche einmal gegen 2000 Arbeiter zählte, einging, weil sie, wie gewöhnlich, die Concurrenz mit dem betriebsamern Auslande nicht auszuhalten vermochte. Jetzt scheint man kaum noch irgendwo das Weben und Färben zu verstehen. Seiden- und Leinentressen werden in Rom gearbeitet. Einer der wichtigsten Artikel sind die Papierfabriken. Die Zahl der im Staate befindlichen beträgt gegen siebzig, von denen indeß die meisten beschränkt sind. Das beste Papier wird in Rom, Fuligno, Fabriano, Chiaravalle und Jesi (letztere drei Orte in den Marken) geliefert, und kommt auch namentlich das Schreib- und Zeichnenpapier dem englischen und selbst dem französischen nicht gleich, so ist es doch ungleich besser als früher, und unter den Druckpapiersorten ist namentlich die schwere von Fabriano sehr und mit Recht geschätzt. Die päpstliche Fabrik in Rom verfertigt seit einiger Zeit Maschi-

nenpapier. Feines Schreib- und Zeichnenpapier kommt aus England und Frankreich. Jährlich werden im Durchschnitt 8 Millionen Pfund Lumpen eingesammelt, wovon 5½ Millionen in den inländischen Papierfabriken verwandt, das Uebrige ausgeführt wird, welche Ausfuhr gegenwärtig vom Gouvernement in Pacht gegeben worden ist. Die im Staate verarbeitete Masse gibt 16,666 Ballen, deren Gesammtwerth man auf etwa 340,000 Scudi anschlägt, mit Ausschluß des ganz gewöhnlichen Packpapiers und der Pappdeckel. Eine Zuckerraffinerie ist in Grottamare in der Mark, welche jährlich gegen 3 Millionen Pfund rohen Zuckers verarbeitet. Die Runkelrübenzuckerfabrikation soll ebendaselbst mit Erfolg betrieben werden. Die gleichfalls in Grottamare befindliche Süßholzfabrik ging ein, weil der Anbau der Pflanze mislang. Strohhüte, einst ein Monopol Toscanas, werden namentlich im Bolognesischen und den übrigen Legationen in guter Qualität geliefert und selbst ausgeführt.

Glasfabriken gibt es in Rom, Bologna, Ferrara, Rimini, Pesaro. Die in beiden letztern Städten sind die vorzüglichsten. Fensterglas kommt aus Poggio Mirteto in der Sabina, welche Manufaktur das Monopol besitzt. Aber alle feine Waare kommt von außen. Glaspasten für Mosaiken werden in der Hauptstadt sehr gut verfertigt, zum Theil aber aus Venedig eingeführt, wo sie bekanntlich in größter Vollkommenheit hervorgebracht werden. Gereinigter Weinstein wird in Ancona und Grottamare geliefert und zum Betrage von etwa 73,000 Scudi ausgeführt. Taback (Regie und an eine Gesellschaft — Torlonia und Comp. — verpachtet) wird in drei großen Fabriken manipulirt; er wächst zum Theil

im Staate, kommt aber auch von außen. Gerühmt werden die von der Administration gelieferten Sorten keineswegs, und da die Herbeischaffung fremden Tabacks mit manchen Umständlichkeiten verbunden ist, so hört man viel klagen; dennoch nimmt die Sitte des Rauchens unter allen Ständen auf eine erschreckende Weise zu, und alle Straßen werden mit schlechter Cigarren Qualm verpestet.

Es bleiben mir nun noch die Produkte des Mineralreichs, unter denen das Eisen obenansteht. Eisen findet sich an verschiedenen Orten, namentlich bei Monteleone und im Bezirk von La Tolfa im Viterbesischen. Mit letzterem hat man mancherlei Versuche angestellt, die aber nicht besonders gelangen; in den Bergwerken von Monteleone wurde einmal ziemlich thätig gearbeitet. Jetzt ruhen beide aber ganz und man bezieht das Mineral aus den reichen Werken von Rio auf Elba, zum Preise von 2 Scudi für 1000 Pfund. Die drei großen Schmelzen von Conca, Bracciano und Canino sind in nicht bedeutender Entfernung vom Meere und den Waldungen, und liefern während der Arbeitzeit täglich gegen 50,000 Pfund rohen Eisens. Vierzehn Eisenhütten finden sich in der Comarca und der Provinz Viterbo, an Stellen, wo viel Wasser und leichte Transportmittel sind. Sie liefern jährlich im Durchschnitt 2 Millionen Pfund halbrohen Eisens, welches sämmtlich in den südlichen Provinzen verbraucht wird, indem, bei der Theurung durch den Transport, die Marken und Legationen bei fremdem Eisen, das zum Betrage von 3,500,000 Pfund eingeführt wird, mehr ihre Rechnung finden. Das römische Eisen ist gut; es kommt nur darauf an, durch Einführung einer ver-

vollkommneten Schmelzmethode den Preis zu vermindern, so daß es, ungeachtet der Transportkosten, die Concurrenz mit dem fremden aushalten kann. In Bracciano hat man durch Annahme französischer Vorkehrungen einen glücklichen Anfang gemacht, und schon jetzt ist das halbrohe Eisen von 42 Scudi per 1000 Pfund auf 34 Scudi gesunken. In den einzelnen Zweigen der Eisenfabrikation findet sich übrigens immer noch ein beträchtliches Passivum, und nicht nur die meisten feinern Instrumente zum Behuf der Künste und Gewerbe, sondern selbst ein großer Theil der Ackerbauwerkzeuge, der Raspeln, Feilen, des Eisendraths, der Nägel u. s. w. werden eingeführt: Beweis genug, wie gering die Industrie in diesem wichtigen Zweige ist. Die bessern Gußeisensachen kommen aus Tivoli. An Luxusgegenstände hat man noch gar nicht, an die für den gewöhnlichen Hausbedarf sehr wenig gedacht. Bleiminen gibt's gleichfalls im Bezirk von La Tolfa, und sie wurden im vorigen Jahrhundert zweimal auszubeuten begonnen, aber bald wieder liegen gelassen. Jetzt kommt alles Blei aus dem Auslande, für den unmittelbaren Verbrauch schon vorbereitet. Schriftgießereien sind drei an der Zahl, in Rom und Bologna; sie haben in der neuesten Zeit ihre Leistungen vervollkommnet, aber die bessern Typen kommen aus Frankreich und zum Theil aus Genua. Vielleicht könnte bald auch Toscana an diesem Industriezweige Theil nehmen. Im Fache der Kupfer- und Messingarbeiten werden nur die gewöhnlichsten Gegenstände geliefert; unter den Erzgießereien ist die von dem Preußen Hopfgarten in Rom etablirte die vorzüglichste; die römischen Gold- und Silberschmiede sind sehr geschickt, dennoch kommen die meisten Bijouteriesachen aus Genf

und Paris. Eine große Stecknadelfabrik ist die des fürstlichen Hauses Albani in Urbino: sie liefert gegen 80,000 Pfund für das In- und Ausland. Die Nadelfabriken in Assisi reichen nicht für den Bedarf hin. Die Töpferarbeiten sind nur von der gewöhnlichsten Art, und Faenza, Pesaro, Urbino haben ihren alten Ruf verloren; man verfertigt an diesen und andern Orten Majoliken nach sogenannt englischer Sitte, aber es ist Alles Mittelwaare. Früher versandte man wol davon nach der Lombardei, jetzt aber, der dortigen höhern Einfuhrzölle wegen, nicht mehr. Alles feine Porzellan kommt aus Frankreich und England. Falsche Perlen und Mosaikgegenstände werden in Menge und vorzüglicher Qualität in der Hauptstadt gearbeitet. Sonstige Industriezweige kommen wegen ihrer geringen Bedeutung nicht in Betracht. Faßt man Alles zusammen, so stellt sich heraus, wie wenig günstig die industriellen Verhältnisse sind, und wie der Kirchenstaat gerade bei mehren der wichtigsten Bedürfnisse des gemeinen Lebens der Hülfe des Auslandes bedarf, während er zum Theil dem Auslande das rohe Material liefert. Es wird dadurch um so klarer, wie es eigentlich an nichts mehr mangelt, als an rechter Betriebsamkeit und dem festen Willen, durch Annahme der in andern Ländern mit glänzendem Erfolg in's Werk gesetzten neuen Erfindungen und Vervollkommnungen der Mechanik, mit diesen unter Aussicht auf Gelingen zu concurriren.

So viel über Gewerbe und Produkte. Täusche ich mich nicht, so geben diese Details mit ziemlicher Sicherheit an die Hand, worin eigentlich die Schwäche des Handels der päpstlichen Staaten besteht. Aus den Uebersichten, welche die Generaldirektion der Douanen anfer-

tigen läßt, ergibt sich nicht blos eine beträchtliche Passivität des Verkehrs mit dem Auslande, sondern der Umstand, daß das Meiste von dem, was ausgeführt wird, zu den Produkten der Agrikultur gehört und in rohem Zustand, folglich für den natürlichen Werth, das Land verläßt, während beinahe lauter verarbeitetete Gegenstände (wenn man die Kolonialwaaren ausschließt) eingeführt werden, zeigt, wie der Kirchenstaat den fremden Ländern gegenüber in doppeltem Nachtheil steht. Das Misverhältniß ist so groß, daß es für den Reichthum des Landes von noch schlimmern Folgen sein würde, als gegenwärtig der Fall ist, würde nicht durch andere günstige Umstände, die indeß der eigentlichen Industrie ziemlich fremd liegen, durch den unaufhörlichen Andrang der Fremden, welche in Rom sehr bedeutende Summen in Umlauf bringen, durch Roms Verhältniß zur katholischen Welt, welches freilich in pekuniärer Beziehung jetzt nicht mehr seine ehemalige Wichtigkeit hat u. s. w., eine nicht unerhebliche Modifikation herbeigeführt. Stellt sich auch das Gleichgewicht auf solche Weise nicht her, so wird doch der Abstand verringert, freilich ohne daß Industrie und Handel deßhalb in eine positiv günstigere Stellung versetzt werden.

Aus den für die Jahre 1835 und 1836 nach den Listen der Zollämter angestellten Berechnungen ergibt sich, daß der durchschnittliche Werth der in einem Jahre eingeführten Gegenstände sich auf ungefähr 8,200,000 Scudi, jener der Ausfuhr auf 7 Millionen beläuft, was ein Passivum von 1,200,000 Scudi bilden würde. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Felle und Pelzwerk, 417,000 Scudi; Wollenzeuge, 414,000 Sc.; Seiden-

zeuge, 284,000 Sc.; frische und gesalzene Fische, 524,000 Sc.; Oel, 390,000 Sc.; Baumwollenzeuge, 1,600,000 Sc.; Gummi, Harze, getrocknete Früchte u. s. w., 240,000 Sc.; Kolonialwaaren, 1 Mill. Sc.; Eisen, Kupfer und andere Metalle, roh und verarbeitet, 442,000 Sc.; Edelsteine und Gold und Silber, 120,000 Sc.; Instrumente, Waffen, Wagen u. s. w., 131,000 Sc.; Papier und Bücher, 204,000 Sc.; Modewaaren und Quincaillerie, 262,000 Sc. Bei einigen andern Artikeln, wo die Einfuhr nicht unbeträchtlich ist, hebt sie sich gegen die Ausfuhr wiederum auf. Die wichtigsten Ausfuhrgegenstände sind folgende: Vieh, 900,000 Sc. gegen eine Einfuhr von beinahe 600,000 Sc. an Werth; Wolle, 300,000 Sc.; gesponnene Seide, 550,000 Sc.; Getreide, 750,000 Sc.; roher Hanf und Flachs, 2,120,000 Sc.; Leinwand und Hanfgewebe, 534,000 Sc.; Schwefel, chemische Produkte und Farben, 378,000 Sc. gegen mehr denn 200,000 Sc. Einfuhr; Strohgeflechte, 126,000 Scudi. Dies sind die aus den Zolllisten hervorgehenden Zahlen: es fehlt aber viel daran, daß sie, namentlich was die Einfuhr betrifft, das richtige Verhältniß angäben. Denn es kommt hier natürlich der Schleichhandel nicht in Betracht. Wie bedeutend derselbe aber ist, ergibt sich aus den einfachsten Berechnungen.

Die südlichen Provinzen des Kirchenstaats, Patrimonium, Campagna, Maritima, Sabina und Umbrien, zählen eine Bevölkerung von 1,030,803 Seelen, die nördlichen, Marken, Romagna und das Bolognesische, 1,717,264, so daß das Verhältniß wie etwa 10 zu 17 sich stellt. Das Verhältniß der Waareneinfuhr müßte folglich ungefähr dasselbe sein; denn wenn man auch geneigt sein

möchte, zu Gunsten Roms, wo der Zulauf von Fremden den Verbrauch bedeutend mehrt, höhere Ansätze anzunehmen, so ist doch hinwiederum in Betracht zu ziehen, daß sonst, wenn man etwa Viterbo und Perugia ausnimmt, keine Städte von Wichtigkeit in dem diesseitigen Theile des Staates liegen, während die jenseitigen Provinzen deren eine beträchtliche Zahl aufzuweisen haben. Wie thätig in dem nördlichen Theile der Schleichhandel ist, ergibt sich z. B. aus den über die Einfuhr der Kolonialwaaren geführten Listen. In einem Jahre wurden 14,400,137 Pfund derselben verzollt, wovon beinahe 7 Millionen in den südlichen Provinzen, über 7½ in den nördlichen, welche, nach dem Verhältniß ihrer Einwohnerzahl, über 11 Millionen Pfund hätten brauchen müssen. Aehnliches findet bei den meisten andern Hauptartikeln der Einfuhr statt, bei den gesalzenen Fischen, Wollenzeugen, Seidenwaaren, Baumwollenzeugen und Leinwand, so daß man, wenn man den Verbrauch des einen und andern Theiles des Landes in Uebereinstimmung bringen will, das oben angegebene Passivum des Handels im Allgemeinen um wenigstens ein Drittel erhöhen muß, selbst ohne den Schleichhandel in den südlichen Provinzen in Anschlag zu bringen. Der Ueberschuß der Einfuhr würde sich dadurch auf ungefähr 5 Millionen Scudi stellen, was sowol an sich, als in Betracht des geringen Antheils der gewerblichen Thätigkeit, eine sehr beträchtliche Summe genannt werden muß.

Der Zustand der Marine ist in den letzten Jahren so ziemlich unverändert geblieben. Wenn man berechnet, daß, mit Einschluß der Contrebande, jährlich gegen 18—19 Millionen Scudi durch den Handel in Umlauf gesetzt

werden, so kann man ungefähr 1 Million für die Transportkosten annehmen, welche größtentheils dem Verkehr zur See zu gute kommen. Fahrzeuge unter päpstlicher Flagge nehmen aber an diesem Verkehr verhältnißmäßig geringen Antheil. Die Mittelmeerküste des Kirchenstaats hat eine Ausdehnung von 157 Miglien, die adriatische von 198; an der erstern zählt man jetzt 169, an der zweiten 1065 nazionale Fahrzeuge. Die schwache Bevölkerung der meist verpesteten Strandgegenden des mittelländischen Meeres und der geringe Hang oder das geringe Geschick der Bewohner für die Schifffahrt veranlassen dies auffallende Misverhältniß. Am wenigsten günstig aber stellt sich der Fischfang. Derselbe wird im Mittelmeer fast ganz von Neapolitanern betrieben, im adriatischen von den Bewohnern von Chioggia bei Venedig. Er ist aber keineswegs ohne Belang, und wenn man die Quantität des Ertrages auf etwa 30 Millionen Pfund berechnet, so dürfte der Gewinn eine Million Scudi leicht um vieles übersteigen.

Papst Leo XII., der während seiner nicht langen Regierung in so manchen Zweigen eine nicht gewöhnliche Thätigkeit entwickelte, trug sich mit dem Gedanken, diesen Uebelständen abzuhelfen. Im Arsenal von Civitavecchia ließ er Fischerboote bauen, welche unter sehr annehmlichen Bedingungen an Unternehmer abgelassen wurden; überdies sollten an verschiedenen geeigneten Stellen der Küste Fischerwohnungen errichtet werden. Aber nach des Papstes Tode ließ man das Projekt liegen, welches übrigens einige Beachtung zu verdienen scheint, auch aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit desselben für die Vermehrung der Bevölkerung der Campagna, da Ortschaften, wie

Porto d'Anzo, Nettuno u. a., welche von der Aria cattiva weniger leiden, erweitert und als Centralpunkte benutzt werden könnten. — So wie jetzt die Sachen stehen, ziehen Neapolitaner, Sarden, Toscaner und Bewohner der österreichischen Küstenstaaten von der geringen Thätigkeit der päpstlichen Unterthanen Nutzen. In den jüngsten Tagen machte eine Expedition der päpstlichen Marine von sich reden, die Sendung nämlich des Kapitän Cialdi nach Egypten, mit einem Mistico (Fahrzeug), La Fedeltà, und zwei andern Fahrzeugen, S. Pietro und S. Paolo, zur Abholung der Alabastersäulen, welche der Vicekönig von Egypten zur Ausschmückung der neuen Paulskirche dem Papste geschenkt hatte. Die Brüche sind nicht weit von Großkairo; die Fedeltà fuhr den Nil hinauf bis zu den Katarakten. In der Vorhalle des Isistempels in Theben wurde der Name Gregor's XVI. in kolossalen Buchstaben in die Wand gehauen. Vier Leute der Mannschaft erlagen der Pest, darunter der Arzt der Expedition, Namens Ruga, und ein junger Bildhauer, Antonio Calvi. Nach einem in den Gewässern von Candia bestandenen heftigen Sturme, langte das kleine Geschwader glücklich an der Tibermündung an, und die Alabasterstücke wurden stromaufwärts zur Paulskirche geführt, wo man sie ausschiffte und wo ihnen jetzt die Hand des Steinmetzen Form und Glanz gibt. Sie sind von einem hellen, leuchtenden Steine, und bei ihrem Anblick kann man sich nicht der Erinnerung an der Römer alte Leidenschaft für Herbeischaffung der seltensten und kostbarsten Steinarten erwehren. — Der auch in Teutschland (ursprünglich durch Mittheilungen des verstorbenen Waiblinger) bekannten Improvisatrice Rosa Taddei,

welche seit längerer Zeit in Rom lebt, gab die Rückkehr der päpstlichen Fahrzeuge Veranlassung zu einem Gedichte in Ottaverimen, welches freilich nicht immer poetisch ist, worin aber doch manche hübsche Sachen vorkommen. So wird in der Einleitung eine Vergleichung angestellt zwischen Roms hundertschiffigen Flottensendungen nach dem alten Egypten und der neuesten Meerfahrt: wie die Zeit vorüber sei, wo römische weltliche Waffen den Erdkreis unterjocht —

Or riposa dai colpi il corpo infermo,
L'aquila che più al vol non si sostiene;
E ignudo pescator che non ha schermo
Altro che il raggio che da Dio gli viene,
Spinse d'Africa ai lidi il palischermo
Pace recando a le deserte arene;
E quelle arene a cui dà legge il Trace,
Di pace al grido rispondeano: pace. *)

Welche Gegengeschenke der Papst dem Vicekönig bestimmte (sie waren neulich im Vatican ausgestellt), ist durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden.

Ich kehre von dieser Abschweifung zum Handel zurück. Wenn die Verhältnisse desselben nicht günstig sind, so würde

---

*) Den müden Leib rastet jetzt von den Schlägen
Der Adler, der nicht mehr zum Flug sich hebet;
Der arme Fischer, dem kein Schirm gewähret
Als nur der Stral, den ihm der Himmel sendet,
Er läßt den Kahn Afrika's Küsten suchen,
Verkündet Frieden seinen sand'gen Wüsten,
Und diese Wüste, wo der Islam herrschet,
Antwortet Frieden! seinem Friedensrufe.

man doch sehr irren und ungerecht sein, wollte man den Geist der Regierung der Päpste als die Ursache dieser Erscheinung bezeichnen. Ganz im Gegentheil hat dieser Geist sich schon im Mittelalter und später bei vielen Veranlassungen dem Handel sehr günstig gezeigt, und wenn auch beiweitem nicht alle ökonomischen Vorkehrungen und Einrichtungen bei den neuern Staatswirthschaftslehrern Gnade finden möchten, so geht doch aus allen Eifer und Streben nach Verbesserung hervor.

Es ist bekannt, daß der unsterbliche Gregor VII., neben andern Wohlthaten, welche die Civilisazion ihm verdankt, die von den Pisanern, damals der mächtigsten handeltreibenden Nation am Mittelmeere, entworfenen Schiffahrts- und Handelsgesetze, welche, bald vom Reiche gutgeheißen, den seefahrenden Völkerschaften zur Richtschnur dienten, zuerst im Jahre 1075 feierlich sanktionirte, und daß 65 Jahre später Honorius II. das Strandrecht verdammte, welches leider noch an vielen Orten ausgeübt wird. Die erste päpstliche Verordnung von großer Bedeutung in neuerer Zeit ist Clemens' VIII. Breve: Ex apostolicae servitutis officio, vom 8. März 1594, wodurch Ancona zum Freihafen gemacht ward, eine Verordnung, welche im Jahre 1732 durch Clemens XII. ausgedehnt wurde. Der erstgenannte Papst ermäßigte gleichfalls, nach dem Heimfall des Herzogthums Ferrara, die Zölle und Steuern, womit die Bewohner zur Zeit des letzten Herrschers aus dem Hause Este sehr bedrückt gewesen waren. Im Jahre 1630 erklärte Urban VIII. den Hafen von Civitavecchia für frei, was von Clemens IX., Innocenz XII. und Benedikt XIII. bei verschiedenen Ver-

anlassungen bestätigt ward. Der Hafen von Civitavecchia wurde unter verschiedenen Päpsten durch neue Werke erweitert und gesichert, ist aber auch gegenwärtig noch keineswegs zu den guten und bequemen zu rechnen, obgleich noch in den letzten Jahren der regierende Papst Arbeiten daselbst vornehmen ließ. Der von Innocenz XII. unternommene Versuch einer Wiederherstellung des Hafens des alten Antium hat leider nicht den gehofften Erfolg gehabt, weil der Herrscher von seinen Untergebenen schlecht berathen und bedient ward. Für den Hafen von Ancona geschah zu verschiedenen Zeiten Vieles: Benedikt XIV. ließ den Trajanischen Molo herstellen, wie der auf demselben errichtete Triumfbogen bekundet, und das von Vanvitelli gleichzeitig erbaute Lazareth, ein Pentagon, ist eines der besten in Europa, wie ich selbst, nachdem ich vor mehren Jahren andere Quarantaineanstalten erprobt, zu erfahren Gelegenheit hatte. Die Zollgesetze, anfangs sehr verworren, namentlich was den Verkehr der einzelnen Provinzen miteinander betraf — ein Uebel, an welchem nicht blos der Kirchenstaat krankte — wurden allmälig vereinfacht und verbessert. So hob Benedikt XIV. im Jahre 1748 den auf inländische Seiden- und Wollenzeuge und Leinwand bei ihrer Einfuhr in Rom gelegten Zoll auf; besonders aber nahm Pius VI., der selbst Finanzminister gewesen war, sich dieses Zweiges der Verwaltung an und unternahm eine Menge heilsamer Reformen. Er schaffte unter Anderm die Geleite (pedaggi) ab und fixirte zum erstenmal genau die Grenze, indem er eine Reihe von Zollämtern errichten ließ. Seine großartigen Straßenbauten, darunter die Wiederherstellung der Via Appia,

sind allgemein bekannt. Ein neuer Zolltarif wurde unter ihm entworfen, gegen den freilich viel einzuwenden wäre. Die Einfuhr von Manufakturgegenständen, die keiner fernern Bearbeitung bedürfen, wurde mit sehr hohen Zollansätzen belegt, ebenso die Ausfuhr roher Produkte aus dem Staate. Die Verhältnisse des Transithandels wurden erst damals geordnet. Einen neuen Zolltarif erließ Pius VII. im Jahre 1805. Nach der Wiedervereinigung der Legationen mit dem Rest des Staates führte er ein allgemeines Zollsystem ein. Eine industrielle und Handelsstatistik wurde unter seiner Regierung begonnen und unter Leo XII. fortgesetzt, aber nicht vollendet. Der kleine Hafenort Fiumicino, an der durch Paul V. wiedereröffneten Tibermündung, wurde 1825 angelegt und ist in erfreulichem Gedeihen. Für Rom ist dieser Hafen, nahe bei dem alten, von den Kaisern Claudius und Trajan gebauten, von nicht geringer Bedeutung, und wird immer wichtiger werden, namentlich wenn man Mittel findet, die Tiberschiffahrt zu erleichtern und mehr in Aufnahme zu bringen, was neuerdings schon theilweise durch die Stazionirung dreier Dampfboote geschehen ist, die zum Remorquiren der Schiffe bei der Bergfahrt bestimmt sind und ihren Dienst gut versehen. Wiederum schien ein neuer Zolltarif nöthig; er wurde unter der Regierung Pius' VIII. im Jahre 1830 publizirt und durch verschiedene Erlasse Gregor's XVI. in einzelnen Punkten abgeändert. In wie weit er den Zwecken entspricht, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Ich bemerke nur, daß bei manchen Artikeln der Einfuhrzoll herabgesetzt ward, während man z. B. den auf Wollentuch im Jahre 1835 bedeutend erhöhte. Zugleich mit dieser

Maßregel wurden Prämien auf inländische Fabrikate eingeführt, wovon ich bereits sprach. Die Gesetze gegen den Schleichhandel wurden sehr geschärft. Wie wenig sie aber hinreichen, ihn zu unterdrücken, haben die obigen Bemerkungen über die Einfuhr ausländischer Produkte wol zur Genüge dargethan.

Dritter Brief.

Congregation und Collegium der Propaganda. Katholische Missionen. Nazionalcollegien und geistliche Bildungsanstalten.

Eine der interessantesten Anstalten Roms, eine Anstalt, welche mehr vielleicht denn andere geeignet ist, einen richtigen Begriff davon zu geben, in wie großartigem Sinne die römische Kirche ihren Charakter der Katholizität versteht und ihren Beruf erfaßt, und wie sie namentlich keinen Aufwand von Mühwaltung und von Zeit sich verdrießen läßt, wenn es darauf ankommt, für gegenwärtige wie für künftige Tage etwas Tüchtiges zu begründen, ist das Collegium de propaganda fide. Es war Papst Gregor XIII. (1572—1585), welcher zuerst die Idee, dem Missionswesen im Orient eine geregeltere Form und einen festeren Halt in der Hauptstadt der Christenheit zu geben, zur Ausführung kommen ließ, indem er drei Cardinälen, Carafa, Santorio und de' Medici (nachmals Großherzog Ferdinand I. von Toscana) die Inspection der auf die religiösen Angelegenheiten der Maroniten, Griechen, Kopten,

Aethiopier u. a. sich beziehenden Dinge übertrug. In der Wohnung des Cardinals Santorio sollten die Versammlungen zur Besprechung dieser Angelegenheiten stattfinden. Viele tausend Katechismen in orientalischen Sprachen wurden, zur Vertheilung unter jenen Völkern, auf Kosten des h. Stuhls gedruckt. Der Cardinal de' Medici, welcher den Sinn für Beförderung der Wissenschaften von seinen berühmten Vorfahren geerbt und in seiner Villa auf dem Pincio, der jetzigen französischen Kunstakademie, eine orientalische Druckerei angelegt hatte, die später nach Florenz verpflanzt wurde, wo sie noch gegenwärtig sich befindet und gebraucht wird, war ein sehr nützliches Mitglied dieses Vereins, aus welchem die Congregation der Propaganda erwuchs, eine der wichtigsten unter den zahlreichen Congregationen, denen die Untersuchung und Entscheidung in den meisten geistlichen, wie in vielen weltlichen Angelegenheiten anvertraut ist. Diese Congregation wurde von Papst Gregor XV. am 22. Juni 1622 gestiftet, denn bis dahin ermangelten die Versammlungen der mit der Ausbreitung des Missionswesens beauftragten Cardinäle jener an eine bestimmte Zeit gebundenen Form, welche bei der Abmachung laufender Geschäfte wesentlich zu sein scheint. Unter Gregor XIII., der für die Missionen großes Interesse zeigte, wie aus den in Rom durch ihn gestifteten Collegien, aus den Bemühungen zur Re-Katholizisirung des großentheils protestantisch gewordenen Teutschlands, und aus den Anstrengungen hervorgeht, die gemacht wurden, um die chaldäischen Jakobiten, die Maroniten vom Libanon, die orientalischen Griechen in den Schoos der römischen Kirche zurückzuführen: wurde diesem Zweige des apostolischen Amtes großer Eifer und

viele Theilnahme gewidmet. Auch unter Clemens VIII. (1592—1605), unter welchem die Wiedervereinigung der griechischen Kleinrussen stattfand, deren Abfall neuerdings so viel reden gemacht hat. Dann aber nahm der Eifer ab, obgleich auch von Paul V. das Missionswesen nicht außer Augen gelassen ward. Endlich stiftete, wie schon gesagt, Gregor XV. durch die Bulle Inscrutabili divinae providentiae die Congregation der Propaganda, zu deren Mitgliedern mehre der einflußreichsten Cardinäle jener Zeit ernannt wurden, Lodovico Ludovisi, des Papstes Neffe und erster Minister, Maffeo Barberini, nachmals Urban VIII., Farnese, Sauli, Hohenzollern u. a. Einmal monatlich sollten die gewöhnlichen Sitzungen stattfinden.

Welchen Erfolg die Prediger des Evangeliums im fernen Orient, im Hindostan, selbst in China und Japan gehabt, und wie namentlich die Gesellschaft Jesu von der Mitte des 16. Jahrhunderts an zur Verbreitung der christlichen Lehre, nicht selten unter ungewohnten Formen und mit kluger (oft zu nachgiebiger) Benutzung der nazionalen Eigenthümlichkeiten und Charaktere, in jenen Ländern beigetragen, ist allgemein bekannt. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts aber hatte in mehren dieser Reiche eine heftige Reaction begonnen, deren blutige Spur wir bis in unsere Tage verfolgen können, und das Gedeihen der Missionen, an denen auch andere Orden, namentlich die Mendicanten, Theil nahmen, ward theils gefährdet, theils völlig zerstört. Neben den Jesuiten waren es u. A. die Carmeliter-Barfüßer, die sich durch den bei diesem frommen und gefahrvollen Geschäft an den Tag gelegten Eifer besonders auszeichneten. Die römische Kirche richtete nun verständigerweise ihr Hauptaugenmerk auf die Bildung von christ-

lichen Missionären unter den asiatischen und afrikanischen Völkerschaften selbst, und daß dies System das richtige, scheint in unserer Zeit der verhältnißmäßig geringe Erfolg zu beweisen, welchen die von einem andern Gesichtspunkt ausgehenden und verschieden eingerichteten protestantischen Missionen im Orient, die zum Theil über bedeutende pecuniäre Mittel verfügen können, bisher gehabt haben. Zur Erreichung des erwähnten Zweckes gründete Papst Urban VIII. im Jahre 1627 das Collegium der Propaganda, welches nach seinem Namen Collegium Urbanum heißt und zur Wohnung und Unterweisung der Alumnen aus nicht-christlichen oder auch aus akatholischen Ländern, namentlich der Orientalen, bestimmt ist. Ein spanischer Prälat, Johann Baptist Vives aus Valencia, welcher die Geschäfte der Infantin Isabella, Statthalterin in den spanischen Niederlanden, beim h. Stuhl besorgte, schenkte dazu seinen Palast, welcher am äußersten Ende der Piazza di Spagna, wo damals der bewohnte Theil der Stadt aufhörte (die anstoßende Straße Capo le Case hat von diesem Umstande den Namen), gelegen war, und vermachte der Anstalt zugleich ein nicht unbedeutendes Einkommen in Renten. Der berühmteste Architekt jener Zeit, Bernini, entwarf den Plan des neuen Gebäudes, welches auf dem durch verschiedene Ankäufe erweiterten Vives'schen Grundstück aufgeführt werden sollte und welches, einen beträchtlichen Raum einnehmend, von allen Seiten isolirt sich erhebt. An der von ihm gebauten Façade liest man unter dem Barberinischen Wappen die Inschrift: Collegium Urbanum de propaganda fide. Unter Papst Alexander VII. wurde das Collegium sodann vom Borromini beendigt, von welchem die hintere Seite

und die hineingebaute kleine Kirche herrührt, welche den h. drei Königen gewidmet ist. Die von dem Einen und dem Andern herrührenden Theile kann man leicht durch die Barberinischen Bienen und die Chigi'sche, von dem Hause della Rovere überkommene Steineiche unterscheiden, welche überall angebracht sind. An der ganzen Architektur ist nichts zu loben, am wenigsten an der Kirche und deren Façade, wobei Borromini sich allen Capricen seines abenteuerlichen und schlechten Geschmacks hingegeben hat. Im Innern ist das Gebäude geräumig und ermangelt nicht einer gewissen Großartigkeit. Die nach der Piazza di Spagna zu gelegenen Gemächer des ersten Stockwerks, zu den Versammlungen der Congregation bestimmt, sind groß und mit geziemender Pracht eingerichtet; dort ist gleichfalls das Secretariat, während die Wohnungen des Cardinalpräfekten (von Papst Leo XII. eingerichtet und zuerst vom regierenden Papst bewohnt, als er diese Präfektur bekleidete) und des Secretärs, wie das Archiv sich im zweiten Geschosse befinden. Der Rest des Gebäudes wird durch die verschiedenen Locale für das Personale des Collegiums, die Zellen der Alumnen, mehre Säle u. s. w. eingenommen.

Das Collegium ist auf jede Weise würdig ausgestattet. Nachdem in den Revoluzionszeiten die Bibliothek zerstreut worden war, wurde die neue durch Vermächtnisse begründet. Bibliothekar an derselben war noch vor kurzem P. Drach, jetzt an der Bibliothek zu Versailles und Verfasser eines Werkes sur le divorce dans la synagogue, wie anderer gelehrten Schriften. Das Museum ist ein Legat des Cardinals Stefano Borgia von Velletri, der erst Secretär, dann Präfekt der Propaganda

war und 1804 zu Lyon starb, als er Pius VII. zur Krönung nach Paris begleitete. Der gelehrten Welt ist er namentlich als Verfasser der auch jetzt noch sehr werthvollen Streitschriften über die Ansprüche des h. Stuhls auf die Lehnsoberherrlichkeit im Königreich beider Sizilien und der historischen Denkwürdigkeiten von Benevent bekannt, in welcher letztern Stadt er längere Zeit als Delegat lebte, und deren Geschichte und Alterthümer in ihm einen trefflichen Erläuterer gefunden haben. Dies Museum enthält eine Menge orientalischer Handschriften, besonders werthvolle koptische Manuscripte, welche neuerdings dem berühmten Peyron reiche Ausbeute lieferten, eine Menge Curiosa, worunter die Weltkarte, auf welcher Papst Alexander VI. die Demarcationslinie für die spanischen und portugiesischen Entdeckungen zog, eine große Sammlung seltener Münzen, geschnittener Steine und farbiger Gläser aus den Catacomben. Eine so nützliche wie bemerkenswerthe Anstalt ist die gleichmäßig mit dem Collegium verbundene wie von der Congregation abhangende Polyglotten-Typografie, die mit dem daran stoßenden Verkaufslocale sich in dem hintern Theile des Erdgeschosses befindet und vor kurzem erweitert und verschönert ward. Eine große Menge schöner und wichtiger Werke, namentlich in orientalischen Sprachen, und besonders viele Elementarbücher in diesen letztern und Bücher zum Behufe des religiösen Unterrichts sind aus dieser Druckerei hervorgegangen, welche auch gegenwärtig eine lobenswerthe Thätigkeit an den Tag legt und vor kurzem ein Heft Schriftproben herausgegeben hat, welche ebensowol für ihren Reichthum wie für die treffliche typografische Ausführung Zeugniß ablegen. Ein Cardinal (häufig der Prä-

fekt der Congregation) ist Präfekt der Typografie, deren eigentliche Leitung einem Gelehrten anvertraut ist, jetzt dem Monsignor Antonino de Luca, einem Sizilianer, der sich als Herausgeber der Zeitschrift: Annali delle scienze religiose einen geachteten Namen gemacht hat. Der berühmte Leo Allatius von Chios, welcher 1669 starb und sich um die Kenntniß des orientalischen Kirchenwesens großes Verdienst erwarb, und der Abate Cancellieri, der eine so unermeßliche Büchergelehrsamkeit besaß, daß sie, wenn er über einen Gegenstand schrieb (und er hat über Vieles geschrieben, über die Peterskirche und Christof Columbus, über die Capitolsglocken und den Titel Don und Dom, über die Bequemlichkeit der italienischen Uhr und die Malaria, und der Himmel weiß, über was nicht), ihm wie seinen Lesern unbequem wurde, indem beide nicht wußten, was sie damit machen sollten; führten einst, manche andere Männer von Verdienst nicht zu nennen, die Aufsicht über die Druckerei der Propaganda.

Papst Urban VIII. ernannte anfangs drei Canonici der drei patriarchalischen Basiliken zu Administratoren des Collegiums mit der Befugniß, den Rector und die übrigen Beamten zu wählen. Im J. 1641 aber übertrug er die Direction ausschließlich der Congregation der Propaganda, von welcher der Präfekt der Studien ernannt zu werden pflegt. Durch den genannten Papst und seine Nachfolger wurden dem Collegium vielfache Begünstigungen und Privilegien zu Theil, abgesehen von der bedeutenden Vermehrung der Einkünfte desselben. Wie an den Universitäten, wurde auch hier vom Rector der Doctorgrad ertheilt. Nachdem die Anstalt, an welcher zuerst Theatiner lehrten, gegen 180 Jahre lang bestanden, droh-

ten die revoluzionären Bewegungen am Ende des vorigen Jahrhunderts und ihre Folgen sie gänzlich zu vernichten. Im J. 1798, bei der ersten Invasion, wurde das Collegium aufgehoben; nach Pius' VII. Thronbesteigung richtete man es in einem andern Local, bei den Signori della Missione, vorläufig wieder ein; im J. 1809 unterdrückte ein Decret der französischen Regierung es völlig, wobei auch die Druckerei durch Einschmelzung von Typen und Matrizen sehr zu Schaden kam. Nachdem der Papst seine weltliche Herrschaft wiedererlangt hatte, trafen von allen Seiten junge Leute in Rom ein, welche die Absicht hatten, sich dem Missionswesen zu widmen: auf eine Zeitlang brachte man sie anderwärts unter, bis im J. 1817 das Collegium Urbanum förmlich wiedereröffnet ward. Seit dem J. 1836 steht es unter der Leitung der Gesellschaft Jesu, von welcher zu diesem Behufe außer dem Rector vier Väter und sechs Brüder als Coadjutoren deputirt sind.

Die Gesammtzahl der Zöglinge des Collegiums belief sich im Frühling 1843 auf 98, von denen der jüngste vierzehn, der älteste zweiunddreißig Jahre zählte. Neun von denselben hatten bereits die Priesterweihe erhalten. Diese Zöglinge vertheilten sich folgendermaßen hinsichtlich ihrer Nazionalität. Armenier waren 4, Aleppiner 2, Syro-Maroniten 5, Perso-Chaldäer 3, aus Betlehem 1, Smyrnioten 5, Georgier 1, Cyprioten 1, aus Goa 1, aus Madras 1, Peguaner 2, Chinesen 7, Abyssinier 2, Kopten 1, Constantinopolitaner 2, Bulgaren 2, Albanesen 8, Griechen und von griechischer Abstammung 6, Dalmatiner 1, von Gibraltar 1, Franzosen 1, Engländer und Schotten 7, Irländer 6, Holländer 4, Teutsche 6,

Schweizer 3, Polen 1, Schweden 1, Nordamerikaner 11, Südamerikaner 1, von Prinz Edward's Inseln 1*). Sechs Monate nach ihrem Eintritte legen die Zöglinge den Eid ab, sich dem Dienste der fremden Missionen widmen zu wollen. Die gewöhnliche Zeit der Erziehung ist zehn Jahre, den Umständen gemäß aber auch oft weit kürzer. Nach Ablauf der Studien und nachdem sie die Priesterweihe erhalten, werden die jungen Leute mit Mitteln versehen, in ihre Heimat zurückzukehren, um dort ihrem Berufe zu leben. Will man sie nach andern Ländern senden, so ist dazu ihre Einwilligung erforderlich. Wie nun diese Missionäre ihr Amt verwalten, wie sie ihre Sendung begreifen, darüber ist unter allen Denen, die im Orient gereist sind, nur Eine Stimme. Die Entsagung, die Liebe und Demuth, der Gehorsam, die Ausdauer, die Selbstverleugnung und Aufopferung alles Irdischen, die

*) Ich setze die Namen der Orientalen her.

Armenier: Jos. Arakial, Jos. Devriscian, Gregor Holas, Joh. Marusci; Aleppiner: Basil Abdo, Gabriel Hindie; Syro-Maroniten: Abdallah Asseman, Jos. Churi, Habbas Dahda, Franz Gazno, Bern. Tohmé; Perso-Chaldäer: Georg Barscinu, Jos. Guriel, Hieronymus Hindi; aus Betlehem: Abdallah Comandari; aus Smyrna: Michael Castelli, Carl Missir, Paul Primi, Demetrius und Nicolaus Rosvani: Georgier: Jos. Kanemow; von Cypern: Michael Cirilli; Peguaner: Paul Kalà, Mose Ngàu; Chinesen: Joach. Kuò, Franz Leang, Matthäus Li, Matthäus Liên, Paul Liêu, Joh. Mong, Joh. Bapt. Wang; Abyssinier: Zacharias Cahen, Gabriel Olde Walda; Kopte: Franz Sciata. — Die beiden Zöglinge aus Goa und Madras sind portugiesischen und englischen Ursprungs.

völlige und unbedingte Hingebung für einen großen Zweck, kurz die Eigenschaften, die wir bei dem vom wahren Geiste seines Berufes durchdrungenen katholischen Priester finden, gehören dazu, um so ernste Pflichten unter oft so geringen und gefahrvollen Verhältnissen zu erfüllen, um, von einem feindlichen Volke umgeben, ein Fremder in der eigenen Heimat zu sein, um Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art zu ertragen, die nicht selten schon in jugendlichen Jahren den Körper aufreiben, um unstät zu ziehen von Ort zu Ort, oft ohne eine sichere Stätte, wo das müde Haupt sich niederlegen kann, um endlich dem Tode selbst unverzagt ins Auge zu schauen.

Die in europäischen Ländern verweilenden Missionäre sind gehalten, wenigstens einmal im Jahre, die außerhalb Europa's befindlichen alle zwei Jahre ausführlichen Bericht über ihr Wirken abzustatten. In verschiedenen Ländern gibt es Schulen, welche unter ihrer Leitung stehen: man nennt deren sechs in Egypten, vier in Illyrien, zwei in Siebenbürgen, ebenso viele in Albanien und auf den griechischen Inseln des Archipels. In Neapel gibt es noch ein besonderes Collegium für chinesische Candidaten des Missionsamtes. Im Collegium zu Rom wird in der chinesischen, armenischen, hebräischen, arabischen, griechischen Sprache Unterricht ertheilt. Die Sprachproben, welche jährlich am Feste der Epifanie öffentlich abgelegt werden, sind allgemein bekannt und haben namentlich in den letzten Jahren eine solche Menge Zuhörer angelockt, daß der Raum nicht mehr für dieselben hinreicht. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, diese verschiedenen Sprachen und Mundarten des Orients und Occidents in rascher Folge einander abwechseln zu hören: die weichsten

und verschwimmendsten Töne, in denen beinahe nur Vocal auf Vocal zu folgen scheint und die wie ein mattes Glockengeläute klingen, neben rauhen, schnarrenden, uncultivirten Kehllauten, eintöniges Singen neben der schönen lebendigen Melodie der klassischen Sprachen. Dürfte man aber von der Aussprache und Betonung mancher Sprachen des Occidents auf die der orientalischen schließen, so wäre man nicht immer sicher, dieselben gut vortragen zu hören. Ueberdies kommen manche Seltsamkeiten vor, so vernahm man das leztemal neben dem gewöhnlichen Teutsch auch sogenanntes Alt- und Schweizerteutsch, und die italienischen Sonette und Versi sciolti, die von einem Schotten und einem Irländer vorgetragen wurden, waren gerade nicht geeignet, als lingua toscana in bocca romana zu figuriren.

Die Einkünfte der Propaganda belaufen sich auf ungefähr 80,000 bis 90,000 Scudi, von denen 24,000 von der päpstlichen Kammer beigesteuert werden. Die Unterhaltung der Alumnen des Collegiums kostet gegen 18,000 Scudi, der Rest wird auf die Missionen verwandt, nachdem die sehr bedeutenden Kosten für das zahlreiche Administrationspersonal abgezogen sind. Wie viel nun jährlich den Missionen selbst zu gute kommt, ist nicht bekannt und wechselt wahrscheinlich nach Umständen und Mitteln.

Neben dem Collegium der Propaganda kommen aber in Rom noch die Nationalcollegien in Betracht, welche namentlich zur Zeit gegründet wurden, als der wiedererstarkende Katholizismus den Kampf gegen den Protestantismus unternahm und diesem in Teutschland das Uebergewicht, welches er zu erlangen drohte, mit Erfolg

streitig machte, während er ihn in Frankreich ganz zurückdrängte und die reformatorischen Regungen im Süden Europa's vernichtete. Daß diese Bestrebungen wesentlich vom Jesuitenorden ausgingen, braucht nicht erst in Erinnerung gebracht zu werden. Das Collegio Germanico-Ungarico wurde ursprünglich von Papst Julius III. auf Veranlassung des h. Ignaz von Loyola, der namentlich durch den Legaten in Teutschland, den bekannten Cardinal Moroni, unterstützt ward, im J. 1552 gestiftet, aber 1575 von Gregor XIII., der in diesem Zweige eine außerordentliche Thätigkeit an den Tag legte, erneut, reichlich dotirt und zur Aufnahme von 158 Zöglingen bestimmt. Nach mancherlei Schicksalen, die mit der Aufhebung des Jesuitenordens in Verbindung standen, wurde dies Collegium im J. 1798 geschlossen und erst 1818 wieder eröffnet, wobei freilich die meisten Besitzungen, unter andern Kirche und Wohnhaus von S. Apollinari, verloren blieben. Die Zöglinge wohnen seit 1824 im Profeßhause der Jesuiten bei der Kirche Gesù, und sind ungefähr sechzig an der Zahl. Ihnen gehören die alten Kirchen Sto. Stefano Rotondo auf dem Cälius und S. Sabba auf dem Aventin, wohin man sie häufig in doppelten Reihen in ihrer rothen Tracht wandern sieht. Das Collegio Inglese schreibt seinen Ursprung aus den angelsächsischen Zeiten her, wo ein Hospiz und eine nachmals dem h. Thomas von Canterbury gewidmete Kirche in Rom bestanden: seine nachmalige Gestaltung verdankt es Gregor XIII., der es im J. 1579 gründete, und den Bemühungen des Geistlichen William Allan, vormaligen Professors der Theologie zu Douai in Flandern. Nicht lange nach der Rückkehr Papst Pius' VII. nach Rom

wurde es wieder eröffnet und hat jetzt, nachdem der frühere Rector Dr. Wiseman zum Bischof und apostolischen Vicar für den östlichen Theil Englands ernannt worden, den Dr. (Monsignore) Charles Baggs zum Rector, der sich durch verschiedene liturgische und polemische Schriften auch in der literarischen Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat. Bei der bedeutendrn Zunahme der Katholiken in England und der veränderten Stellung, welche dieselben durch Gründung großartiger Institute, worunter das Collegium zu Oscott bei Birmingham namentlich Erwähnung verdient, durch Erbauung vieler Kirchen und Kapellen u. s. w. der Episkopalkirche gegenüber eingenommen haben, bei der Hinneigung endlich einer Fraction eben dieser Episkopalkirche zum Katholizismus, ist das römische Collegium, aus dem manche tüchtige Männer hervorgegangen sind, besonderer Beachtung werth. Das Collegio Scozzese wurde im J. 1600 durch Papst Clemens VIII. gestiftet, das Collegio Irlandese, welches schon in Gregor's XIII. Plane lag, im J. 1628 durch den Cardinal Lodovico Ludovisi, nach dem es eine Zeitlang den Namen des Collegio Ludovisiano führte. Diese drei britischen Anstalten zählen zusammen gegen 70 Zöglinge. Das griechische Collegium, welches Gregor XIII. im J. 1577 gründete und dessen geräumiges Local man bei der Kirche S. Atanasio in der Via Babbuino sieht, und das maronitische, welches unter demselben Papste im J. 1584 entstand, sind jetzt mit dem der Propaganda vereinigt. Das armenische, welches Gregor zu stiften vorhatte, ist nie ins Leben getreten. Die Zöglinge dieser Anstalten nehmen meist an dem Unterricht in dem großen Collegio Romano Theil, dessen Leitung der Gesellschaft Jesu anver-

traut ist. Verschiedene dieser Collegien haben in der Umgebung Roms Villen, welche in der heißern Jahreszeit besucht zu werden pflegen. So gehen die Engländer nach Monteporzio in den Latinerbergen, und die Propagandisten nach der schönen Villa Montalto bei Frascati, die ihre Entstehung dem Cardinal von Montalto, dem Neffen Sixtus' V., verdankte und zuletzt den Odescalchi, Herzogen von Bracciano, gehörte, weßhalb man sie auch jetzt noch häufig Villa Bracciano nennen hört. Dicht bei derselben beginnt der anmuthige Wald von Grotta Ferrata.

Ich kehre zurück zur Congregation der Propaganda, welcher, wie gesagt, die oberste Leitung des gesammten Missionswesens obliegt. Sie pflegt sich regelmäßig einmal im Monat zu versammeln, die außerordentlichen Zusammenkünfte vor dem Papste ungerechnet. Die Cardinäle erscheinen dabei in cardinalizischer Tracht wie bei den Feierlichkeiten. Wöchentlich einmal finden beim Cardinalpräfekten Besprechungen statt, denen der Generalsecretär und die übrigen Secretäre (Minutanti) beiwohnen. Jeden Sonntag Abend ertheilt der Papst dem Secretär Audienz, wobei die von der Congregation abhangenden Bischöfe und übrigen Geistlichen, die sich gerade in Rom befinden, auf ihren Posten abgehen u. s. w., vorgestellt zu werden pflegen. Die Erwählung der Bischöfe und apostolischen Vicare für die Missionsorte, nicht im Orient blos und in Afrika, sondern auch in der neuen Welt und in denjenigen Staaten Europa's, wo katholische Missionen unter akatholischen Regierungen bestehen; die Sendungen der Missionäre und alles, was auf dieselben Bezug hat, gehören in den Geschäftskreis dieser Congregation. Sie besteht aus einem Präfekten, einem Präfekten der Oeko-

nomie (des administrativen Theils), vielen Cardinälen als Mitglieder, einem Generalsecretär, einem Protonotar und einer beträchtlichen Zahl von Consultoren, die theils Prälaten, theils Ordensgeistliche und andere sind. Die Stelle eines Präfekten der Propaganda ist eine der wichtigsten und einflußreichsten in der römischen Curie und ist von einer Menge ausgezeichneter Cardinäle bekleidet worden, unter denen Luigi Capponi († 1659), Silvio Valenti Gonzaga († 1756), Giacinto Sigismondo Gerdil († 1802), der schon genannte Cardinal Stefano Borgia, Lorenzo Litta und der berühmte Consalvi zu erwähnen sind, welchem Leo XII. diese Präfektur übertrug. Der jetzt regierende Papst war Präfekt der Propaganda während der Jahre 1826—1831, jetzt ist es der Cardinal Fransoni von Genua. Die ökonomische Verwaltung leitet der Staatssecretär für die innern Angelegenheiten, Cardinal Mario Mattei. Die Stelle eines Secretärs der Propaganda ist einer der sogenannten cardinalizischen Posten, die man nur aufgeben kann, um Cardinal zu werden. Diese cardinalizischen Posten sind: die vier sogenannten Prelati a fiocchetti, nämlich der Uditore generale della Camera, der Governatore, der Majordomus und Präfekt der päpstlichen Paläste, endlich der Tesoriere; die Nunzien an den vier großen Höfen, zu Paris, Wien, Madrid und Lissabon (früher auch der in Polen), und der Secretär der Congregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen. Die vorgenannten sind die Posti cardinalizj in strengerer Bedeutung, ja es wird damit so strict gehalten, daß die bloße E r n e n n u n g zu einem solchen Posten, auch ohne Ausübung der Functionen, die Ertheilung des Purpurs bedingt, wie es in neuester Zeit mit

dem gegenwärtigen Legaten von Ravenna, Cardinal Amat di S. Filippo, der Fall war, welcher, zum Nunzius in Lissabon ernannt, durch die Verhältnisse verhindert wurde, nach Portugal sich zu begeben. In weiterm Sinne aber gehören noch dazu die Secretäre der Congregationen der Propaganda, des Conzils, der Consulta und des Sant' Uffizio, die Decane der Rota und der Chierici di camera, so wie der Commendatore di Santo Spirito, Chef der großen Anstalt dieses Namens, welche, wenn nicht ungewöhnliche Fälle eintreten, die ihre Pensionirung veranlassen, den Purpur erhalten, wie es bisweilen auch mit dem Maestro di camera (Ober-Kammerherr und Ceremonienmeister) der Fall ist, der nicht nothwendig erst Oberhofmeister zu werden braucht. Unter den Secretären der Propaganda sind vorzugsweise zu nennen: der gelehrte Cardinal Casanata, Carlo Agostino Fabroni aus Pistoja, Gozzadini, Passionei, der Pistojese Niccolò Fortiguerra, einer alten Familie angehörend, die der Kirche im 15. Jahrhundert einen berühmten Cardinal gab und deren Andenken in Pistoja mit Recht geehrt ist, in der literarischen Welt rühmlichst bekannt als Verfasser des komischen Heldengedichts Ricciardetto; der Florentiner Rinuccini, der Sienese Zondadari, bei den belgischen Unruhen unter Josef II. oft erwähnt, endlich Angelo Mai, dessen großes Verdienst von Italien nicht allein, sondern von der ganzen Gelehrtenrepublik mit seltener Einmüthigkeit anerkannt wird.

Eine Menge apostolischer Vicariate und Präfekturen, in Europa wie in den andern Welttheilen, stehen unter unmittelbarer Leitung der Congregation der Propaganda. Es sind dieselben folgende. In Europa für Teutschland das apostolische Vicariat der Anhaltischen Herzog-

thümer, welches vom Nunzius in München versehen wird, das Vicariat des Nordens, versehen durch den Administrator von Osnabrück, und das sächsische, dem ein zu Dresden residirender Bischof in partibus vorsteht; für Holland vier Vicariate und eine Mission mit sieben Erzpriesterämtern, die unter dem päpstlichen Geschäftsträger im Haag stehen; in Graubündten eine Präfektur, im Wallis eine infulirte Abtei, in England und Schottland eilf Vicariate, in Schweden, Bosnien, Constantinopel, der Moldau und Wallachei, und zu Sofia, endlich in Gibraltar Vicariate; in Griechenland eine apostolische Delegation. Asien hat ein Vicariat zu Smyrna, dem der dortige Erzbischof vorsteht, zu Aleppo ein Vicariat für die Lateiner und eine Delegation für die Morgenländer, in Chaldäa eine Delegation, in Persien ein Vicariat unter dem Bischof von Babylon, in Ostindien neun und in China und den angrenzenden Ländern vierzehn Vicariate. In Afrika zählt man zwölf Vicariate und Präfekturen in Egypten und Arabien, Tripoli, Tunis, Marocco, Senegal, Abyssinien, Congo, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Madagascar, Mauritius und Bourbon. Eine Präfektur für das Kafferland, unter der Leitung von Maristen von der Lyoner Congregation, ist kürzlich eingerichtet worden. Amerika hat dreizehn Vicariate und Präfekturen für Südamerika, Cayenne, Curaçao, Jamaika mit den Bahamainseln und Honduras, Britisch Guyana, Guadeloupe, Trinidad mit den britischen Antillen, Martinique, S. Domingo, St. Pierre und Miquelon, Surinam, Newfoundland und Texas. In Australien endlich besteht eine Präfektur in Batavia, Vicariate für das östliche und westliche Ozeanien, und die austra-

lische Präfektur. Das westliche Vicariat ist aber neuerdings in zwei getheilt worden, durch Errichtung eines neuen für Central-Ozeanien, welches die Wallis-, Tonga-, Hamon-Inseln, die neuen Hebriden, Neu-Caledonien und alle benachbarten Inselgruppen umfaßt und den französischen Priestern von der Lyoner Congregation, die dort zwei Titularbischöfe an ihrer Spitze haben, anvertraut ist.

Ueberdies stehen gewisse Patriarchate und erzbischöfliche wie bischöfliche Kirchen, in wie außerhalb Europa's, unter der Jurisdiction der Congregation der Propaganda, und zwar so, daß die Proposition und Präconisation der zu diesen Würden bestimmten Priester nicht, wie es bei andern Bischofsitzen der Fall ist, in den gewöhnlichen Consistorien geschieht, sondern die Ernennung durch päpstliche Breven vorgenommen wird. So ist es der Fall mit den drei Antiochenischen Patriarchaten (für die Melchiten, die Maroniten und Syrer), mit dem chaldäischen Patriarchat zu Babylon und dem armenischen von Cilizien, mit der armenischen Primazialkirche zu Constantinopel, mit den griechischen, albanischen und mazedonischen Erzbisthümern und Bisthümern Corfu, Durazzo, Naxos, Alesio, Andros, Pulati, Santorin, Scutari (in Albanien), Syra, Chios, Zante und Cefalonia, mit den Bisthümern zu Smyrna in Anatolien, zu Ispahan in Persien, Nakschewan in Armenien, Nankin und Pekin in China, Tanger in Marocco, Hobartown und Sidney in Australien, endlich mit den Bisthümern in den europäischen Provinzen des osmanischen Reiches, mit einigen griechisch-unirten in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien, Polen und Rußland, mit den irischen und nordamerikanischen. Die Gesammtzahl derselben beläuft sich auf achtundneunzig.

Der Eifer, welcher in unserer Zeit für die Ausbreitung des Missionswesens an den Tag gelegt worden ist, und die Erfolge, welche dies Bestreben gekrönt und zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn aufgemuntert haben, stellt eine nicht geringe Vermehrung der Anstalten zur Erreichung eines so großen Zweckes in Aussicht. Politische Conjuncturen sind solchen Bestrebungen günstig, und es braucht wol kaum angedeutet zu werden, daß die katholische Kirche von dem Ausgange des Krieges mit China, wodurch die Pforten des ewigen Reiches geöffnet worden sind, sich reiche Früchte versprechen darf. Daß sie so günstige Verhältnisse nicht ungenutzt lassen, daß sie die Thatkraft und Beharrlichkeit, die zwei ihrer hervorragendsten Eigenschaften sind, auch hier entwickeln wird, gepaart mit der Mäßigung und Besonnenheit, die ihr so herrliche Triumfe bereitet haben, dafür bürgt die Ausdauer, das Vertrauen, die Geduld, die Festigkeit, das unverwandte Hinblicken auf das auch noch so ferne Ziel, womit sie in Tagen der Gefahr, des blutigen Drucks und der Verfolgung ihren mit Dornen besäeten Weg gewandelt ist, immer streitend und auch im Unterliegen siegend.

Vierter Brief.

Mittelalterliche Kunst. Teutsche Kaiserdenkmäler in Italien. Teutsche und französische Monumente in römischen Kirchen.

Rom — ich wiederhole, was ich schon bei anderer Veranlassung bemerkte — ist wesentlich antik und modern. Das Mittelalter tritt in den Hintergrund.

Aber die vielen Jahrhunderte, die von der Zeit der gothischen Herrschaft an bis auf Alexander VI. verstrichen, der die Auffindung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die Entdeckung Amerika's und die erste Seereise nach der Küste von Malabar, somit den Beginn der großen, für Italien so nachtheiligen Veränderung der Handelswege erlebte — diese Jahrhunderte, so reich an Bewegung und Umwälzungen, welche das compakte Ganze, die das Römerreich der alten Welt gebildet, in Stücke schlugen, um das moderne Staatengebäude aus diesen zum Theil splitterhaften Fragmenten aufzuführen, konnten einer Stadt wie Rom, die der Mittelpunkt jener großen Welt des Alterthums gewesen war, nicht anders als bedeutende Spuren zurücklassen.

Auf Politisches und Religiöses, nirgend wie hier eng verbunden, will ich nicht zurückkommen. In dieser Beziehung bietet das Rom des Mittelalters uns ebensovielen wenn nicht mehr Stoff zu Betrachtungen dar, als des alten Roms materielle Weltmacht. Blos der Merkmale, welche diese Zeit in der äußern Erscheinung der Stadt gelassen, will ich hier in zusammenhangender, aber nur rascher Uebersicht gedenken.

Wo treten uns die meisten Spuren des Mittelalters entgegen? In den Kirchen, den Thoren und sonstigen Theilen der Befestigungen und in den Befestigungen im Innern, den Thürmen. Die eigentlichen Basiliken gehören nicht hieher. Denn sie sind zum Theil noch Bauten der Kaiserzeit, zum andern Theil mehr oder minder streng antiken Mustern nachgeahmt, in Tagen, wo Rom noch keinen andern Styl kannte, wie in solchen, wo fremde Einflüsse schon begonnen hatten, ihre Rechte oder Ansprüche geltend zu machen. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß, wie Rom dem alten Cultus am längsten treu blieb, es auch, nachdem dessen letzte Spuren verschwunden waren, im Bau der Gotteshäuser mit nicht wankender Stetigkeit an Formen festhielt, die aus dem Alterthum überkommen waren, und nur in Nebendingen, in Ornamenten und Beiwerk, dem neuen Geschmack huldigte, nachdem die Lombardei, Toscana, selbst nahegelegene Provinzen, wie Umbrien und die Mark, im Süden endlich Apulien und Neapel schon mehr denn eine Umwälzung des Baustyls erfahren. Die Erscheinung erklärt sich indeß von selber, wenn man einerseits das Vorhandensein so großartiger Bauten der früheren Zeiten, andrerseits die Bewunderung, welche die Römer, mochten sie auch noch so gesunken sein und vom

Alterthum noch so verworrene Begriffe haben, ihm von jeher widmeten, so wie das auch jetzt noch im Volkscharakter bemerkbare Haften am Tradizionellen und durch langen Gebrauch Gesicherten, in Anschlag bringt.

Die eigentlichen Basiliken gehören, wie gesagt, nicht hieher. Vom 4. Jahrhundert bis zum 12., von S. Paul bis Sta. Maria in Trastevere und Sta. Croce in Gerusalemme, die wir so ziemlich als die spätesten bezeichnen können, besitzen wir eine imposante Reihe dieser Bauten, welche für die Entwicklung des Kirchenstyls in Europa wie in einem Theile Asiens so große Bedeutung gehabt haben. In ihren Säulenwäldern, ihren einfachen edeln Linien, ihrer Uebersichtlichkeit, ihrer Uebereinstimmung im Wesentlichen des Grundplans, führen sie uns das Alterthum vor, mögen auch noch so oft ihre Theile verkehrt ausgeführt sein, ihre hie und da zusammengerafften Säulen disharmoniren, ihre Details an eine Zeit erinnern, wo die Kunst schon tief gesunken war und nicht viel mehr ihr blieb, als die ausgebildete mechanische Fertigkeit, der es, wie der Sculptur am Ende des 16. Jahrhunderts, am meisten Spaß zu machen schien, mit scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten den Kampf zu bestehen.

Kommen nun diese Gebäude, der Hauptsache nach, hier nicht in Betracht, so ist dies dennoch der Fall mit einzelnen Theilen, wo das Mittelalter uns entgegentritt. Denn viel ist an den Kirchen geändert worden: Modificationen in der Form des Cultus brachten dies zum Theil mit sich, zum Theil Bedarf der Ausbesserung, mehr noch Neuerungssucht, von der keine Zeit frei ist und kein Volk. Was die Bedürfnisse des Cultus betrifft, so hat die Sitte,

mehre Altäre in Einer Kirche anzubringen, allmälig die schöne Basilikenform in einer ihrer wesentlichen Bedingungen zerstört, indem man bald nicht mehr damit sich begnügte, Altäre in den Seitenschiffen aufzustellen, sondern die äußern Wände durchbrach, um Kapellen zu bauen. So ist der Grundplan, man kann sagen, aller Basiliken, wenn wir S. Paul ausnehmen, welches wahrscheinlich der Abgeschiedenheit seiner Lage die Bewahrung größerer Reinheit verdankte, mit der Zeit ein ganz veränderter geworden und die Einheit ist geschwunden, gewiß nicht im Interesse der Schönheit.

Sehn wir nach, was die Kirchen uns an Mittelalterlichem bringen, so ist dies jetzt großentheils nur an der Außenseite der Fall. Denn im Innern hat eine Umänderung die andere verdrängt und alle Jahrhunderte haben im Vorübergehn ihre mehr oder minder sichtbaren Spuren zurückgelassen. So sieht man an den großen Basiliken S. Giovanni Laterano und Sta. Maria in Trastevere, besonders an den hintern Theilen, bedeutendes mittelalterliches Bauwerk, an ersterer wahrscheinlich aus der Zeit ihrer Restauration durch Urban V. im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, an der zweiten entweder den Erneuerungen Innocenz' II. oder Innocenz' III., also der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts oder dem Anfang des 13. angehörend. Vom Ende des 14. Jahrhunderts sind die Thürme der Laterankirche über dem, Sta. Maria Maggiore zugewandten Seiteneingange. Die Jahrzahl 1348 trägt ein hübsches Thor an der Apotheke des Lateranischen Spitals, neben der Straße, welche nach dem Colosseum führt. Es bildet einen Rundbogen: in den Zwickeln auf jeder Seite sieht man das Brustbild

des Heilandes, in der Mitte ein Agnusdei, Alles in flachem Relief. Die beiden Inschriften heißen: Hospi salvare refugium pauperum et infirmorum, und: Hoc opus inchoatum fuit tempore guardianatus Francisci Vecchi Francisci Rosa priorum sub anno Domini MCCCXLVIII indictione sept. mensis Sept. — An der Kirche SS. Giovanni e Paolo auf dem Cälius, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts erneuert ward, ist wenig Mittelalterliches geblieben, als der im Rundbogenstyl erbaute kleine Cryptoporticus von weißen Marmorsäulchen an der Außenseite der Absis. Eine alterthümliche Absis hat auch die jetzt verlassene und in den Inquisitionspalast eingeschlossene kleine Kirche S. Salvatore in magello, welche vormals den Franken gehörte, die, gleich den Sachsen, den Friesen und Lombarden, beim Vatican Ansiedelungen gebildet hatten.

Ein Paar Kirchen haben alterthümliche Portale behalten; sie verdanken es ihrer abgeschiedenen Lage und der Vergessenheit, welche das Loos von zweien unter ihnen war. So S. Sabba auf dem südlichen Gipfel des Aventin, wo auch der die Vorderseite der Kirche bildende doppelte Porticus, der namentlich aus der Ferne gesehen eine malerische Wirkung macht, zu bemerken ist, und die Clarissen-Klosterkirche S. Cosimato (richtiger SS. Cosma e Damiano) in Trastevere am Fuße des Janiculus, deren Vorhalle wahrscheinlich dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehört. Wie diese, hat auch die bei Sta. Maria Maggiore gelegene Kirche Sta. Prassede, und S. Clemente am Lateranischen Wege ein altes Vestibulum mit Säulen.

Eine der am meisten und am öftesten umgestalteten Kirchen ist gerade diejenige, deren ältere Geschichte noch so sehr im Argen liegt, daß man die Zeit ihrer Grün-

dung selbst nicht ungefähr anzugeben vermag, während man dies bei der Mehrzahl der Basiliken mit ziemlicher Gewißheit thun kann. Es ist Sta. Maria Araceli. Diejenigen, welche annehmen, daß der Tempel Jupiters auf dieser östlichen Spitze des Capitolinischen Berges gestanden (wie beinahe alle Italiener thun), haben darin wenigstens einen Anhaltpunkt, daß der erwähnte Haupttempel noch im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erhalten war. Für die nach Westen deutenden Archäologen aber, fast ohne Ausnahme alle Ausländer, deren Argumente in diesem Falle wol die überwiegenden sein möchten, fällt auch dies weg. Wie dem auch sein möge, die Kirche von Araceli erfuhr eine ziemlich durchgreifende Erneuerung im Spitzbogenstyl, von der noch Vieles vorhanden ist, wenn auch eine spätere allem Transalpinischen in der Architektur (wie in den meisten andern Dingen) abholde Zeit sich bemüht hat, dem schlechtesten und geschmacklosesten Styl Eingang zu verschaffen. Leider ist es ihr nur zu sehr gelungen: im Innern ist die Basilika, im Aeußern die gothische Kirche völlig entstellt. Spitzbogen und Verzierungen, die damit zusammenhängen, haben noch die kleinern Thüren der Façade, einige der Kapellenfenster und der Nebeneingang, zu dem beim Senatorischen Palast eine Treppe hinanführt. Im Innern ist Alles neu mit Ausnahme der Säulen.

An anderes Hiehergehörige kann ich nur im Vorbeigehn erinnern. Dies sind die Klosterhöfe in S. Lorenzo fuori le mura, im Lateran und S. Paul, die Thore an S. Antonio Abate und S. Tommaso in Formis (Villa Mattei auf dem Cälius), die Glockenthürme vieler Kirchen, zum Theil von sehr roher Arbeit, obschon durch-

gehends nicht ohne Anspruch auf Schmuck. Indem ich aber in einer Zeit, wo in größeren architektonischen Werken wenigstens ein ziemlicher Stillstand zu bemerken ist, von ihnen mich abwende, mag die Betrachtung einiger älteren Sculpturen folgen, die gleichfalls auf den Kirchenbau sich beziehen. Das Grabmal Kaiser Otto's II., welches mit wahrem Vandalismus verstümmelt ward, und von dem ein Theil in den Vaticanischen Grotten sich befindet, ein anderer (das Musiv) im Lateranischen Palast, die Porfyr-Urne aber als Taufbecken in S. Peter, steht so vereinzelt und außer Zusammenhang mit andern Werken, daß ich ihm keine rechte Stelle zu geben weiß und mich auf dessen bloße Nennung beschränken muß. Sodann aber mögen die Tabernakel oder Ciborien an die Reihe kommen: ausführlichere Angaben über das bedeutendste der älteren, das in der Paulskirche, werden mich bei den übrigen des Details überheben.

Dem Anastasius Bibliothecarius zufolge, erbaute gemäß dem Rathe des römischen Bischofs Sylvester Kaiser Constantin im J. 324 eine Kirche über dem Grabe des Apostels Paulus, dessen Leib er in eine Lade von Erz legte, den Ort mit einem goldenen Kreuze bezeichnend. Schon zu Ende des Jahrhunderts ward die Basilika von Theodosius neu gebaut, von seinem Sohne Honorius beendigt. Vom Kaiser Valentinian, des Erstern Mitregenten in früherer Zeit, rührte die Anlage einer eigentlichen Confession über dem Apostelgrabe her, worauf dann Papst Gregor der Große den Altar aufstellte. Von mehren nachfolgenden Päpsten wurde diese Confession erweitert und verziert, namentlich von Hadrian I. nach der Verwüstung der Umgebungen Roms

durch Desider, der Longobarden letzten König. Im J. 801 stürzte durch ein Erdbeben das Dach der Kirche ein: der Altar der Confession wurde zertrümmert, von Leo III. aber mit großer Pracht wieder hergestellt. So besagte eine Inschrift auf einer der Säulen des Triumfbogens der Galla Placidia. Wie jene frühern Altäre beschaffen gewesen, weiß man nicht. Im J. 1285 endlich, zu Ende der Regierung Papst Martins IV., oder wahrscheinlicher im Anfang derjenigen Honorius' IV., wurde das gegenwärtige Tabernakel errichtet, der Inschrift gemäß, welche Folgendes verkündet:

† Anno milleno centū bis et octuageno
quinto summe Ds q[d] hic abbas Bartholomeus
Fecit op fieri sibi tu dignare mereri.

Daneben ist auf zwei abgesonderten Steinen zu beiden Seiten zu lesen: † Hoc opus fecit Arnolfus — cum suo socio Petro. Jener Abt Bartholomäus, von der Benedictiner-Congregation von Clügny, welchem Orden seit der Mitte des 7. Jahrhunderts bis auf unsere Tage Kirche und Kloster von S. Paul anvertraut sind, regierte gemäß den Klosterannalen von 1282 bis 1297. Urheber und Zeit der Entstehung des Werkes sind also genau bekannt.

Das Tabernakel ist ein gothischer Bau. Seine Basis bildet ein Viereck: egyptische Porfyrsäulen, auf deren Platten Nischen mit Statuen angebracht sind, während zwischen ihnen Spitzbogen bis an ein rund herumlaufendes Gesimse sich erheben, tragen vier pyramidalische Thürmchen, welche auf jeder Seite ein ziemlich hohes Giebelfeld einschließen, während das Dach eine konische Kuppel bildet, auf der eine viereckige hohe Thurmpyra-

mide mit dem Kreuze sich erhebt. Der Styl ist, wie gesagt, im Allgemeinen der sogenannte gothische, wenn auch gerade kein sehr reiner noch schöner. Die Basis der Säulen ist attisch; die Säulen selbst gehören der korinthischen Ordnung an, indeß mit der größten Licenz in den Kapitälen, an deren einem sogar in den Ecken zwei männliche und zwei weibliche Köpfe erscheinen. In den vier Ecknischen auf den Platten stehen vier Statuen: Petrus und Paulus mit den gewöhnlichen Attributen von Schlüsseln und Schwert, der Evangelist Lucas mit einer Schriftrolle, S. Benedict in seiner Ordenstracht, ein Buch in der Linken haltend. Die Verhältnisse der Gestalten sind kurz und etwas plump, sonst sind die Attitüden nicht ohne Geschick und Würde, und der Ausdruck der Köpfe ist als besonders charakteristisch zu bezeichnen. Der Styl der Pisaner Schule ist in diesen Figuren so wenig wie in den übrigen Sculpturen zu verkennen. In den Zwickeln der Bogen sind auf jeder der vier Seiten zwei Gestalten oder Gruppen in Relief angebracht. Mit der Seite beginnend, welche dem Langschiff zugewandt, sieht man 1) einen Mönch (Abt Bartholomäus), welcher, von einem andern begleitet, der Inful und Krummstab trägt, dem Apostel Paulus, neben welchem S. Lucas steht, kniend das Tabernakel im Modell widmet; 2) die ersten Eltern neben dem Baum der Erkenntniß; 3) Kain und Abel opfernd; endlich 4) zwei Kaiser, stehend, große offne Schriftrollen in den Händen, wahrscheinlich Constantin und Theodosius, oder der Letztere und Honorius. In jedem der vier Giebelfelder ist eine Fensterrose angebracht, je von zwei Engeln in Relief gehalten. Die Zwischenräume, sowie die architektonischen Glieder an Py-

ramide und Thürmchen, sind alle mit musivischer Arbeit in Gold und verschiedenen Farben ausgelegt. Auch das Innere der Kuppel und die übrigen Theile des Tabernakels sind mit Mosaik geschmückt und man sieht an den Giebelfeldern Hirsche, Adler, Einhörner, Hähne und Kraniche in Runden dargestellt, sowie in den Zwickeln Pfauen, Schweine, Lämmer und Chimären. An den innern Seiten der Nischen sieht man sodann auf den Säulenplatten zwei stehende und zwei herabschwebende Engel mit Weihrauchfässern, im Mittelpunkte der Kuppel endlich, wo die Rippen derselben in einer großen Blume zusammenlaufen, vier Engel in Relief, in halber Figur mit ausgebreiteten Flügeln. Diese innere Anordnung ist im Ensemble wie im Detail glücklich, namentlich sind jene schwebenden Engelgestalten zu beachten. Mit Ausnahme der Säulen ist das Ganze von weißem Marmor mit reicher Vergoldung.

Es ist ein interessantes Werk, wenn gleich die Verhältnisse nicht besonders glücklich sind. Vom Gothischen hat es am wenigsten die zierlich-schlanken Formen, die uns in teutschen Werken in so großer Schönheit entgegentreten. Im Vergleich mit diesen erscheint es etwas gedrückt. Indeß würde es eine weit größere und erfreulichere Wirkung machen als jetzt, wenn es in einer Umgebung stände, zu der es mehr paßte, als zu den antiken Linien und kolossalen Dimensionen der Paulskirche.

Die Zeit des Entstehens ist schon oben angeführt worden, sowie die Künstler, von denen es herrührt, Arnolfo und Pietro. Daß man bei des Erstern Namen an jenen Arnolfo dachte, den die Italiener noch immer di Lapo nennen, war natürlich, und wirklich scheint kein Grund vorhanden, weßhalb man ihm dies Werk

nicht zuschreiben soll, wenn, wie mehr denn wahrscheinlich ist, das Denkmal des Cardinals de Braye in S. Domenico zu Orvieto (um 1282) von ihm ist. Das Tabernakel in Sta. Cecilia in Trastevere, welches ihm ebenfalls zugeschrieben wird, zeigt in der Hauptsache den nämlichen Styl und hat viele Aehnlichkeit in der Form mit jenem der Paulskirche: aber die Verhältnisse sind noch viel weniger glücklich und in der Schönheit des Details steht es jenem so weit nach, die Sculpturen sind um so vieles geringer, daß mir schwer wird, beide für Werke derselben Hand zu halten *). Die Tabernakel andrer ältern Kirchen schließen sich den genannten mehr oder weniger an.

*) Diese mittelalterlichen Sculptur- und Architekturwerke haben schon mehrfach zu Controversen unter den Kunsthistorikern Veranlassung gegeben, und es dürfte schwer sein, die Sache völlig ins Klare zu bringen, da es uns zu sehr an beglaubigten Nachrichten fehlt. Von Arnolfo als Bildhauer und dem Grabmonument in Orvieto handelt Rumohr (Ital. Forsch. II, 156. — Vgl. Vasari, Schorn'sche Uebers. I, 79), so wie Agincourt, Cicognara u. A., endlich Promis in seinen Notiziè epigrafiche degli artefici marmorarj Romani und Gaye in seiner Anzeige dieser Schrift, im Schorn'schen Kunstbl. 1839. — Rumohr und Gaye glaubten das Tabernakel in S. Paul untergegangen: doch befand es sich seit dem Brande der Kirche, in seine einzelnen Stücke zerlegt, in einem Saale des an die Kirche stoßenden Benedictinerklosters. Bei der Zerlegung zeigte sich, daß die Marmorstücke zum Theil älteren Werken angehört hatten und auf der innern Seite Fragmente von Inschriften sich befanden, selbst ein Bruchstück eines christlichen Grabsteins war dazu verwandt worden. — Vasari erwähnt des Tabernakels und des Orvietaner Denkmals nicht; dagegen bezeichnet er als

So wie wir das 13. Jahrhundert hinter uns haben, ist wenig mehr die Rede von einheimischer Kunst, welche, blicken wir auf Marmorwerke, die fast mehr ins Gebiet der Architektur als in das der Sculptur gehören, namentlich durch

---

Arbeiten Arnolfo's das unvollendet gebliebene Monument Papst Honorius' III. in Sta. Maria Maggiore und die Kapelle der h. Krippe in derselben Kirche, welche beide verschwunden sind. Auch nennt er ihn als Verfertiger des in der alten Vaticanischen Basilika befindlichen Altars des h. Bonifazius mit dem Grabmal Bonifaz' VIII., durch den der Altar errichtet ward. Ciampini (De sacris aedificiis a Constantino M. constructis S. 64 und Tafel XX) wiederholt dies, und die Bezeichnung: „(Arnulphus) cuius nomen ibi incisum erat", woraus hervorzugehen scheint, daß auch er diesen Namen, welchen man an dem in den Vaticanischen Grotten befindlichen Theile vergebens sucht, nicht gelesen hat. Der überdachte Altar (Ciporium cuspidatum) war gleichfalls ein mit Thürmchen versehener gothischer Bau. Daß er übrigens schon im J. 1300 vollendet war, folglich Cicognara's chronologisches Bedenken wegen des in dies Jahr verlegten Todes des Arnolfo von selbst wegfällt (wenn die von ihm angegebenen Gründe, und in einem solchen Falle die Autorität Vasari's überhaupt, irgendwie Berücksichtigung verdienten), ergibt sich aus einer Bulle des Papstes vom J. 1301. — Das Tabernakel in Sta. Cecilia wird von Vasari nicht genannt. Nach dem Zeugnisse des Ugoni (Historia delle stationi di Roma. 1588. S. 130) befand sich am Fuße desselben gegen die Kirche zu die Inschrift: Hoc opus fecit Arnolphus A. D. MCCLXXXIII. Ungeachtet der sorgfältigsten Nachforschung habe ich diese Worte nicht gefunden: am Altartisch, der auf der angegebenen Seite aus einer mit Mosaik eingefaßten Platte besteht, können sie nicht angebracht gewesen sein, und haben also vielleicht ganz unten an den Stufen gestanden, welche unter Paul V., der die neue Confession mit der vortrefflichen Statue der Heiligen von Stefano Maderno bauen ließ, völlig verändert wurden.

die Familie und Schule, die man die der Cosmaten nennt, gehalten ward. Denn es waren hauptsächlich Fremde, die in Rom wirkten, unter ihnen Giotto, der in Rom malte, wie in Padua, in Verona, in Neapel, in Avignon. Unter dem, was wir von Malerwerken finden, ist nichts Nazionales, nimmt man die spärlichen Reste aus, die dem schon genannten Pietro Cavallini zugeschrieben werden. In neuester Zeit ist im Vatican eine Sammlung alter Bilder angelegt worden, namentlich Trecentisten. Es sind aber meist Florentiner, denen man hier begegnet.

Vasari (bei Schorn, I, 80) sagt, die Bildnisse Papst Honorius' III. und seines Neffen Gio. Gaetano (Orsini — nachmals Nicolaus III.) seien später in der Chorkapelle von S. Paul nach Arnolfo's Zeichnung in Musiv ausgeführt worden. Man sieht die Bildnisse in dem glücklich geretteten, wenn auch vielfach beschädigten und nunmehr durchgängig restaurirten Musiv der Absis, das Factum aber muß dahingestellt bleiben. Andere Spuren der Thätigkeit des großen florentiner Künstlers (wenn wir diesen vor uns haben) sind mir in Rom nicht bekannt.

Wer Arnolfo's Gehülfe, Pietro, gewesen, hat man bisher auf sich beruhen lassen. Ein neuerer Schriftsteller (Moreschi, Descrizione del Tabernacolo che orna la confessione della basilica di S. Paolo, Rom 1840) hält ihn für identisch mit dem unter dem Beinamen Cavallini in der Kunstgeschichte bekannten römischen Maler und Musaicisten, und führt als Gründe an, daß dieser Künstler viel in der Paulskirche gearbeitet: Fresken im Mittelschiff und im Kloster, das Musiv an der Façade (dessen Vollendung P. Johann XXII. am 31. Jan. 1326 anbefahl), ein hölzernes Crucifix u. s. w. Alles dies beruht aber auf Tradizion, und, da wir hier so wenig festen historischen Boden haben, wird es besser sein, die ganze Frage, die überdies nur ein höchst untergeordnetes Interesse haben dürfte, unerörtert zu lassen.

Lassen wir nun die Kirchenbaukunst und das zu ihr Gehörige. Die Thore mit ihren Befestigungen sind der Hauptanlage nach entweder aus der spätesten Kaiserzeit oder aus den Jahren der gothischen Kriege: wie aber überhaupt an den Festungswerken in jedem Jahrhundert gearbeitet ward, so findet man an vielen mittelalterlichen Zusatz. Am meisten am Paulsthor und an dem von S. Lorenzo, durch welches der Weg nach Tivoli führt. Die vielen Thürme, nicht Mauerthürme blos, sondern auch im Innern, sind zum Theil auf altrömischen Grundmauern errichtete Bauten der Zeiten der größten Verwirrung, vom 10. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Die Thürme auf dem Quirinal wie am Abhange desselben gehörten zu den Colonna'schen Burgen, jene am Fuße dieses Hügels zu denen der Conti, die auf dem Esquilin sich erhebenden beschützten Klöster, welche in stürmischen Zeiten bisweilen als Vesten dienen mußten, die im Thale des Colosseums waren Theile der Burgen der Frangipani und Annibaldi, die Thürme auf dem Aventin dienten zur Befestigung der Burg der Saveller, die auf der Tiberinsel schützten die Caetanischen Wohnungen, die zahlreichen in Trastevere jene der Stefaneschi, Annibaldi u. A. Der Thurm der Milizie auf dem Quirinal und jener, den man Torre del Grillo nennt, nicht weit vom Arco de' pantani, sind die erhaltensten und schönsten unter diesen meist rohen Bauten.

Nenne ich nun noch die Reste des Thurmhauses der Crescentier, welches dem 11. Jahrhundert angehört, und ein vielfach umgestaltetes Gebäude auf Piazza Margana, am Wege von der Jesuitenkirche nach dem Marcellustheater, an welchem ein Gemenge von Antikem und

Mittelalterlichem, des Neuern nicht zu gedenken, uns entgegentritt, so bin ich fertig mit der Aufzählung dessen, was Rom aus den Jahrhunderten bis kurz vor der Rückkehr der Päpste aus Avignon uns bietet.

Nachdem der päpstliche Stuhl nach Rom zurückverlegt worden war, zeigte sich etwas mehr Leben. Die Umwandlung des Senatorenpalastes auf dem Capitol, wovon wir, späterer Umwandlungen ungeachtet, noch bedeutende Theile sehen, gehört in diese Zeit. Vor allen aber die Kirche Sta. Maria sopra Minerva, die man, wenngleich sichere Angaben über den Bau fehlen, in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts setzen kann, wenn sie auch später erst vollendet worden ist. Sie ist die einzige im Spitzbogenstyl, und es ist wahrlich den Römern nicht übel zu nehmen, wenn sie, nach dieser Probe auf die ganze Gattung schließend, nicht viel von der maniera gotica halten. Denn sie sehn hier sicherlich kein ausgezeichnetes Werk vor sich. Was später von Kirchen gebaut worden, mit Sta. Maria dell' anima, der teutschen Nazionalkirche, beginnend, bis zu der Epoche des Pontelli, der ältern San Gallo u. s. w. gehört schon einer ganz andern Richtung an, die Rom von Toscana überkam, und wobei wir eigentlich nur toscanische Künstler finden. Nur hie und da sehn wir ein vereinzeltes Beispiel von Anwendung des Spitzbogens im 15. Jahrhundert, so an der halbzerstörten Façade der Kirche S. Salvatore in lauro, an den Fenstern des gleichfalls sehr verdorbenen Collegio Capranica. Manches mag auch durch Umbau weggeschafft worden sein. Der große Palast endlich, welchen der Cardinal Pietro Barbo an der Kirche S. Marco baute und der seit Jahrhunderten Pa-

lazzo di Venezia heißt, bildet den Uebergang von dem ältern zum neuen Style des Giuliano da S. Gallo und Bramante.

Sehn wir nun auf Werke der Bildhauerkunst, so sind es meist Tabernakel und Grabdenkmäler, die in der genannten Zeit entstanden. Nur die wichtigsten davon zu nennen, finden wir vorerst das große Tabernakel des Hochaltars in der Laterankirche, noch vor der Rückverlegung des h. Stuhls entstanden, ein reicher Pyramidenbau von ausländischen Meistern. Wann die einem Paolo da Siena zugeschriebene Statue des französischen Papstes Benedict XII. (in den Vaticanischen Grotten) entstanden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben: jedenfalls wol um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Denkmale der Päpste Urban VI. und Innocenz VII. sieht man in den Vaticanischen Grotten, wohin sie, wie viele andere Kunstwerke, aus der alten Peterskirche gebracht wurden. Ueber ihre Verfertiger ist nichts bekannt, ebensowenig über die des Grabmals des englischen Cardinals Eston in Sta. Cecilia in Trastevere (1398) und des um dieselbe Zeit entstandenen Altars, den der Cardinal von Alençon in Sta. Maria in Trastevere errichtete, neben welchem sein Denkmal sich befindet. Im folgenden Jahrhundert begegnen wir größtentheils Florentinern, wenn wir den Paolo Romano ausnehmen und den Neapolitaner Mino. Von Ersterem ist in Sta. Maria in Trastevere das Denkmal des Card. Stefaneschi (gest. 1417), so wie die Statue des Apostels Paulus, die unter Clemens VII. an der Engelsbrücke aufgestellt ward, neben einer neuern des h. Petrus von Lorenzetto. Mino's bedeutendste Arbeiten in Rom sind die vor der Peterskirche stehenden beiden Apo-

stelstatuen. Von den Florentinern Antonio Filarete und Simone, dem Bruder Donatello's, sind P. Martins V. Grabmal im Lateran und die unter P. Eugen IV. verfertigten Erzthüren von S. Peter. Dem Donatello selbst wird die Bildsäule des Täufers in dem Oratorium S. Johann Baptist's beim Lateran zugeschrieben. Von unbekannter Hand sind die Monumente Papst Eugens in S. Salvatore in lauro und des portugiesischen Cardinals Antonio de Chaves (gest. 1447) im Lateran. So ist es mit dem, verstümmelt in den Vaticanischen Grotten befindlichen Denkmal Papst Nicolaus' V. und jenem Calixtus' III., welche man an dem nämlichen Orte sieht. Vom Rossellino, der unter dem Papste Nicolaus in Rom war, ist mir kein Werk daselbst bekannt.

Niccolò della Guardia und Pietro Paolo aus Todi, Schüler des Paolo Romano, werden als die Verfertiger des gegenwärtig in S. Andrea della Valle befindlichen Denkmals P. Pius' II. genannt. Das von diesem Papste über dem Altar des Apostels Andreas errichtete Tabernakel ist, verstümmelt, in den Vaticanischen Grotten aufgestellt. Unter Paul II. begegnen wir einem so thätigen wie ausgezeichneten florentiner Künstler, Mino da Fiesole, von welchem man in seiner Heimat die trefflichsten Werke sieht, unter denen das Denkmal des Bischofs Lionardo Salutati im Dom zu Fiesole, das des Markgrafen Hugo und des Bernardo Giugni in der Benedictiner-Abtei die vorzüglichsten sind. Für den Cardinal d'Estouteville verfertigte er in Sta. Maria Maggiore den seitdem veränderten Altar des h. Hieronymus, für P. Paul, als er noch Cardinal Barbo war, wie nachmals, Wappen und Ornamente in seinem Palast bei S. Marco, in Sta.

Maria sopra Minerva das Grabmal des Francesco Tornabuoni und vielleicht das des Diotisalvi Neroni, zweier vornehmen Florentiner, in Sta. Maria in Trastevere das Sacramentshäuschen. Leider wurde das von ihm gearbeitete großartige Denkmal Pauls II. zerstückt: jetzt finden sich die disiecta membra desselben in den Vaticanischen Grotten. Gleiche rühmliche Thätigkeit entwickelten unter den beiden nachfolgenden Päpsten Sixtus IV. und Innocenz VIII. die florentiner Bildhauer Antonio und Piero Pollajuolo, die in Rom starben und in S. Pietro in vincolis begraben liegen. Von ihnen sind die bronzenen Monumente der genannten Päpste, beide in der Peterskirche, wo man indeß das des zweiten nicht mehr in seiner ursprünglichen Form sieht. Von den durch Sixtus und Innocenz errichteten Tabernakeln, jenes über dem Hauptaltar der alten Basilika, dieses zur Aufbewahrung der Spitze der h. Lanze *), sieht man in den Grotten Fragmente und Abbildungen.

---

*) Sultan Bajazet sandte die Lanze dem Papste Innocenz: man liest es in des Letztern Grabschrift wie in der Inschrift der Nische, in welcher Bernini's gespreizte Statue des Longinus steht, und wo seit Urban VIII. die Reliquie aufbewahrt wird:

Longini lanceam quam Innocentius VIII. Pont. max.
A Baiazete Turcharum tyranno accepit

u. s. w. — Die übrigen großen Reliquien, welche in den Hauptpfeilern der Kuppel von S. Peter aufbewahrt werden, sind: das Stück vom h. Kreuze, das die Kaiserin Helena nach Rom brachte und welches ehemals in Sta. Croce in Gerusalemme war; das Sudarium (der h. Veronica), von welchem man zuerst im 8. Jahrhundert Nachricht hat, und das Haupt des Apostels Andreas, welches Pius II. von dem Despoten in Morea, Thomas Paläo-

Außer diesen bleiben mir einige Werke nur zu nennen, das Grabmal des berühmten Filologen Laurentius Valla (gest. 1465) im Lateran, das des Card. Forteguerri (gest. 1473) in Sta. Cecilia, jenes des Card. Pietro Riario (gest. 1474) in der Apostelkirche, das Tabernakel in S. Cosimato, ehemals in der Kapelle Cybò in Sta. Maria del popolo, das verstümmelt in den Vaticanischen Grotten befindliche Denkmal des Bischofs von Spoleto, nachmaligen Cardinalbischofs von Sabina, Bernardo Eruli (gest. 1479), das Tabernakel des Card. Costa in Sta. Maria del popolo (vom J. 1479), ebendaselbst das Grabmal des Marc' Antonio Albertolli (gest. 1485) und jenes des Card. Cristoforo della Rovere. Die Zahl der Sculpturen, welche dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören, wird immer bedeutender: wir stehn an der Grenze, wo das Wirken des Buonarroti, des Sansovino und ihrer Zeitgenossen beginnt. Die Betrachtung derselben gehört aber nicht mehr in unsern Kreis: das Mittelalter ist zu Ende. In der Kunst hat längst schon eine bedeutende Umwandlung stattgefunden.

Weit weniger als die Bildhauerkunst gibt die Malerei zu Betrachtungen Stoff. Sie hat nichts Nazionales aufzuweisen. Wie zu Anfang des 14. Jahrhunderts Giotto, malte im ersten Viertel des 15. Masaccio in Rom, wenn die Fresken in S. Clemente von

---

logus, erhielt. Von Andrea Bolgio aus Carrara ist die Statue der Helena, von Fr. Mochi die der Veronica, von Fr. du Quesnoy der Apostel Andreas.

ihm sind, was nicht unzweifelhaft ist. Was nach ihm von andern Meistern ausgeführt ward, ist untergegangen. Das bedeutendste Werk der Mitte des Jahrhunderts ist Fra Angelico's da Fiesole Kapelle im Vatican. Dann finden wir, unter Sixtus IV., wieder meist Florentiner, die in der von ihm gebauten Kapelle malen, Cosimo Rosselli, Dom. Ghirlandajo, Sandro Botticelli, den Cortonesen Luca Signorelli. Ihnen gesellte sich dort Pietro Perugino bei, während in der alten Bibliothek und in der Apostelkirche Melozzo da Forlì arbeitete, von welchem mehres, wenn auch nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, vorhanden ist. Mantegna's Malereien im Belvedere sind verschwunden, erhalten die des Pinturicchio im Appartamento Borgia des Vaticanischen Palastes. Und auch hier stehn wir schon an den Pforten der neuen Zeit.

Wie wenig ist alles dies, vergleichen wir es mit Städten zweiten Rangs, in denen die Kunst einheimisch ward und Blüten trieb, in denen sie eine nazionale Gestalt annahm und aus sich selber Nahrung schöpfte! Ein einzig Mal war Rom auf gutem Wege, eine eigenthümliche Richtung einzuschlagen: es war die Zeit der Schule der Cosmaten. Aber die unglücklichen politischen Verhältnisse einer ruhe- und gesetzlosen Epoche unterdrückten sie bald. In der Malerei nun gibt sich so zu sagen gar nichts kund, was dem römischen Boden wirklich angehört: es ist eine jammervolle Armuth. Nur in musivischen Arbeiten erhielt sich eine gewisse tradizionelle Fertigkeit, die aber mehr im Handwerk bestand; auch dies wurde allmälig schlechter und schlechter, und nach dem 9. Jahrhundert sehen wir eine Kluft vor uns, jen-

seit welcher wir auch in diesem Falle toscanischen Meistern begegnen, wie dem Turrita und Gaddi.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne einiges Verwandte anzuknüpfen, an das ich namentlich bei der Betrachtung der Kirchen Roms erinnert ward. Des Grabmals Kaiser Otto's erwähnte ich: er ist der einzige Kaiser, der in Rom begraben liegt *). Nicht der einzige, der in Italien starb. Aber Otto III. verschmähte Rom als Grabstätte; August von Platen drückt es schön aus, indem er den Sterbenden in dem einfach-rührenden Klageliede sagen läßt:

*) Eine teutsche Kaiserin ward in Rom beigesetzt: Agnes, Gemalin Kaiser Heinrichs III. (nach teutscher Berechnung, nach italienischer Heinrichs II.), und zwar in der an die alte Peterskirche stoßenden Kirche der h. Petronilla, wo auch die sterblichen Reste der Gemalinnen des Honorius, beide Töchter Stilicho's, lagen. Die Inschrift des Grabes der Kaiserin lautete:

Anno MLXXVII
Ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi
Indictione prima anno V pontificatus
Domini Gregorii papae VII
Agnes Imperatrix Augusta
Post mortem viri sui Henrici Imperatoris II
Anno XXII XXIIII die mensis Decembris
Animam bonis operibus faecundam
Lateranis salvatori suo
Atque omnium bonorum Deo reddidit
Et hic ubi antea imperaverat
Clavigero coeli pro cuius amore
Ibidem peregrinata fuerat
V die mensis Ianuarii
Expectans spem beatae resurrectionis
Et adventum gloriae magni Dei
Membra carnis commendavit in pace.

„O Rom, wo meine Blüten verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten den kaiserlichen Staub.
Die mir die Treue brachen, zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Carl in Aachen will ich bestattet sein."

Im Dome zu Florenz sieht man eine marmorne Todtenlade, welche, wie Viele glauben, die Gebeine Conrads, des Sohnes Kaiser Heinrichs IV., enthalten soll. Andere aber halten sie für das Grabmal des berühmten Guelfen Aldobrandino Ottobuoni. In den sizilischen Königsgrüften zu Palermo ruhen Heinrich VI. und sein Sohn Friedrich II. Es sind Grabmale, wie die Hohenstaufen sie von der normannischen Dynastie übernommen: Friedrichs großes Monument, welches sein geliebter Sohn Manfred durch jenen teutschen Lapo anfertigen lassen wollte, der mehr denn durch seine eigenen Werke durch seinen Schüler Arnolfo bekannt ist, den man nach ihm zu benennen pflegt, wurde nie vollendet. Mehr noch der Hohenstaufen fanden auf italischem Boden Tod und Grab: — zwei unter ihnen auch nach dem Tode nicht Ruhe. König Conrads Reste verbrannten in Messina mit der Kirche, in der sie beigesetzt waren. Als König Manfred im dichten Handgemenge gefallen war in der Beneventaner Schlacht, wo, nach Dante's hochherzig zürnendem Wort, „jeder Pulier ein Lügner war" *), und man den Leichnam, tödtliche Wunden am Haupt und auf der Brust, geschleppt durchs Franzosenlager, verscharrte man ihn an der Brücke von Benevent;

*) A Ceperan, là dove fù bugiardo
Ciascun Pugliese — —

(Hölle XXVIII, 16.)

jeder französische Krieger warf einen Stein auf die Stelle hin, und Petra Roseti, der Rosenfels, ward der Hügel genannt. Aber auch hier nicht gönnte ein anderer Feind ihm Ruhe: möge es der Dichter sagen, in dessen bedeutsamen Versen die ganze thatenreiche Geschichte seiner Zeit sich spiegelt:

Entsetzlich waren meine Sünden, aber
Die ew'ge Güte hat so große Arme,
Daß sie, was zu ihr wiederkehret, aufnimmt.

Der Hirte von Cosenza, der von Clemens
Einst ausgesendet ward, um mich zu jagen,
Hätt' er an Gott dies Antlitz recht gelesen,

So lägen meines Leibs Gebeine jetzt noch
Am Haupt der Brücke nah bei Benevento,
Unter dem Schirme des gewalt'gen Steinmals:

Nun badet sie der Regen, jagt der Wind sie,
Außer dem Reiche, gleichsam längs des Verde,
Wohin er bei erlosch'nem Licht sie brachte. *)

In der Carmeliterkirche zu Neapel, nahe dem Platze, wo der Hohenstaufen Stamm

„— erlosch in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat" **)

liegen Conradins Reste, harrend auf ein ihrer würdiges Denkmal. Und König Enzius, blond und schön und voll dichterischen Geistes wie die Meisten des Hauses, zweiundzwanzig Jahre lang ein Gefangener der Bolognesen,

*) Dante, Fegefeuer, III. 121 ff.

**) Platen.

die noch seinen Kerker zeigen im alten Palaste des Podestà, schlummert dort seit dem Jahre 1272, nachdem er den Untergang seines Geschlechts erlebt, in der Kirche S. Domenico.

Pisa bewahrt die Reste Heinrichs VII. Wenn auch Rom ferne, ist letzterer es doch, bei dem zu verweilen ich Veranlassung habe.

Der Römerzug des Lützelburgers, des letzten, der die Idee des alten Kaiserthums in sich trug und, man kann sagen in romantischem Hochsinn zu verwirklichen suchte, hat in Italien wenig bedeutende Spuren zurückgelassen. Die literarischen abgerechnet, wie sie in Dante Alighieri's beredten Briefen, in den Geschichtswerken des Paduaners Albertino Mussato, des Giovanni da Cermenate, des Vicentiners Ferrero und in den gleich vortrefflichen wie lebenvollen florentinischen Chroniken sich vorfinden, treten uns nur wenige anderer Art entgegen. Wenigstens in Mittelitalien. Bei der Abtei San Salvi im Arnothale überschaut man die Ebene, in welcher der Kaiser lagerte, vergeblich das widerspenstige, aber behutsame Florenz herausfordernd zum offenen Kampfe. Was auf dem Hügel, der das am Wege von Florenz nach Siena liegende hübsche Städtchen Poggibonzi beherrscht, von Trümmern zu sehen ist, gehört wahrscheinlich späterer Zeit: noch im 16. Jahrhunderte aber trug der Ort den Namen Poggio imperiale von der Burg, welche Kaiser Heinrich, durch das Mislingen seiner Pläne nicht abgeschreckt noch entmuthigt, im Winter von 1313 hier, im Nabel Toscana's, erbaute. Nachmals ward dann der ältere Name, Bonizo's Hügel, von neuem vorherrschend. Buonconvento, der Ort an der römischen Straße, wo am 24. August 1313

Heinrich verschied, nicht an Gift, sondern am Fieber, welches Anstrengungen, Sorgen und italische Sommerglut ihm zugezogen, hat kaum noch etwas Alterthümliches aufzuweisen. Die kaiserliche Leiche wurde erst nach Suvereto in der Maremma gebracht, dann nach dem treuen Pisa, wo man sie im Dom beisetzte. Ursprünglich befand sich das Grabmal in der Tribune des Hochaltars: im J. 1494 wurde es in der Kapelle des h. Rainer aufgestellt, 1727 über der zur Sacristei der Domherren führenden Thüre. Ein Theil der Verzierungen ging bei dieser Gelegenheit zu Grunde. Im Jahre 1830 endlich, als im Dom verschiedene Umänderungen vorgenommen wurden, brachte man das Monument in die Hallen des Camposanto, wo man es jetzt an der schmalen Wand der Westseite sieht, in der Nähe des Denkmals der drei Grafen von der Gherardesca, von denen der ältere, Bonifaz, ebenfalls 1313 starb, einem Geschlechte angehörend, das, wie in der Geschichte Pisa's überhaupt, so in jener der Beziehungen dieser Stadt zu den Kaisern eine wichtige Rolle spielte. Graf Gerhard von Donoratico, einer von ihnen, führte am Tage von Scurcola die toscanischen Gibellinen im Heere Conradins, ward ein Gefangener des Anjou und sein Haupt fiel auf dem Blutgerüst zu Neapel. In dem mehrfachen Ortswechsel, den des Kaisers Grabmal erfuhr, liegt ein Mangel an Pietät: namentlich aber in dessen Wegräumung aus dem Dome. Nicht etwa, als ob das Camposanto, Niccolò Pisano's wundervoller Bau, nicht eine würdige Stelle wäre für ein Kaisergrab. Eine schönere zu finden, wäre schwer: aber der Umstand, daß diese Hallen jetzt eine Art Museum geworden sind, wo Werke der heidnischen Kunst neben

denen der christlichen stehen, spricht gegen die Wahl. Die kaiserlichen Reste hätten bleiben müssen, wo sie ursprünglich von der klagenden Bevölkerung beigesetzt worden waren.

Das Grabmal ist ein Sarkofag von weißem Marmor, auf doppeltem, breitern Untersatze stehend. Den obern Theil desselben nimmt folgende Inschrift ein:

Hoc in sarcophago non quidem spernendo Henrici olim Lucemburgensis comitis et posthec septimi eius nominis Romanorum imperatoris ossa continentur que secundo post eius fatum anno videlicet MCCCXV die vero XXV sextilis Pisas translata summo cum honore et funere hoc in phano ad hūc usque diem collocata permansere. *)

Auf dem untern Theile sieht man in der Mitte den kaiserlichen Adler mit dem Motto: Quid hic facimus venit ex alto; links ein Kreuz, rechts das Wort OP̄E, alles in halberhabener Arbeit. Die Vorderseite der Lade nehmen zehn Heiligengestalten ein, mit architektonischer Verzierung. Zu den Seiten zwei kleine Statuen, Klagende oder Leidtragende. Auf dem Deckel liegt die Gestalt des Kaisers, das unbedeckte Haupt auf einem Kissen ruhend, im kaiserlichen Mantel, auf dem man Löwen und Adler erblickt, Sinnbilder der gibellinischen und guelfischen

*) Die Inschrift ist schwerlich gleichzeitig. Heinrichs Leiche wurde schon am 2. Sept. 1313 nach Pisa gebracht: vielleicht bezieht sich die Angabe des 25. August 1315 auf die Beisetzung. Zu bemerken ist, daß der Lützelburger hier Heinrich der Siebente genannt wird, während er als imperator Romanorum nur der sechste war. Denn der Finkler war ja nur teutscher König.

Parteien. Das Grabmal ist das Werk eines Bildhauers aus Siena, Maestro Tino di Maestro Camaino, der auch das in Sta. Maria del Fiore zu Florenz befindliche Denkmal des Bichofs der Stadt, Antonio d'Orso, verfertigte, welcher bei dem Angriffe, den der zu S. Salvi lagernde Kaiser Heinrich unternahm, durch Beispiel und Ermahnung die Bürger zur Vertheidigung ermunterte. Ein seltsames Zusammentreffen! Bei Gelegenheit der beiden jüngsten Ortsveränderungen wurde die Lade geöffnet. Man fand neben den Gebeinen Krone, Szepter und Weltkugel von Silber, und Reste des goldgestickten Kaisermantels. Alles blieb, wo und wie man es gefunden.

Bei dieser verhältnißmäßigen Dürftigkeit der Erinnerungen an den ritterlichen Kaiser, welche wir in dem heutigen Italien gewahren, dürften einige Inschriften, die sich auf Theilnehmer am Römerzuge beziehen, nicht ganz ohne Interesse sein. Ich fand sie in Sta. Maria Araceli: die Steine sind in den Fußboden des Langschiffs eingefügt und ziemlich abgetreten, sodaß es immer schwerer werden wird, sie zu lesen. Sie sind vom Monat Juni 1312, also nicht gar lange vor des Kaisers Auszug nach Tivoli, der am 20. Juli stattfand. Die Kämpfe mit der neapolitanischen Partei, der die Orsini sich angeschlossen und welche die Engelsburg und Leostadt mit St. Peter besetzt hielt, hatten ohne Unterlaß gewährt. Bösartige Krankheiten, das alte Erbe der Weltstadt, waren in Heinrichs Heere ausgebrochen und verringerten die Masse, was endlich zum Abzug nöthigte. Zwei Grabsteine decken die Gebeine von Rittern aus dem Gefolge des Pfalzgrafen Rudolf, Herzogs von Baiern, welcher, ein später Theil-

nehmer, in Genua Anfang 1312 zum Heere gestoßen war. Der erste hat folgende Aufschrift unter einem mit Helm und Decke geschmückten, jetzt nicht mehr erkennbaren Wappen:

† Anno Dni MCCCXII VII Kal. Iunii die veneris post Urbani obiit Dns Eberhardus miles de Erlach magister camere illustris Dni Rodulfi comitis palatini Reni et ducis Babarie. Requiescat in pace. Amen.

Bei dem zweiten ist die Form ganz dieselbe. Die Inschrift lautet:

† Anno Do MCCCXII VII Kal. Iunii obiit Ill Ekebert Crecil miles marescal Illustris Dni Rudolfi comitis palatini Reni et ducis Babarie.

Die beiden andern Inschriften nennen Schreiber der kaiserlichen Kanzlei, deren Gestalten, in bloßer Andeutung der Formen durch eingehauene Umrisse, man auf den Steinen sieht. Das Ganze umgeben von gleichfalls im Umriß angedeuteter architektonischer Verzierung mit Spitzbogen am obern Ende. Die herumlaufenden Inschriften heißen:

† Hic iacet Sanctus Andree Lutii de Callio notari aule et scriptor cancellarie Dni Heinrici Romanorū Imperatoris ob anno Dni MCCCXII die VI Iunii.

† Hic iacet Franciscus de Imola notarius aule et scriptor cancellarie Dni Henrici Romanorū Imperatoris q obiit A D MCCC XII — (Rest unleserlich.)

Auf einem andern, hierher gehörigen Stein sind nur noch die Worte: — — miles magister — — Ioannis comi-

tis forensis — — MCCCXII zu lesen. Wer weiß, ob unter den nicht beachteten Grabsteinen anderer römischen Kirchen nicht mehre noch sich finden, welche die Namen solcher Mannen enthalten, die entweder während des Kaisers Anwesenheit oder im spätern Sommer starben, als der Herr von Savigney und der Graf von Bucheck zur Bewachung der Stadt zurückblieben.

Einmal auf das Capitel teutscher Grabmonumente gekommen, benutze ich die Gelegenheit, Anderes anzureihen.

In der Kirche S. Pietro in vincolis sieht man das Grabmal des Cardinals Nicolaus von Cusa, der, in dem Dorfe Cues an der Mosel im J. 1401 geboren, in Holland gebildet, auf dem Conzil zu Basel eine bedeutende Rolle spielte und auf die nachmalige Gestaltung des Kirchenwesens in Teutschland einen von Vielen hart angefochtenen Einfluß hatte, indem das reformatorische Wirken, wie er es in spätern Jahren unternahm, den Erwartungen der anti-curialistischen Partei, die ihn einst zu den Ihrigen zählen zu können geglaubt hatte, wenig entsprach. Auf dem mit seinem Bildniß geschmückten Grabsteine liest man die Inschrift:

> Nicolaus de Cusa Treveren Sancti Petri ad vincula Cardinalis Brixien Epus Tuderti obiit MCCCCLXIIII XI Augusti ob devocionem cathenarum Scti Petri hic sepeliri voluit.
>
> Dilexit Deum timuit et veneratus est ac illi soli servivit Promissio retribucionis non fefellit eum. v. a. LXIII.

Und an der Wand unter einem Relief, auf dem man den h. Petrus sieht, dem ein knieender Engel die Ketten

überreicht, während auf der andern Seite Cusa kniet, die Worte:

Qui iacet ante tuas Nicolaus Ste Petre cathenas
Hoc opus erexit cetera marmor habet
MCCCCLXV.

Einige teutsche Monumente von Bedeutung enthält die Nazionalkirche Sta. Maria dell' anima. Sie sind beinahe sämmtlich älter und ich wüßte kein modernes aufzuführen. Dafür findet man hier das Denkmal des letzten nicht-italischen Papstes, Hadrian VI. Bekanntlich wurde es von Baldassar Peruzzi gezeichnet, von dem Bildhauer Michelagnolo von Siena ausgeführt. Es macht keine besondere Wirkung: die Verhältnisse der Figuren, der vier kleinen Statuen der Tugenden sowol wie jener der Reliefs, sind kurz und etwas ungeschickt. Der Cardinal Wilhelm Enkevoerdt, welcher seinem Freunde und Wohlthäter, der Keinem außer ihm den rothen Hut gab, dies Monument setzte, liegt selbst hier begraben (er starb 1534): sein Denkmal mit liegender Statue ist aber ein höchst unglückliches Werk. Dasselbe ist zu sagen von dem des Cardinals Andreas von Oesterreich (Neffe Carls V., geb. 1557, gest. 1600), welches zu jenem gleichsam den Pendant bildet. Besser, obgleich alle Mängel der Kunst der letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts zur Schau tragend und im Styl der Sculpturen in Sixtus' V. und Pauls V. Kapellen in der Sta. Maria Maggiore, ist das Denkmal des Prinzen Carl Friedrich von Cleve-Berg, welcher im Jubeljahr 1575 in Rom starb. Es wurde von Papst Gregor XIII. errichtet: als seine Verfertiger nennt man die niederländischen Bildhauer Egidius de

Rivière und Nicolaus von Arras. Ein dazu gehöriges Relief, den Papst darstellend, welcher am Weihnachtsfeste dem Prinzen den geweihten Hut und Degen überreicht, sieht man in dem zur Sacristei führenden Gange. Von berühmten Leuten ist noch Lucas Holstenius hier begraben, der gelehrte Custos der Vaticana, welcher im J. 1661 starb. Unter der Marmorplatte mit Inschrift ist seine Büste aufgestellt.

Noch muß ich eines Grabsteins erwähnen, der, ziemlich tief neben einer der Seitenthüren eingemauert, wol nicht Vielen in die Augen fällt, übrigens nicht durch seinen Kunstwerth (man sieht darauf nur ein, sonst gut gearbeitetes Wappen), sondern durch den Namen, den man auf ihm liest, interessant ist und durch die Erinnerung, die er weckt, an eine verhängnißvolle Zeit. Es ist das Monument Melchiors von Frundsberg, welcher bei den teutschen Landsknechten blieb, nachdem sein Vater Jörg, der sie aus Teutschland hergeführt, während einer Meuterei der unruhigen, die rückständige Löhnung verlangenden Haufen bei S. Giovanni im Bolognesischen vom Schlage gerührt worden war und krank nach Ferrara hatte gebracht werden müssen. Der junge Melchior führte ein Fähnlein unter Conrads von Bemmelberg Commando bei der Erstürmung Roms, aber er sah die Heimat nicht wieder. Caspar Schwegler, der Familie treuer Genoß und Zahlmeister der Landsknechte, ließ dem Jünglinge, der die Gruft der Frundsberge in Mindelheim nicht theilen sollte mit Vater und Bruder, dies Denkmal setzen. Die Inschrift heißt:

Melchiori a Frundsberg Georgii equitis splendidiss. Caesarianique germanici peditatus bello italico praes. filio qui dum honestiss. ordines duceret in urbe idibus Ianuarii 1528 immatura morte interceptus est XXI aetatis suae anno Caspar Swegler alumnus quaestor exercitus militum tribunus B. M. P.

Unendlich größer als die Zahl teutscher Denkmale ist die der französischen, namentlich aus den neuern Zeiten.

Hundertzweiundfünfzig Jahre lang ruhte Claude le Lorrain in der Kirche der Dreieinigkeit auf dem Monte Pincio. Von Wenigen beachtet war der einfache Grabstein, auf welchem, neben einem jetzt unkenntlichen Wappen, folgende Inschrift steht:

Claudio Gellée Lotharingo
ex loco de Chamagne orto
pictori eximio
qui ipsos orientis et occidentis
solis radios in campestribus
mirifice pingendis effinxit
hic in urbe ubi artem coluit
summam laudem inter magnates
consecutus est
Obiit IX Kal. Decemb. MDCLXXXII
Ioannes et Iosephus Gellée
Patruo cariss. monumentum hoc
sibi posterisque suis
poni curarunt.

Wie der Vicomte de Chateaubriand, als er Botschafter beim h. Stuhl war (er ging bekanntlich beim Sturze des Martignac'schen Ministeriums ab) in der Kirche S. Lorenzo in Lucina dem Nicolas Poussin ein Denkmal

setzte *), so wollte die französische Regierung Claude Lorrain ehren. Die Idee ging von Herrn Thiers aus, als er Minister des Innern war: dem pariser Bildhauer, Paul Lemoyne, der seit vielen Jahren in Rom ansässig ist und sich namentlich durch seine Statue der Medea einen Namen gemacht hat, wurde die Ausführung übertragen und im J. 1840 ward das Monument in der Nazionalkirche S. Luigi aufgestellt. Der Genius der Kunst, eine etwas über lebensgroße Statue, steht neben einem Postament, auf welchem man die Büste des Künstlers erblickt, welche zu bekränzen er im Begriffe ist. Der Ausdruck des Kopfes der weiblichen Gestalt ist etwas kalt und unbedeutend, sonst sind Form und Haltung zu loben. Auf dem Fußgestell liest man folgende Worte:

---

*) Außer des Künstlers Büste sieht man ein Relief, welches die Composizion seiner schönen Landschaft: Les bergers d'Arcadie wiedergibt. Die Inschrift heißt:

F. A. de Chateaubriand
A Nicolas Poussin
Pour la gloire des Arts
Et l'honneur de la France.
Nicolas Poussin
Né aux Andelys en MDLXXXXIV
Mort à Rome MDCLXV.
Et enhumé en cette eglise.

Parce piis lacrimis vivit Pussinus in urna
Vivere qui dederat nescius ipse mori
Hic tamen ipse silet si vis audire loquentem
Mirum est in tabulis vivit et eloquitur.

A Claude Gellée dit Le Lorrain
Peintre français
Mort à Rome en MDCLXXXII
Et inhumé en l'église
De la Trinité des monts
La France
A consacré ce monument
Louis Philippe étant Roi des Français
A. Thiers ministre de l'Intérieur
J. Fay de La Tour Maubourg
Ambassadeur du Roi à Rome
1836.

Niemand wird diese Inschrift klassisch — Viele aber werden ohne Zweifel die Eitelkeit des Ministers des Innern komisch finden. Claude's Gebeine wurden, zusamt seinem Grabstein, aus der Trinita de' monti nach S. Luigi gebracht. Dieses Aufwühlen der Gräber hat überhaupt etwas dem bessern Gefühl Widerstrebendes — weßhalb man nun im gegenwärtigen Falle das Denkmal nicht in jener Kirche errichtete, die auch der französischen Nazion ihre Gründung verdankt und die schönen goldenen Lilien trägt, sieht man nicht recht ein, wenn es nicht geschah, um es mehr in Evidenz zu bringen, da die Trinitakirche zum Kloster der französischen Nonnen gehört und nur ausnahmsweise geöffnet ist.

In neuester Zeit ist San Luigi mit manchen Monumenten geschmückt worden, auf denen man zum Theil berühmte Namen liest. Meist rühren sie von Lemoyne her. So das Denkmal Pierre Guérins, des Malers der Dido, welcher, 1774 geboren und einst Director der hiesigen französischen Akademie, im J. 1833 bei einem Besuche starb, den er Horace Vernet abstattete; das des Nestors

unter den französischen Malern, Nic. Didier Boguet, der in einem Alter von 84 Jahren 1839 hier verschied; jenes des bekannten Malers und Kunstkenners Jean Baptiste Wicar aus Lille, welcher 1834 starb; endlich das Monument des im J. 1837 verstorbenen Botschafters Marquis de La Tour Maubourg. Auch dem talentvollen Xavier Sigalon aus Nimes, welcher, 1788 geboren, am 18. August 1837 eines der ersten Opfer der Cholera fiel, kurze Zeit nachdem er die vortreffliche Copie des Buonarrotischen Weltgerichts für die französische Regierung beendigt, ist hier ein Grabstein mit seinem Bildniß als Medaillon gesetzt. Und wie manche Namen finden wir sonst noch! Aus der jüngsten Vergangenheit sind da Seroux d'Agincourt, der unermüdet fleißige Geschichtschreiber der schönen Künste im Mittelalter, bei dem kritischer Sinn und scharfer Blick leider nicht dem Eifer und dem Interesse gleich kamen, und der nach langem Aufenthalte in Rom 1814 in einem Alter von 84 Jahren starb; und der Cardinal de Bernis, Botschafter Ludwigs XV. und seines Nachfolgers, welcher, die Republik erlebend, den Sturz des Königshauses und den Untergang des Regimes, welchem er seine Größe verdankte, zu spät, im J. 1794 starb. Das Denkmal der Frau von Montmorin würde ich nicht anführen, wäre es nicht, weil Chateaubriand es setzen ließ. Oben sieht man verschiedene Medaillons, unter denen die Inschrift: Quia non sunt; dann im Relief eine liegende weibliche Gestalt und die Worte:

D. O. M.
Après avoir vu périr toute sa famille
Son père, sa mère, ses deux frères et sa soeur
Pauline de Montmorin, consumée d'une
Maladie de langueur est venue mourir
Sur cette terre étrangère.

F. A. de Chateaubriand a élevé
Ce Monument à sa memoire.

Aelterer Monumente sind viele vorhanden. So jene des Charles Erard und Charles François Poerson, beide Directoren der Académie de France, jener im J. 1689 gestorben, dieser 1725. Und mehr denn ein französischer Botschafter und französischer Cardinal, deren Denkmale mehr durch die Namen den Blick auf sich ziehen als durch ihren Kunstwerth: Charles d'Angennes, Cardinal von Rambouillet, Botschafter bei Pius V., im J. 1587 als Gouverneur von Corneto gestorben; der berühmte Cardinal d'Ossat, der, eines Bauern Sohn, als Secretär des Botschafters Heinrichs III. beim h. Stuhl, Paul de Foix, seine Laufbahn begann, den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholischen Kirche und die Ehescheidung des Königs vermittelte und im J. 1600 starb. Sein Denkmal wurde durch den Grafen von Basquiat, Botschafter bei Clemens XIII., 1763 errichtet. Noch finden wir die Cardinäle De La Grange d'Arquian, Vater der Königin Marie Casimire, Gemalin des tapfern Polenkönigs Johann Sobieski, früher Capitän in der Garde des Herzogs von Orleans, und De La Tremouille, welche beide als Botschafter bei Clemens XI., ersterer 1707 (1703), der andere 1721 verschieden. An den Duc d'Estrées, welcher eine Relazion über das Conclave hinterließ, aus dem

Gregor XV. als Papst hervorging, erinnert ein einfacher Grabstein, welchen der Botschafter Graf von Ste. Aulaire im J. 1832 setzen ließ.

Es ist etwas Schönes um diese Nazionalkirchen, wo man auf heimischem Boden zu sein glaubt, indem man so manchen vaterländischen Namen begegnet. So ist man in S. Giovanni de' Fiorentini (einem schönen Tempel, der leider seit längerer Zeit geschlossen ist, seiner Baufälligkeit und der Ausbesserungen wegen, welche nicht recht vorzurücken scheinen) von lauter Florentinern umgeben, in S. Carlo am Corso von Lombarden, in S. Marco von Venezianern. Nicht der geringste der Reize Roms liegt in diesem Umstande.

Bevor ich ende, muß ich noch einer Inschrift gedenken, welche man in einer Kapelle der an Monumenten so reichen Laterankirche sieht. Die Meisten gehn ohne Zweifel an ihr vorüber und ahnen nicht, wie viel einst die Frau vermochte, deren Namen sie nennt.

Heic beatam praestolatur anastasin
Maria Anna regiae stirpis De La Tremoille
Princeps Ursina
Flavii Brachianensium ducis q. uxor
Decessit octuagenaria maior
Prid. non. Decemb. an. MDCCXXII
Ad servandam matronae celeberrimae memoriam
Monumentum positum est.

Es ist die Princesse des Ursins, vor deren Denkmal wir stehen.

Maria Anna de La Tremouille war einem Geschlechte entsprossen, dessen Name in der ersten Reihe des französischen Adels glänzt und dessen erbliche Rechtsansprüche

auf die Krone Neapel in Frankreich minder bestritten wurden, als die der Lusignan auf Jerusalem und Cypern, die der Courtenai, welche im vorigen Jahrhundert mit der Marquise de Bauffremont ausstarben, und der noch existirenden Comnène, von denen die Duchesse d'Abrantes herkam und die in Corsica und in Italien eine seltsame Rolle spielen, auf die Kaiserthrone von Constantinopel und Trapezunt. Es hat immer Prätendenten gegeben und es wird deren immer geben, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir in unsern Tagen neben den Ducs de Normandie, geborne Prinzen von Mantua sehen, die gegen den Wiener Congreß protestiren, womit sie jedenfalls etwas spät kommen. Mlle. de La Tremouille, um den Faden nicht zu verlieren, war zuerst mit dem Fürsten von Chalais, Adrien Blaise de Talleyrand, verheirathet, folgte diesem ins Exil, in das er eines famösen Duells wegen gehen mußte, befand sich in Rom als Witwe und ohne Vermögen und heirathete dort 1675 den schon alten und reichen Herzog von Bracciano, Flavio Orsini. Bald zum zweitenmale Witwe, war sie in Rom durch ihr Vermögen, ihre Stellung, mehr aber noch durch Geist und Gewandtheit, der Mittelpunkt der vornehmen Welt, die damals, wo noch eine Menge Cardinäle aus regierenden und großen Häusern die Kirche als Mittel zu politischen Zwecken betrachteten, einen ganz andern Glanz und ein ganz anderes Leben entfaltete als jetzt. Im J. 1701 ging die Fürstin Orsini als Oberhofmeisterin der jungen Gemalin Filipps V. nach Spanien, erlangte den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes während des Erbfolgekriegs, hinderte, obgleich durch französischen Einfluß zu ihrer Stelle gelangt,

das Gelingen der Plane Ludwigs XIV., welcher die Leitung des Königreichs in seiner Hand behalten wollte, mußte drei Jahre darauf französischen Intriguen weichen, und kehrte schon nach einem Jahre nach Madrid zurück, wie im Triumf und mit größerm Einfluß denn je. Man hat ihr das Unglück, welches die Waffen Filipps verfolgte, großentheils zur Last legen wollen: ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Soviel ist gewiß, daß die Abberufung mehrer französischen Feldherren durch ihre Machinationen erfolgte, unter andern die des Marschalls von Berwick und des Herzogs von Orleans. Als Filipp nahe daran war, die spanische Krone zu verlieren, rettete sie ihm jener Herzog von Vendome, der bestimmt schien, durch Tapferkeit und Geistesgegenwart stets wieder gut zu machen, was er durch Trägheit und Leichtsinn eben verdorben hatte. Er führte den König nach Madrid zurück und sicherte den Thron durch den Sieg bei Villaviciosa, nach welchem er die zahlreichen Fahnen und Standarten, die er dem Feinde genommen, auf den Boden legen ließ mit den Worten: Ich werde Ew. Majestät das beste Bett bereiten, auf dem je ein König geruht hat.

Die Königin starb; Filipp blieb nicht lange Witwer. Im Verein mit Alberoni, der damals als Geschäftsträger des Herzogs von Parma in Madrid lebte, lenkte die Fürstin Orsini die Wahl auf Elisabeth Farnese, die letzte ihrer Familie, durch welche die italienischen Herzogthümer an die spanischen Bourbons kamen. Aber diesmal war die Schlaue durch noch Schlauere überlistet worden: Alberoni hatte ihren Sturz bereitet, um sich zu heben. Die Abneigung des spanischen Adels gegen die Allgewaltige

kam ihm zu Hülfe. Eine unbedeutende Veranlassung beim Empfange der jungen Königin, der sie in ihrer Eigenschaft als Camarera mayor einige Verhaltungsregeln geben zu müssen glaubte, führte den Ausbruch herbei: augenblicklich wies die Farnesin sie aus ihrer Nähe, und in ihrem reichen Hofkleide, geschminkt und gepudert, ohne Mantille und ohne Gefolge, wurde sie, von Wachen begleitet, in verschlossenem Galawagen alsobald nach der Grenze gebracht und dort buchstäblich auf die Straße gesetzt. Es war mitten im Dezember 1714 und grimmig kalt. Kalt wie das Wetter war die Aufnahme, die sie in Paris fand. Nachdem sie mehrmals den Aufenthalt gewechselt, kehrte sie nach Rom zurück, den Schauplatz frühern Glanzes. Rom beherbergt mit edler und uneigennütziger Gastfreundschaft so viele gefallene Größen: weßhalb sollte es Madame des Ursins nicht aufnehmen? War sie doch selber eine Principessa Romana. Ihr Bedürfniß nach Thätigkeit war stets dasselbe. Um etwas zu thun zu haben, schloß sie sich den Stuarts an, gleich ihr gefallene Herrscher. So führte sie eine Zeitlang gewissermaßen die Oberaufsicht über das Hauswesen des Chevalier de St. George, den man in Rom Jakob III. nannte und König von England.

In einem der interessantesten und unterhaltendsten Bücher, welche die neuere französische Memoirenliteratur hervorgebracht hat, den Souvenirs de la Marquise de Créquy (deren Ursprung zu untersuchen nicht hierher gehört), kommt auch Mme. des Ursins vor. Die Marquise sah sie in Rom, etwa anderthalb Jahre vor ihrem Tode. „Madame des Ursins war hochmüthig, wie man nur sein kann, wenn man fünfzehn oder sechzehn Jahre lang Mademoiselle de La

Tremouille geheißen hat. Sie kam mir gekünstelt, arglistig, herrschsüchtig, voller Ansprüche, kurz in jeder Beziehung unangenehm vor. Man behauptete, sie bewahre einen Rest von Schönheit: mir gelang es nicht, ihn aufzufinden. Was sie aber ungeschmälert bewahrt, waren ihre Manieren einer großen Dame, mit der Gewohnheit, in Alles sich zu mischen, was sie nichts anging. Sie machte die gesuchtesten Toiletten, wobei sie Brust und Schultern entblößte. — Bevor sie nach Rom kam, hatte sie sich auf ihr Schloß Chanteloup zurückgezogen, welches sie bei Amboise in der Touraine erbaut, in der Absicht, es zum Hauptort eines kleinen Fürstenthums zu machen, welches so recht mitten in Frankreich zu begründen sie in schönern Tagen geträumt hatte. Aber bald fand sie es zu enge und tödtlich langweilig. Da Ludwig XIV. und Mme. de Maintenon keinen Rest von Wohlwollen mehr für sie übrig hatten, so war sie am Ende genöthigt, Rom zu ihrem Wohnorte zu wählen, wo sie wenigstens sicher war, jene Bedeutung wiederzuerlangen und die Autorität zu genießen, die man der Schwester des Cardinals de La Trémouille und der Witwe eines Orsini nicht verweigern konnte."

Fünfter Brief.

Sommerleben in Rom.

Wer lernen will, was Einsamkeit ist, muß als Fremder den Sommer in Rom zubringen. Es ist dies eine Sache, die keinem einfällt, der nicht dazu genöthigt ist. Rom hat glänzende Zeiten: den October für das Volk, den Winter für die Gesellschaft, Carneval und Ostertage für beide. Dann ist's zu Ende; die letzten kolossalen Feuergarben der Girandola, welche prasselnd aus dem Grabmal Hadrians emporsteigen, sind das Signal, daß es mit der Herrlichkeit aus ist. Wie Grillparzers Ahnfrau, geht dann Alles „nach Hause." Freilich bleibt ein geringer Theil der Wintergäste noch einige Zeit länger; sie benutzen die längeren Tage und das freundlichere Wetter, um Ausflüge zu machen und die reizenden Umgebungen der Stadt in einem Flor zu sehen, dessen sie entbehren müssen, so lange das frische Grün noch nicht mit dem dunkeln der Steineichen, Pinien und Cypressen sich vermengt hat. Nur Tivoli mit seinen pittoresken Felsenmassen, seinen Cascaden und den Terrassen der Villa

d'Este, und Ostia sammt dem nahen Castel Fusano mit den unabsehbaren Weiden und dem wogenden Pinienwalde und dem gelben Strande, machen im Winter eine gleich große Wirkung; Frascati und Albano und das ganze Gebirge muß man dann sehen, wenn die Vegetation wieder ihre volle Kraft und ihren ganzen Reichthum gewonnen hat. Dazu ist der Frühling die passendste Zeit.

So erleben denn manche Fremde noch die Prozession des Corpus Domini, beinahe gar keiner das Petersfest, an welchem eine zweite Girandola auf drei Monate lang dem Leben und der Bewegung Abschied gibt. Die große Hitze ist dann gewöhnlich längst da, und wer von neun Uhr Morgens an bis sechs nach Mittag nicht nothwendig ausgehen muß, bleibt gerne zu Hause. Die „umwölkt schwermüthige Fieberluft Roms," die man mit Platen gerne hinter sich ließe, wenn man könnte, lastet centnerschwer. Auch der eigentliche Fond der Gesellschaft ist auseinandergesprengt. Vom diplomatischen Corps hat der Eine Urlaub genommen und ist nach Hause oder in's Bad gegangen, der Andere hat eine Villa in der Nachbarschaft bezogen; die römischen Häuser, welche Winters empfingen, sind sämmtlich geschlossen und ihre Bewohner sind theils auf dem Lande, theils so gänzlich zurückgezogen, daß man nicht weiß, ob sie noch leben oder todt sind. Ueberhaupt nimmt, die genauesten Bekannten ausgenommen, keiner mehr Notiz vom Andern, und man sieht sich nicht, außer wenn man einander beim Spazierenfahren begegnet. Aber auch vom Spazierenfahren ist nicht viel die Rede. Wenn die Sonne dem Untergange sich zuzuneigen beginnt, so fährt man zur Porta del Popolo hinaus, wo bis zu zwei Dritteln des Weges nach Ponte-

molle jeden Nachmittag gesprengt wird und wo man sich zwischen zwei Reihen langweiliger Häuser befindet, welche nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Monte Mario frei lassen. An Sonntagen ist die Villa Borghese der Versammlungsort und mit Equipagen und Lustwandelnden gefüllt. Aber man befindet sich inmitten einer fast völlig unbekannten Welt: unter zehn und zwanzig Wagen ist kaum ein einziger, in dem man die Leute kennt, und höchstens sieht man bekannte Gesichter, denen man hundertmal begegnet, ohne je in der Gesellschaft mit ihnen zusammengekommen zu sein und auch nur ihren Namen zu wissen.

An Sonntagen ist die Stadt keineswegs stille, wie auf dem Corso auch an Wochentagen gegen Sonnenuntergang immer noch genug Leben ist. Aber auf den Corso und wenige andere Straßen ist auch dies Leben beschränkt; alles Uebrige ist ruhig. Auf dem Pincio, dessen Reihen von Akazien herrliche Laubgänge bilden und wo man Grün und Blumenbeete mit löblicher Sorgfalt unterhält, begegnet man beinahe Niemanden, außer einsamen Wanderern, die sich an der schönen Aussicht und dem tiefglühenden Purpur des westlichen Himmels beim Sonnenuntergang erfreuen wollen. Nach der großartigen Villa Pamfilj, welche die mannigfaltigsten Abwechslungen des Terrains, die Reize der Waldung und des freien Feldes mit der regelmäßigen Schönheit und den geraden Linien eines Gartens im alten Styl mit kunstreichen Laubwänden, Wasserkünsten und zierlich ausgelegten Beeten vereinigt, geht fast keiner. Die übrigen, im Winter besuchten Spaziergänge und Wege sind ganz verlassen und nur auf dem nach der Paulskirche fahren

noch einige Omnibus hin und her. Es ist freilich ein schlechtes Vergnügen, von Staubwolken umhüllt zu sein, oder mitten in den um nichts erfreulicheren Rauchwolken sich zu befinden, durch die man die Aria cattiva zu verscheuchen wähnt, und links und rechts auf sonneverbrannte Wiesen und gelbe Stoppelfelder zu blicken. Die Villen in der nächsten Umgebung sind alle leer; die Malaria allein wohnt in ihnen, und sie ist ein Gast, der keinen ungestraft neben sich läßt. Nur an den Abhängen des Albanergebirges sind alle Landhäuser voll Uebersommernder.

Das römische Volk ist ein sehr genügsames Volk. Ich möchte die Einwohner irgend einer teutschen Stadt sehen, die sich mit so wenigem Amüsement begnügten. Wo gibt es hier die Schenken und Gärten, Tanzplätze und Concerte, welche dort vor allen Thoren sich finden? wo die Stralau's und Treptows, Blumen- und Schulgarten, die Tivoli's und Villabella's Nordteutschlands? Die paar schlechten Osterien mit Küchen, die man an den Wegen sieht, können hier kaum in Anschlag kommen, und selten vernimmt man in dieser Jahreszeit das Prasseln und Klingen des den Saltarello begleitenden Tamburins. Alle Heiterkeit wird für den October und den Fasching aufgespart. Nachdem die Prozessionen der Frohnleichnamsoktave vorüber sind, gibt es kaum irgend ein öffentliches Fest mehr, wenn ich ein paar populäre Kirchenfeierlichkeiten ausnehme. Dazu gehört das Fest des h. Antonius von Padua, eines der volksthümlichsten Heiligen Italiens und eines der am meisten angerufenen Patrone, welches in Sta. Maria Araceli auf dem Capitol gefeiert wird. Namentlich Abends macht es sich

malerisch. Die hundertstufige breite Marmortreppe hinauf, die in Folge der Pest von 1348, Boccaccio'schen Andenkens, angelegt ward, brennen Lichter bis zu der Basilika, deren ungeschmückte, leider ihrer gothischen Zierrathen beraubte Backsteinfaçade von dem flackernden Schein unstät beleuchtet wird. Am Fuße derselben ist ein Gerüst für eine Musikbande errichtet, und auf der Rampe wie auf dem Platze des Capitols wird ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, dessen Raketen und bengalischen Lichter den alten Marc Aurel umspielen, Michelangelo's Bauten bald hell erscheinen lassen, bald in tiefes Dunkel stürzen, während der hohe Thurm des Senatorischen Palastes in die Luft emporragt.

Das größte Fest aber ist das der Himmelfahrt Mariä. Es gibt keine Straße in Rom, in welcher nicht mehre Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und sonst an den Häusern sich befinden, meist Madonnen, vor denen Lampen brennen, die noch zu Pius' VI. Zeiten die einzige Straßenbeleuchtung Roms bildeten. Jeden Abend hört man vor diesen Madonnenbildern die lateinische, an poetischen Bildern so reiche Litanei der h. Jungfrau beten, und es gehen ganze Reihen von Männern, Weibern und Kindern umher und bleiben vor den Tabernakeln stehen, zwischen der Litanei ein Loblied singend, worin es unter Anderm heißt:

Evviva di Roma
La gran protettrice,
La madre felice
Che tanto ci amò

und worin, mit einigen Veränderungen in der letzten Zeile, der gewöhnliche Refrain nach jeder Strophe heißt:

Evviva Maria,
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvò.

Am Vorabende nun des Festes der Assunta sind alle Madonnenbilder mit Blumen und Lichtern und seidenen Draperien geschmückt; vor manchen sind ganze Altäre aufgebaut, und an einigen Orten, so beim Trajansforum und in der engen Straße der Pedacchia, welche von dort zum Capitol führt, Gerüste mit Tonkünstlern aufgestellt, welche die halbe Nacht hindurch lärmende Militärmusik erschallen lassen, während Litaneien uud fromme Lieder abgesungen werden, die Menge in einzelnen Haufen betend umherzieht, meist aber gaffend das Ganze als ein Schauspiel betrachtet. Dem, der vor fünf Jahren um diese Zeit in Rom war, werden die Prozessionen des Himmelfahrtsfestes, denen die Cholera mit rasender Heftigkeit auf dem Fuße folgte, nachdem sie bis dahin, einzelne Opfer suchend, in der Stille umhergeschlichen, in unheimlichem Andenken sein.

Doch sind dem Volke noch einige andere Sommervergnügungen geboten, an denen es freilich zum Theil nur in geringer Menge Antheil nimmt. Dazu gehören das Tagstheater und die Fuochetti im Mausoleum des August. Die Rotunde, welche die sterblichen Reste der Cäsaren und ihrer Familien bis auf Trajan umschloß, dessen Nachfolger Hadrian keinen Raum mehr in ihr fand, dieser große Bau, dessen Eingang mit Obelisken geschmückt, dessen Wölbung von einem mit Pappeln bepflanzten Hügel überragt war, wurde, nachdem er eine Burg der Colonnesen, ein Weinberg und Küchengarten

gewesen, in ein Amfitheater umgeschaffen, in dessen Arena Reiterkünste produzirt, das Lotto gezogen, Theater gespielt, Feuerwerke abgebrannt werden. Solche Tagsschauspiele, wie sie in Verona im Amfitheater, in Florenz in der Arena Goldoni stattfinden, machen eine eigene Wirkung. Die ganze Bühneneinrichtung, die schlechten geklexten Coulissen, die schäbige Garderobe der Spielenden, die grobe Bemalung ihrer Gesichter — Alles stimmt zu einander, und die Stücke, die sie aufführen, wie die Art und Weise, wie sie dieselben aufführen, stimmen ihrerseits wieder zu dem gesammten Apparat. Gewöhnlich sind es Spektakelstücke mit gewaltigem Lärmen, oder thränenreiche Schauspiele, wozu Kotzebue immer noch den Italienern Stoff liefern muß, von Zeit zu Zeit auch Lustspiele von Goldoni, Federici, Albergati, Nota. Es trifft sich wol, daß unter dem Wust von Uebertreibung und Caricatur, der überhaupt nur zu sehr auf dem italienischen Theater Platz genommen hat, auch ein besseres, verständigeres, naturgemäßeres Spiel sich zeigt. Meist aber ist's ein endloses, gespreiztes Bramarbasiren, ein pathetisches Abschreien der Reden, Telegraphenmanövers und Gesichterschneiden. Die Frauen sind am wenigsten anzusehen, namentlich im Lustspiel, worin fast durchgehends eine widerliche Gemeinheit herrscht und die männlich starken Stimmen der Mehrzahl der Italienerinnen vollends jeden Rest von Illusion zerstören. So ist das Teatro diurno.

Die Fuochetti sind amüsant. Das große Amfitheater ist mit Menschen gefüllt; in der Arena, die das Parterre bildet, spaziert man umher, bis man müde oder von der Kreisbewegung schwindlig wird; dann zieht man

sich auf die offenen Sitze oder in die Logen zurück und sieht von dort dem Feuerwerk zu, das in der Mitte dieser Arena abgebrannt wird und, durch die Lokalität unterstützt, eine oft sehr malerische Wirkung macht. Rauch bekommt man hier freilich mehr denn anderswo zu verschlucken. Feuerwerke sind das nazionale Hauptvergnügen der Italiener; keine Festlichkeit würde ohne ein solches vollständig sein. In allen kleinen Orten der römischen Gebirge müssen Feuerwerke die Festabende beschließen; je mehr dabei geschossen wird, um so größer ist die Freude. Eine Prozession, Wettrennen der Barbari (freilaufenden Pferde) und eine Tombola oder Lotto sind nächst dem Feuerwerk die vornehmsten Requisiten. An den Straßenecken Roms verkünden acht bis vierzehn Tage voraus große Anschlagzettel die Feste dieser Art, welche in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Palestrina, selbst in Anagni, Valmontone und andern entfernteren Orten stattfinden, und jedesmal wird als Köder dabei bekannt gemacht, wie hoch der Hauptgewinn in der Tombola sich beläuft. So groß ist die Wichtigkeit und Anziehungskraft des Lottos für das hiesige Volk.

Eine Tombola in der Villa Borghese, wie sie im October stattzufinden pflegt und ausnahmsweise auf besondere Veranlassung im letzten Mai stattfand, ist ein so eigenthümliches wie malerisches Schauspiel. In dem großen Circus, der einen Theil der Niederung dieser reizenden Villa einnimmt, bewegt sich die Menge, sitzt auf den herumlaufenden Stufenreihen, oder nimmt hölzerne Gerüste ein, die oben angebracht sind, während auf einem erhöhten Gerüst an dem einen schmalen Ende das Lotto gezogen wird, die Nummern abgerufen und auf verschie-

denen Seiten wiederholt und aufgesteckt werden. Die mehrfarbigen Draperien, welche die Gerüste zieren, die vielen Tausende von Zuschauern, theils sitzend und Kopf an Kopf gedrängt, theils umherwandelnd auf dem Rasen, die Hebungen und Senkungen des den Circus umgebenden Terrains, die benachbarten und ferneren Gebäude, die herrlichen Boskets von Bäumen aller Art, über welche die dunkelgrünen Laubdächer der Pinien majestätisch emporragen, darüber der heitere blaue Himmel eines sonnigen Frühlingstages — alles dies zusammen vollendet ein Bild, wie man es nicht leicht anderswo in solcher pittoresken Schönheit und Größe finden dürfte.

Das letzte Frühjahr war überhaupt einigermaßen reicher an Belustigungen, als es in der Regel zu sein pflegt. Das Fest in der Torlonia'schen Villa bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken muß dazu mehr der Intention als der Wirklichkeit nach gezählt werden. Es war wirklich viel aufgeboten, es glänzend zu machen. Vor vier Uhr schon war die ganze Strada Pia, von den Quattro Fontane an, und die ganze Straße vom Thore bis zu der Villa mit Wagen und Menschen bedeckt; Tausende spazierten in dem schönen großen Garten, das über allen Begriff glänzende Hauptgebäude nahm die besonders eingeladenen Gäste auf, und von der Terrasse aus sahen der Papst, der König von Baiern, eine Menge Cardinäle, Botschafter und Gesandte, römische Principi und Fremde von Rang und andere Gebetene zu, wie der Obelisk, zwar kein egyptischer mit Inschriften aus der Pharaonenzeit, doch ein schönpolirter granitner vom Simplon mit Champollion'schen Hieroglyphen zur Ehre des Hauses Torlonia, die der Pater Ungarelli componirt,

langsam auf seine Basis gestellt ward. Alles ging gut, als ein vernichtendes Gewitter, das schon den Morgen über gedroht, mit solcher Gewalt hereinbrach, daß nach wenigen Minuten Alles aus dem Garten verscheucht war und in die Gebäude drang und bald die tiefer liegenden Partien der Villa unter Wasser standen. Hier war nicht, wie einst bei Fontana's Obelisken, aqua alle funi nöthig, es war tropp' aqua. Die Nacht brach an, bevor der Regen nachließ, und da an kein Spazierengehen zu denken war, ja man nicht einmal zu dem abgesondert liegenden Ballsaal gelangen konnte, so mußte man sich damit begnügen, in den gedrängt vollen Zimmern mühsam sich zu bewegen und die vielen schönen Malereien und sonstigen Kunstwerke, die Pracht der Möbeln, den Reichthum der ganzen Ausstattung zu bewundern und darüber zu klagen, daß die Räume nicht, nach italienischer Sitte, groß und hoch, sondern meist in kleinen Dimensionen, mehr Cabinete und Boudoirs als Zimmer und Säle sind, am wenigsten geeignet, eine solche Menschenmenge in sich aufzunehmen, was freilich auch nicht ihre Bestimmung war. Feuerwerk und Illumination hatten zwar von der Feuchtigkeit gelitten, konnten sich aber doch sehen lassen. Daß in Italien ein Fest zu Wasser wird, ist ein seltenes Unglück. Vor kurzem wurde ein zweiter Obelisk aufgerichtet, aber mit minder großen Feierlichkeiten. War beim ersten zu viel Wassersegen gewesen, so war diesmal zu viel Weinsegen, vor dem selbst die gepriesene Mäßigkeit des römischen Volkes nicht Stich zu halten vermochte.

An Wasser fehlt's übrigens in diesem Sommer nicht. Nachdem mehr denn drei Monate lang zu Leid und Weh der Italiener wie der Nordländer, der Südwind beinahe

anhaltend geblasen, fand eine solche Masse von Feuchtigkeit sich zusammen, daß jetzt in der Mitte Augusts, wo die Sonne noch im Löwen steht und es in der Regel fast immer trockenes Wetter ist, mit großer Hitze und wolkenfreiem Himmel Tag auf Tag heftige Gewitter kommen. Wir gewinnen nichts dabei, denn es wird zwar zu Zeiten kühler, aber die Beschaffenheit der Luft bessert sich nicht, und es zeigt sich an der unendlichen Menge von Kranken, namentlich Fieberkranken, die die Spitäler füllen, wie sehr man Recht hat, in diesen Gegenden die Sommerregen zu fürchten. Die Villen und zum Theil selbst die Campagna, wo sie nicht Saatfeld ist, sind dabei freilich frischer geblieben als sonst, und in letzterer sieht man noch hie und da Grün, was in andern Jahren eine Seltenheit ist. Ich will gerade nicht behaupten, daß es auch diesmal viel auf sich hat; aber es ist doch nicht die gewöhnliche Dürre. Daß man diese Extravaganzen der Jahreszeit keineswegs liebt, ist ganz natürlich.

Beim Wasser zu bleiben, so ist noch ein altes Volksvergnügen zu nennen: die Ueberschwemmung der Piazza Navona. Es ist ein seltsames Amüsement, diesen großen Platz, den geräumigsten der Stadt, der an Wochentagen zum Markte und Trödel dient, auf dem der Domitianische Obelisk, von Bernini aufgerichtet, auf Felsenmassen sich erhebt, aus denen Wasser hervorsprudeln und wo die Statuen der vier größten Flüsse der Welt um ihn herumsitzen, unter denen der Nil sich das Gesicht bedeckt, um Borromini's Kirchenbau nicht zu sehen; der durch zwei andere Fontänen geschmückt ist und an dem die Kirchen S. Agnese und S. Giacomo, die Paläste Pamfilj, Braschi

u. a. liegen — diesen Platz, sage ich, in einen See verwandelt zu sehen, in welchem, unter tönender Musik, Wagen umherfahren wie auf dem Corso, Buben umherplätschern und sich balgen, während die Fenster der benachbarten Häuser mit Zuschauern gefüllt sind, die sich an dem Schauspiel und dem Fresco ergötzen. Am unbequemsten ist's für die Marktleute, die am folgenden Morgen das ohnedies schon grauenvoll schlechte Pflaster mit supplementärem Schlamm und Koth bedeckt finden.

Dies sind die Vergnügungen des römischen Sommerlebens. Unter diesen Umständen sind für Manche die Kaffeehäuser eine Ressource. Das zum buon gusto auf der Piazza di Spagna, das eigentliche Fremdencafé Roms, ist gegen Abend immer mit Gästen gefüllt, die großentheils aber vor demselben unter freiem Himmel Platz nehmen. Am heitersten ist der Garten des großen Café Ruspoli, der, hübsch erleuchtet, kaum so viel Menschen fassen kann, als sich hindrängen. Da steht denn Tisch an Tisch unter dem Porticus des Erdgeschosses, oder zwischen den grünen Hecken und Umzäunungen, und Musik erschallt, oft mehr zum Davonlaufen als zum Anhören, aber auch bisweilen komisch und originell. Wer solche Zerstreuungen nicht liebt, kann im alten Rom umherwandern, unter den Baumreihen der Via sacra, in der Palatinischen Villa, deren Rosenflor Sommer und Winter in gleicher Fülle ausdauert, unter den blühenden Akazien des Spazierganges am Cälius. Hier wird er selten in seinen Betrachtungen gestört werden. Oder er mag, von der kolossalen Platform des in Trümmern liegenden Tempels der Venus und Roma aus, den Abendstern aufgehen sehen, während der westliche Himmel noch

glühend leuchtet, vor sich im Thale das dunkelnde Colosseum, in welchem eben noch der Franziskanermönch die Predigt hielt und die Brüderschaft der Via Crucis, von einem zum andern Stationsaltärchen ziehend, das alte Lied sang, welches beginnt:

L'orme sanguigne del mio Signore
Tutto dolore seguiterò,
E'l cuore intanto per gli occhi in pianto
Sopra il Calvario distillerò.

Sechster Brief.

Straf- und Besserungs-Anstalten.

Wenn man das vielfache, mehr beinahe denn irgendwo zu Tage liegende Elend in Rom und seinen Umgebungen, den verwahrlosten Zustand der niedern Volksclassen, den Mangel an zureichendem Unterricht und dabei die oft unterdrückte, immer aber noch große Leidenschaftlichkeit in Anschlag bringt, die im römischen Volkscharakter liegt, so wird man unschwer urtheilen, daß die Criminaljustiz viel zu thun hat und das Gefängnißwesen reichlichen Stoff zu Betrachtungen bietet.

Wie in so vielen Fällen, wo es um das Wohl der Menschheit, den Fortschritt der Civilisazion, die Uebung der Wohlthätigkeit sich handelt, finden wir auch in den Annalen des Gefängnißwesens die Päpste unter den Ersten, welche auf Verbesserung desselben und Erleichterung des Looses der Eingekerkerten bedacht waren und den zu oft nur außer Acht gelassenen Grundsatz nicht vergaßen, daß gemäß der Absicht des Gesetzes der Zweck der Strafe nicht der ist, dem Schuldigen Böses mit Bösem

zu vergelten, sondern ihn zu bessern oder mindestens unschädlich zu machen. Darin waren sie eingedenk der Lehren des Christenthums, welches dasjenige ins Werk setzte, was die Filosofie der heidnischen Welt nur in der Theorie aufstellte. Betrachtet man den guten Geist, der die ersten Schritte leitete, so kann man nicht umhin doppelt zu bedauern, daß der Fortgang den Anfängen nicht entsprach und daß, ungeachtet mancher trefflichen parziellen Institutionen, in neueren Zeiten das römische Gefängnißwesen in vielfacher Beziehung kein erfreuliches Bild darbietet.

Es ist dies ein Uebelstand, den der Kirchenstaat mit andern Ländern theilt, welche mehr denn Rom auf der Bahn des Fortschrittes sich zu befinden glauben.

Von welcher Art während des Mittelalters die römischen Gefängnisse waren, ist unbekannt. Darf man aber nach den Angaben schließen, die uns von dem Zustand derselben in andern Theilen Italiens geblieben sind, und nach den Localen, die wir hier und da noch vor uns sehen, nach der Richtung der Criminaljustiz endlich, deren harter Geist und grausame Formen so spät erst einer mildern Gesinnung Platz machten: so kann das Bild, das man von denselben im Geiste entwirft, kein vortheilhaftes sein. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fand in Italien die Reform der Criminaljustiz statt. So sehr auch das Bedürfniß einer solchen anerkannt ward, so sind doch gegen den Geist, der sie geleitet, wie gegen die Weise der Ausführung nicht Wenige, Juristen wie Andere, aufgestanden, und ein bekannt gewordener Ausspruch ist die Befürchtung, man werde am Ende aus purer Humanität alle Schurken für rechtliche Leute erklären.

Welchen Einfluß die zuerst im J. 1764 erschienene Schrift des Mailänders Beccaria über Verbrechen und Strafen auf die öffentliche Meinung ausübte, weiß man; Pietro Verri's Bemerkungen über die Tortur sind in demselben Geiste geschrieben; aber man würde irren, wenn man glaubte, sie wären von praktischer Bedeutung gewesen. Denn obgleich im J. 1777 aufgesetzt, blieben sie, persönlicher Rücksichten wegen, ungedruckt bis zum J. 1804. Unterdessen hatten die Dinge längst eine andere Gestalt angenommen.

„Das peinliche Recht", sagt ein jüngerer Rechtsgelehrter*), dessen Stimme in ganz Italien beachtet wird, wenn auch beiweitem nicht Alle mit ihm gleicher Meinung sind, „bedurfte um die Mitte des 18. Jahrhunderts einer Reform und ward ein Gegenstand filosofischer Erörterungen und legislativer Vorkehrungen. Die Filosofie spürte dem Ursprunge des Rechtes zu strafen nach, und diese Untersuchung führte natürlich zur Betrachtung des Entstehens aller sozialen Gewalten und Rechte. In der wichtigen und damals vielfach angeregten Frage der Todesstrafe machten alle filosofischen Hypothesen über das Strafrecht sich Luft. Die Filosofen beschäftigten sich mit der Aufdeckung dessen, was in den peinlichen Gesetzen Grausames und Gehässiges war: sie erregten den Skeptizismus in Betreff der Beweise und erschöpften, wenn man so sagen kann, Alles, was sich zur Vertheidigung des Schuldigen sagen läßt. Was aber der Vertheidigung der Gesellschaft gegen das Verbrechen Noth that, wurde darüber

*) Fr. Forti, Istituzioni civili. (Nachgelassenes Werk.) Florenz 1841.

einigermaßen außer Acht gelassen. Indeß fehlte es nicht an hellblickenden Rechtsgelehrten, welche, das gemeine Recht nach den verschiedenen Seiten hin filosofisch behandelnd, mehr als die bloßen Filosofen für die nothwendige Reform der Criminaljustiz sorgten und dazu beitrugen. Die toscanische Legislation und Jurisprudenz erlangten damals bedeutenden Ruf. Wenn man jetzt sich wundern dürfte über die große Redefreiheit, welche denen gestattet war, die über das peinliche Recht schrieben, und die Vernunftgründe des Rechts zu gebieten wie der Pflicht zu gehorchen berührten und entwickelten: so glaubte man damals nicht, daß in solchen Discussionen Gefahr liegen könne."

In Toscana wurde die große Reform der Criminaljustiz durch den Großherzog Leopold, welcher längst schon sich zum Vorfechter der sogenannten filanthropischen Richtung gemacht hatte, im J. 1786 vorgenommen. Nachdem er den meisten Zweigen der bürgerlichen und ökonomischen Verwaltung eine andere Gestalt gegeben, alle persönlichen Privilegien abgeschafft, die bürgerlichen Rechte aller Classen gleichgestellt, jede Art von Immunität wie von exemter Gerichtsbarkeit aufgehoben, die Verhältnisse des Grundeigenthums, die Erbberechtigungen u. s. w. gänzlich umgewandelt hatte, schaffte er das bis dahin geltende peinliche Recht ab, ein Gemisch des römischen Rechts und mittelalterlicher Sitte, indem er erklärte, es passe nicht für den sanften und gemäßigten Charakter des toscanischen Volkes. Die Tortur jeder Art, die Eidesleistung des Angeklagten, die Güterconfiscation, die Majestätsverbrechen, endlich die Todesstrafe verschwanden aus dem neuen Codex. Welchen Beifall die Leopoldi-

nischen Gesetze fanden, ist bekannt. Dieser Beifall, der sich leicht durch den Geist der Zeit erklärt, und der zum großen Theil durch das viele Gute und Verständige, welches die neue Legislation darbietet, und durch die Abschaffung einer Menge von unerträglich gewordenen Misbräuchen, veralteter Formen nicht zu gedenken, gerechtfertigt wird, hat sich in der Folgezeit dennoch nicht gehalten. Am wenigsten bei den Juristen, bei Theoretikern wie Praktikern, obgleich unter ihnen noch neuerdings beredte und eifrige Vertheidiger jenes Systems aufgetreten sind. In Toscana selbst hat man die Leopoldinische Gesetzgebung allmälig modifizirt. Ein günstiger Einfluß auf die Moralität des Volkes, welcher übrigens die im Allgemeinen bessere Regierung und der steigende Wohlstand wesentlich zu Hülfe kamen, läßt sich ihr gewiß nicht absprechen. Will man aber, wie es wol geschieht, als Beweis ihrer unerreichten Vortrefflichkeit anführen, daß zu einer Zeit sämmtliche Gefängnisse des Großherzogthums leer standen, so beruht dies nur auf einer, ziemlich freiwilligen, Illusion.

Von diesen Betrachtungen muß ich zu dem Zustand der Gefängnisse zurückkehren. Blicken wir zurück und sammeln wir die wenigen uns überlieferten Daten, so finden wir zuerst unter Eugen IV., noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Bemühung, das Loos der Gefangenen zu erleichtern. Unter ihm wurde, wie es heißt, nach der Norm einer alten Verordnung der Kirche, die sogenannte Visita graziosa angeordnet, wobei die Magistratspersonen des richterlichen Standes und die Armen-Sachwalter zweimal im Monat die Ge-

fängnisse besuchten, jeden im Verhaft befindlichen befragten, die Strafen milderten, wenn Veranlassung dazu sich bot, zwischen Gläubigern und Schuldnern Vergleiche schlossen, ja in manchen Fällen die Gefangenen in Freiheit setzten. Diese Einrichtung besteht noch jetzt, wenn sie gleich selten (nur dreimal im Jahre) stattfindet und, wie das leicht sich erklärt durch den veränderten Charakter der Criminaljustiz, eine ganz andere Gestalt bekommen hat. Wie viel Gutes sie früher gestiftet, ist namentlich aus dem Buche über die Visita de' carcerati ersichtlich, einem im J. 1655 erschienenen Werke des Erzbischofs von Sidon, Giovanni Batista Scanarolo aus Modena, des Vorgängers Howards in Italien, welcher vierzig Jahre lang für die Brüderschaft der Nächstenliebe, von der später die Rede sein wird, Sachwalter der mittellosen Verhafteten war. Was Scanarolo der päpstlichen Regierung ans Herz legte, bildet auch jetzt noch das Ziel billiger Wünsche und verständiger Reformen: man solle den Vergehungen möglichst zuvorkommen und so dem Gesetze die traurige Nothwendigkeit des Strafens ersparen; man solle so viel als thunlich dem Ursprunge der meisten Uebel, dem Müßiggang, zu steuern suchen; den Gerichten sei große Umsicht vor der gefänglichen Einziehung der in Verdacht Gerathenen anzuempfehlen; das Untersuchungsgefängniß sei ein Ort der Bewachung, nicht der Strafe durch nicht zu rechtfertigende Härte; die Verurtheilten solle man baldiger Bestrafung unterwerfen, die nicht Schuldigen nicht unnöthigerweise schmachten lassen. Die Uebelstände des Kerkerwesens seiner Zeit verschwieg dieser treffliche Prälat nicht.

Die älteren Gefängnisse Roms, unter denen die Corte Savella, so genannt nach der berühmten Familie, unter

deren Obhut sie standen, und Tor di nona, auf dessen Ruinen gegenwärtig das Apollo-Theater sich erhebt, die bekanntesten waren, bestehen nicht mehr, nehmen wir die Capitolinischen aus, welche mannigfache Veränderungen erlitten haben, und die in der Engelsburg, welche nicht zu den gewöhnlichen Gefängnissen gezählt werden können. Ziehen wir in Betracht, daß die um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Innocenz X. gebauten Carceri nuove für eine sehr bedeutende Verbesserung galten, so können wir uns vom Zustande der frühern gerade kein vortheilhaftes Bild machen. Ein viel größerer Fortschritt aber als das genannte war das unter Clemens XI. im Anfang des letzten Jahrhunderts entstandene Gefangenenhaus bei S. Michele, in welchem man mit Recht die ersten Anfänge des Pönitentiarsystems gefunden hat. Dreißig Jahre später folgte Clemens XII. diesem Beispiele in dem an das zuletzt erwähnte stoßenden Frauengefängniß, welches unter der Regierung Maria Theresia's in Mailand nachgeahmt ward. Leo XII. ließ dann das Knaben-Correctionshaus in der Via Giulia in der Hauptsache nach dem nämlichen System bauen.

Ich kann nicht umhin, des Pönitentiarsystems hier mit einigen Worten zu gedenken. Daß die Einführung desselben in Italien vielfach zur Sprache gekommen ist, erklärt sich leicht aus dem stets sich mehrenden Interesse, welches die moralischen und politischen Wissenschaften erregen. Es erklärt sich gleichfalls aus dem immer sichtbarer werdenden Bedürfniß einer Reform des Gefängnißwesens. In manchen großen sozialen Fortschritten unserer Zeit geht Italien in der zweiten Reihe: ist dies nicht ohne Nachtheile, so erwächst daraus in manchen Fällen

der Vortheil, daß es die Erfahrungen Anderer benutzen kann und weniger dem Irregehen ausgesetzt ist. Keineswegs will ich hiemit dem Hintenbleiben, welches bei nicht wenigen Veranlassungen merklich ist und dem Lande viele, oft gegründete Vorwürfe zugezogen hat, wie einer Schläfrigkeit das Wort reden, die allmälig erst, und auch jetzt nicht überall, größerer Regsamkeit Raum macht. Daß im gegenwärtigen Falle der Vorgang anderer Länder der Prüfung offen liegt, ist von vorneherein ein nicht zu verkennender Gewinn. Man kann die Thatsachen abwägen, die in großer Menge vorhanden sind. Denn kaum irgend ein Gegenstand ist in unsern Tagen so vielfach beleuchtet worden. Zwei Schulen stehen einander gegenüber: die eine will völlige Isolirung bei Tag und Nacht, die andere Isolirung bei Nacht, gemeinschaftliche Arbeit bei Tage, mit Beobachtung jedoch des Schweigens. Einer wie der andern fehlt es nicht an talentvollen Vertheidigern, welche zahlreiche Gründe für wie gegen vorgebracht haben: zu der ersten gehören namentlich die Franzosen Beaumont und Tocqueville in ihren Schriften über Nordamerika, der Belgier Ducpetiaux, der sich viel mit Criminalstatistik beschäftigt hat, der Engländer Crawford, der Teutsche Julius, während für die andere Ansicht der Franzose Lucas, die Schweizer Grellet-Wammy und Aubanel, der berühmte teutsche Strafrechtslehrer Mittermaier u. A. sich erklären. In Italien hat diesen Gegenstand der sardinische Staatsrath Graf Petitti di Roreto in seinem 1840 erschienenen Werke über den gegenwärtigen Zustand der Gefängnisse und die Mittel zu ihrer Verbesserung ausführlich und mit vieler Sachkenntniß behandelt.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas sind das Land der gänzlichen Absonderung der Gefangenen. Ueber die Resultate in moralischer wie fysischer Hinsicht ist man nicht einig: populäre Beiträge zur Beurtheilung derselben hat vor kurzem noch der bekannte Romanschreiber Dickens in seinen American Notes geliefert. Im südlichen Europa hat man, so viel mir bekannt, das strengere System bis jetzt nicht anzuwenden gewagt, wol aber das modifizirte. Im nördlichen Europa hat man auch mit dem strengern System Versuche gemacht, z. B. in dem Penitentiary von Milbank, an der Themse in oder bei London gelegen, dessen riesiges Achteck man von der Vauxhallbrücke oder vom Flusse aus erblickt, und in dem Pentonvillegefängniß ebendaselbst. Aber man ist hier mit sehr weisen Beschränkungen in Betreff des Alters und der Strafzeit verfahren, und die Rücksicht auf die Strafcolonien und die dortigen Verhältnisse der Deportirten nach Maßgabe ihres Betragens im Pönitentiarhause geben der Sache einen einigermaßen veränderten Charakter. In Frankreich hat eben jetzt der Minister des Innern den Kammern einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher bezweckt, die Bagnos in ihrer gegenwärtigen Gestalt ganz abzuschaffen und an ihrer Statt Arbeitshäuser nach dem Pönitentiarsystem mit vollständiger Isolirung bei Tag und Nacht einzurichten, und erst nach dem 12. Jahre der Abschließung, oder nach zurückgelegtem 70. Lebensjahr gemeinschaftliches Arbeiten eintreten zu lassen. Indeß dürfte, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und den bedrohlichen Folgen, die Sache auf vielen Widerspruch stoßen, abgesehen davon, daß in solchen Fällen der Nutzen der Anwendung des Pönitentiarsystems überhaupt sehr

problematisch zu sein scheint. Bei der im Herbste 1841 zu Florenz stattgefundenen Gelehrten-Versammlung kam die Sache zur Sprache. Stellte sich auch kein definitives Endurtheil fest, so sprach sich doch die vorwaltende Ansicht dahin aus, daß die vollständige Absperrung in einem südlichen Klima und bei einer so lebendigen und erregbaren Nazion wie die italienische nicht anwendbar sei. Denn die Nachtheile dieses Systems, Abstumpfung der intellectuellen Kräfte, Trübsinn, Lethargie, ja ausgebildeter Wahnsinn, abgesehen von den körperlichen Uebeln, die von der fortwährenden Einschließung in beschränkten Zellen unzertrennlich sind, würden unter solchen Umständen viel mehr und drohender noch als anderswo zum Vorschein kommen. Für das gemilderte Pönitentiarsystem aber sind viele Stimmen: in Rom ist es im Knaben-Correctionshaus in Via Giulia mit Erfolg ins Werk gesetzt. Der einzige italienische Staat, so viel mir bekannt geworden, welcher das strengere System der gänzlichen Absperrung bei Tag und Nacht in Ausführung zu bringen denkt, ist Parma. In der Hauptstadt soll eine Casa penitenziaria gebaut werden, deren Inverdinggebung kürzlich angezeigt wurde. Sie soll 52,30 Meter lang, 47,80 breit, 13,95 hoch werden, und aus drei Geschossen in acht Quartieren bestehen, die mittelst vier großer Höfe von einander getrennt und mit geräumigen Corridoren versehen sind. Die Zahl der Zellen soll sich auf 128 belaufen, jede 4,40 Meter lang, 2,79 breit, 4 hoch, mit einem oben hoch angebrachten Fenster und einem Ventilator. Eine 12 Meter hohe Mauer wird das ganze Gebäude umschließen.

Unterwerfen wir nun die römischen Verhältnisse näherer Betrachtung und zwar zuerst das gerichtliche Verfahren. Die Verhaftung erfolgt auf der That (in flagranti) oder in Folge eines Mandats des Instructionsrichters nach erhaltenen hinreichenden Indizien. Der Verhaftete wird nach dem provisorischen oder Uebergangs-Gefängnisse gebracht, welches im Palaste des Polizeidirectors (Pal. Madama) sich befindet, aber zu beschränkt ist, so daß oft die Carceri nuove zu diesem Zwecke gebraucht werden müssen. Nicht später als am dritten Tage wird er vom Richter in Gegenwart eines Notars vernommen: sonst ist Niemand zugegen. Der Gegenstand der Anklage wird ihm vorgehalten, Fragen und Antworten aufgeschrieben. Die Zeugen werden vereidigt und jeder einzeln verhört. Hält der Richter die Indizien nicht für zureichend, um den Prozeß danach einzuleiten, so erstattet er der Rathskammer, welche aus dem Präsidenten des Gerichtshofes, zwei Richtern und dem Fiscaladvocaten besteht, darüber Bericht, und der Beklagte wird entweder gleich in Freiheit gesetzt oder dem Verfahren für den Augenblick Anstand gegeben. Ergibt sich das Gegentheil, so wird der Untersuchungsprozeß beendigt, es werden die Schlüsse gezogen und das Maß der Strafe vorläufig angegeben. Hierauf kommen die Acten an den Fiscalprocurator, welcher sie prüft und die Veröffentlichung verordnet, wenn er sie für vollständig hält. Der Notar macht davon dem Angeklagten Anzeige und vernimmt ihn über die Wahl eines Vertheidigers, wobei ihm freisteht, sich der von der Regierung besoldeten Armen-Advocaten zu bedienen. Der Fiscalprocurator theilt nun dem Vertheidiger das Verzeichniß der zu verhörenden

Zeugen mit, indem er ihm freistellt, Entlastungszeugen zu bezeichnen und auf deren Vernehmung anzutragen. Die Gerichtssitzung wird nun bestimmt: der Angeklagte kann ihr beiwohnen, wenn er will, oder sein Vertheidiger allein, welcher den Vortrag mündlich halten oder schriftlich einreichen kann; der Richter, der Fiscal, der Kanzler und die Zeugen sind zugegen. Nach der Discussion stellt der Fiscal die Ergebnisse übersichtlich zusammen, worauf der Angeklagte oder dessen Vertheidiger antwortet und folglich das letzte Wort hat. Der Angeklagte, wenn er zugegen, wird dann abgeführt, die Richter ziehen sich in das Berathungszimmer zurück und fassen die Sentenz schriftlich ab, die sodann durch den Kanzler dem Vertheidiger vorgelesen wird. Hierauf wird der Verhaftete entweder in Freiheit gesetzt, oder nach dem sogenannten Präventionsgefängniß gebracht, nach den Carceri nuove nämlich oder dem Capitolinischen, oder in bestimmten Fällen nach der Engelsburg. Währt die Untersuchung über drei Monate, so werden sie von der zuerkannten Strafe abgezogen.

Nur in der Kürze kann ich die Criminalgerichtshöfe aufzählen. Die Vergehen oder Verbrechen werden in kleinere und größere getheilt: in die erste Classe gehören solche, wo auf Geldstrafen oder nicht über ein Jahr Gefängniß erkannt wird, in die zweite alle übrigen. In jenen urtheilen einzelne Justizbeamte, je nach Ort und Rang Governatoren, Assessoren, Criminalrichter genannt. Die größeren Verbrechen aber gehören zur Competenz der Collegialtribunale, die sich in den Hauptorten der Provinzen finden, in Rom die Gerichtshöfe des Governo (Polizei), der apostolischen Kammer und des Senators. Sie

bestehen je aus vier Richtern: in geringfügigen Sachen entscheidet ein Richter, Luogotenente geheißen. Die Gerichtsbarkeit derselben ist cumulativ. In zweiter Instanz und ohne fernern Appell entscheiden diese Gerichtshöfe in allen von den Governatoren u. s. w. abgeurtheilten Sachen, in erster Instanz in allen wichtigeren Prozessen. In letzteren sind die zweite Instanz die Appellhöfe zu Bologna und Macerata und ein Turnus der Sacra Consulta in Rom. Auch die höhern Competenzfragen wie die Annullirungs- und Restitutionsgesuche kommen zur Entscheidung dieser letzteren. Die Consulta besteht aus zwei Sectionen, jede aus sechs Prälaten zusammengesetzt, und hat neben ihrem gewöhnlichen Geschäftskreise auch in Fällen von Majestätsverbrechen, Empörung und Attentaten gegen die öffentliche Sicherheit zu entscheiden. Den bischöflichen Gerichten in den Provinzen wie dem des Cardinalvicars in Rom steht gleichfalls Criminaljurisdiction zu.

Nach der von dem regierenden Papste im Jahr 1832 erlassenen Gerichtsordnung wird auf folgende Strafen erkannt: Todesstrafe, gewöhnlich mittelst der Guillotine, die man statt des Beils und des Galgens in Anwendung gebracht hat, in einzelnen erschwerten Fällen durch Erschießung von hinten, was indeß neuerdings abgeschafft worden und an dessen Statt einstündige Ausstellung des Kopfes getreten ist; lebenslängliche Galeere mit bürgerlichem Tod; zeitweilige Galeere von fünf zu zwanzig Jahren; öffentliche Arbeiten von einem zu fünf Jahren; Exil, wozu nur ansäßige oder andere Ausländer verurtheilt werden; Gefängniß von einem Monat zu drei Jahren; Geldstrafen und Unfähigkeit, bürgerliche Rechte auszuüben.

Abgeschafft sind Brandmal, Hiebe, Gütereinziehung; Schadenersatz findet statt in den dazu sich qualifizirenden Fällen.

Es gibt in Rom folgende Gefängnisse neben dem schon genannten vorläufigen im Pal. Madama. Erstens, Präventionsgefängnisse, von welchen bereits die Rede war, die Carceri nuove für beide Geschlechter, das Capitolinische Gefängniß, gleichfalls für Männer und Frauen, welches zu gleicher Zeit der Schuldthurm ist, die Engelsburg für politische Gefangene, für Militärpersonen und Geistliche. Zweitens, Correctionshäuser, für Knaben in der Via Giulia, für Frauen in dem Kloster der Scalette an der Lungara. Drittens, das Detentionshaus ohne infamirende Strafe bei den Diocletianischen Thermen. Viertens, die Bagnos bei denselben Thermen, in der Engelsburg und bei der Paulskirche, und das Frauengefängniß von S. Michele. Die wichtigsten derselben will ich einzeln aufführen.

Stifter und Stiftungsjahr der Carceri nuove gibt die Inschrift über dem Eingange an: IUSTITIAE ET CLEMENTIAE SECURIORI ET MITIORI REORUM CUSTODIAE NOVUM CARCEREM INNOCENTIUS X. P. M. POSUIT ANNO DOMINI MDCLV. Sie liegen in der Via Giulia, der großen und breiten Straße, welche unter Papst Julius II. einen Ansatz nahm, die vornehmste und schönste in Rom zu werden, die aber gar bald einen entschiedenen Glückswechsel erfuhr. Das damals niedergerissene Gefängniß von Corte Savella war nicht weit von dort (bei Sta. Maria in Monserrato) gelegen. Das Gebäude, dessen Architekt unbekannt geblieben, ist unregelmäßig und hat im Aeußern nichts Bemerkenswerthes. Das Innere ist in zwei Hauptabtheilungen geschieden: die größere für Männer, die kleinere

für Frauen. Die Einrichtung ist nicht gerade zu loben: sie ist complizirt und gewährt keine leichte Uebersicht. Außer dem Erdgeschosse hat das Gebäude vier Stockwerke. Im Erdgeschosse finden sich die Locale für die Kanzlei und die Wächter, die Zimmer, in welchen die Verhafteten vernommen werden, die Küche, die Vorrathskammer und Speisewirthschaft, zwei große Gefängnisse (Larghe) für die schwererer Verbrechen Angeklagten, zwei Strafkammern, ein abgesondertes Gefängniß für die in Anklagezustand befindlichen Knaben, eine Kapelle und ein Hof mit Bäumen. Im ersten Geschoß sind zwei Larghe für die geringerer Vergehen Beschuldigten, einige Gemächer für Personen bessern Standes, die man indeß gewöhnlich nach der Engelsburg bringt, die Gemächer für die Juden, welche von den Christen gesondert gehalten werden, Locale für die Aufbewahrung von verschiedenen, den Gefangenen gehörenden Gegenständen und das Archiv, endlich eine Kapelle. Das zweite Stockwerk enthält die Wohnungen für das Dienstpersonal, den Saal für die Visita graziosa, in welchem das Bildniß Scanarolo's aufgehängt ist, die Wohnung des Kapellans und die Kapelle, in welche die zum Tode Verurtheilten geführt werden, sobald die Sentenz ihnen verkündigt worden ist. Im dritten und vierten Geschoß sind siebzehn abgesonderte Kerker (Segrete) meist für solche, die schwerer Verbrechen angeklagt sind. Die Zahl der in ihnen Befindlichen wechselt nach der Größe: die geräumigsten haben ungefähr 24 Fuß Länge und 16 Fuß Breite und enthalten 10 Individuen. Die Eingangsthüren sind sehr niedrig, so daß man sich bücken muß; das Licht fällt durch ein mit doppeltem Gitter versehenes hohes Fenster

ein. Für die mit ansteckenden Hautkrankheiten Behafteten sind abgesonderte Zimmer da. Ueberdies gibt es zwei Krankensäle, einen für die in den Larghe, einen andern für die in den Segrete Eingeschlossenen. In jedem ist ein Altar aufgestellt. Eine Loggia dient den Genesenden zum Spazierengehn. Soweit das Männergefängniß, welches 600 Individuen fassen kann. Ungleich kleiner ist das daran stoßende für die Frauen, welches nur für 80 Raum hat. Es besteht aus drei größeren und drei kleineren Zimmern, dem Krankensaal, der Kapelle und der Wohnung der Vorsteherin.

Man trete in einen der größern Kerker des Erdgeschosses ein. Es ist ein langes, corridorartiges Gemach, der Boden gepflastert, die Wände nackt, oben hoch an der Wand einige Gitterfenster, eine Gitterthüre. An beiden langen Seiten auf Bretterunterlage ein Strohsack neben dem andern, darauf wollene Decken und vielleicht irgend ein Kleidungsstück. So wie man hineintritt, stellen sich die Gefangenen der Reihe nach vor ihren Betten auf, die meisten in der Kerkertracht von gestreiftem Wollenzeuge. Daß man an vielen vorübergeht, in deren Fysiognomie Rohheit, Grimm, Verstocktheit, Niedergeschlagenheit, Elend sich malen, wird man mir leicht glauben. Das Aussehen der Mehrzahl ist nicht ermuthigend. Für die Reinlichkeit der Leute wie des Locals ist sehr mäßig nur gesorgt: wer das zerzauste Haar und die langen Bärte der untern Volksclassen in Italien und ihre geringe Reinlichkeit, wenn sie in freiem Zustande sind, beobachtet hat, wird sich von ihrem Aussehen im Kerker einen Begriff machen können. Die Luft ist dumpf und beengt, ungeachtet des nicht beschränkten Raumes. Es

war im Januar, als ich die Carceri nuove besuchte: wie muß der Zustand derselben im Juli und August sein! In Rom sind Erdgeschosse nie gesund — um wie viel weniger also unter solchen Umständen.

Die Segrete bieten keinen bessern Anblick dar. Die Luft ist in ihnen vielleicht noch drückender, weil sie eingeschlossener ist. Zum Theil sind sie sehr niedrig, was in diesem Klima ein doppelter Uebelstand. Der Zustand der Gefangenen ist derselbe. Ueberfüllt waren, wenigstens zur Zeit, wo ich sie sah, diese Kerker nicht. Eine seltsame Sitte ist es, sie mit Heiligennamen zu bezeichnen: einfache Nummern wären, dünkt mich, angemessener.

Ob für Reinlichkeit hinlänglich gesorgt wird, mögen folgende Angaben beurtheilen lassen: Einmal im Jahre wird das ganze Gefängniß neu übertüncht; an Wasser fehlt's nicht, denn die Aquäducte von Trevi und die Paola nebst einer Cisterne versehen das Gebäude, in dessen Construction aber, was manche Einrichtungen betrifft, Uebelstände liegen, die auch durch die größte Reinlichkeit nicht beseitigt werden könnten. Alle vierzehn Tage werden die Gefangenen rasirt und es wird jene Operation an ihnen vorgenommen, bei deren Ausführung man nicht selten in den Straßen Roms Großmutter, Mutter und Kinder sogenannte pittoreske Gruppen bilden sieht. Die Wäsche wird im Winter zweimal im Monate gewechselt, im Sommer einmal wöchentlich. Von zwei zu zwei Monaten wechselt man den Strohsack; neu eintretende Gefangene erhalten neue Lager.

Man sollte nun denken, der Gesundheitszustand müßte kein besonders befriedigender sein. Aber es ist eine seltsame Erscheinung, daß manche Leute auch im Dreck pro-

speriren. Viele der Bewohner sind freilich, nimmt man die Bewegung aus, im freien Zustande weder an größere Reinlichkeit noch an bessere Kost gewohnt gewesen, und es fragt sich, ob Stadt- und Dorfbarbiere alle vierzehn Tage ihr Geschäft an ihnen ausübten. Die Zahl der Kranken ist im Durchschnitt nicht groß und man erinnert sich nicht epidemischer Uebel. Der Typhus des Jahres 1817, der ganz Italien verheerte, und die Cholera im Sommer 1837 suchten freilich auch die Carceri nuove heim, indeß waren bei letzterer die Todesfälle minder häufig, als man zu befürchten Grund hatte. Von 501 Gefangenen wurden 84 von der Krankheit ergriffen, von welchen 36 starben.

Das Frauengefängniß ist, wie gesagt, viel weniger geräumig als das für die Männer. Es ist winkelig und sehr ungeschickt gebaut, wie denn überhaupt das ganze Etablissement ein wahres Labyrinth von großen und kleinen Treppen und Gängen darbietet. Sonst ist das Aussehen desselben und der Bewohnerinnen einigermaßen besser als in dem eben beschriebenen Theile.

Ueber die Tageseintheilung und Lebensweise mögen folgende Notizen Auskunft geben. Bei Tagesanbruch wird mit der Glocke das Zeichen gegeben, wie denn überhaupt zu Allem geläutet wird. Die Gefangenen, welche angekleidet schlafen, stehen auf; die Kerker werden geöffnet und ausgekehrt, die Schlafstätten in Ordnung gebracht. Der Sanitätsbesuch erfolgt, bestehend aus dem Arzte, dem Wundarzt, Apotheker und Krankenwärter; erst werden die Larghe und Segrete besichtigt, dann die Krankenzimmer. Für die in den Larghe Eingeschlossenen wird sodann die Messe gelesen: die Andern, welchen jeder Ver-

kehr untersagt ist, hören nur zweimal im Jahre Messe, um Ostern nämlich und Weihnachten, wozu im Corridor, der die Kerker trennt, ein Altar errichtet wird. Es ist dies eine Beschränkung, die in Rom einigermaßen in Verwunderung setzen dürfte, besonders wenn man annimmt, daß Gefangene hier nicht selten längere Zeit sitzen. Das Essen wird hierauf vertheilt. Es ist sehr verschieden nach dem Verhältnisse der Gefangenen. Die in leichterem Gewahrsam Befindlichen erhalten einmal täglich 18 Unzen Brod, eine halbe Fogliette Wein und eine Suppe, die je nach den Tagen mit Schmalz oder mit Oel zubereitet ist. Die Frauen erhalten zwei Unzen Brod weniger. In der Speisekammer im Erdgeschosse können sie aber andere Nahrungsmittel zum Marktpreise kaufen, oder durch einen Commissionär, welchen die Verwaltung zu diesem Zwecke hält, in der Stadt kaufen lassen. Wein ist bis zu einer Fogliette des Tages erlaubt; geistige Getränke sind durch das Reglement verboten, werden aber dennoch eingeschwärzt. Die Mäßigkeit des Italieners bewahrt ihn aber selbst unter solchen Umständen in der Regel vor argem Misbrauch. Die in engem Gewahrsam Befindlichen erhalten ihre Hauptmahlzeit, welche aus einer Suppe von Hülsenfrüchten oder Gemüse, vier Unzen Fleisch, neun Unzen Brod und einer halben Fogliette besteht, eine halbe Stunde vor Mittag, und zwei Stunden vor Sonnenuntergang das Abendessen, Salat, neun Unzen Brod und wieder dieselbe Quantität Wein. Die Küche wurde unter P. Leo XII. erbaut: sie ist schön, geräumig und reinlich und mit fließendem Wasser in Ueberfluß versehen. Das Brod ist sehr gut: wollte Gott, daß der fleißige Landmann in vielen Ländern

ähnliches hätte! Nach Mittag wird eine allgemeine Nachsuchung in den Kerkern vorgenommen. Um Sonnenuntergang werden Alle, die Erlaubniß hatten, in den Corridors oder sonst wo zu bleiben, wieder eingesperrt, der Rosenkranz wird gebetet und die Gefängnisse werden geschlossen. In jedem größern oder kleinern Raum brennt die Nacht hindurch ein Licht. Um Mitternacht machen sämmtliche Wächter in den Kerkern die Runde.

Schon erwähnte ich einiger religiösen Uebungen. Abgesehn von diesen, übernehmen Hieronymiten (Padri di S. Girolamo) und Jesuiten Beichte und Unterricht. Namentlich wird auf die religiöse Unterweisung der Knaben gesehn, deren Zahl nach offiziellen Angaben in den letzten Jahren leider gestiegen ist. Verschiedene Priester widmen sich der Aufgabe, sie zu besseren Gesinnungen zurückzuführen. Eine andere Priestergesellschaft übernimmt die Tröstung und Unterweisung der zum Tode Verurtheilten, deren Prozeß noch der Revision und endlichen Entscheidung unterliegt.

Der beste Theil des Gefängnisses ist das Krankenzimmer für die in leichterem Gewahrsam Befindlichen. Es ist ein geräumiger, luftiger Saal mit guten Betten, reinlich und anständig gehalten. Einige anstoßende Zimmer dienen zur Wohnung des obern Krankenwärters, zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, Leinwand u. s. w. und zur Küche. Der Arzt kann jegliche Speise verordnen, die ihm angemessen erscheint, ohne sich an den Gefangenhausküchenzettel zu halten. Das Krankenzimmer für die Bewohner der Segrete ist beschränkter: sonst ist es dem andern ähnlich.

Die Behandlung der Gefangnen ist keineswegs hart. Die Bestrafung besteht in Einsperrung in eine sogenannte Disciplinkammer, bei welcher man zwar an jene unterirdischen Thurmgefängnisse, wie wir sie in mittelalterlichen Bauten sehn, nicht denken muß, welche aber doch ein halbdunkler, feuchter, den Athem beengender Aufenthaltsort ist. In erschwerten Fällen der Fußstock und Wasser und Brod. Körperliche Züchtigung kommt nicht vor. Das gute Betragen der Gefangenen wird durch irgend eine Erleichterung belohnt, z. B. durch die Erlaubniß, dem Unternehmer der Beköstigung gegen eine kleine Belohnung zu Diensten zu sein, wie durch die Bestellung zum Aufseher des jedesmaligen Kerkers. Man nennt einen solchen Gefangenen den Capostanza. Keiner arbeitet. Ob dies gut ist, mag dahingestellt bleiben. Man wirft zwar ein, es sei ein Gefängniß für die in Untersuchung Befindlichen, nicht für Verurtheilte; man habe entweder Alle zur Arbeit anhalten müssen, und es scheine ungerecht, Leute dazu zu zwingen, die unschuldig seien; oder die Arbeit sei freiwillig, und dies sei eine Unregelmäßigkeit, die nicht vorkommen dürfe. Ueberdies sei der in Untersuchung Befindliche stets unruhig und ängstlich und zu keiner Handarbeit geneigt; die Zeit verstreiche mit Verhören, Gerichtssitzungen und Unterredungen mit den Sachwaltern. Aber bei der Langsamkeit des hiesigen Verfahrens können Jahre vergehn (vor einiger Zeit wurde eine Frau hingerichtet, die über sechs Jahre gesessen) und diese Unthätigkeit, die eine gezwungene ist, muß zur gräßlichsten Qual werden, nachdem die erste Aufregung vorüber ist. Freilich ist Lesen und Schreiben gestattet: die Gefangenen dürfen sich Bücher anschaffen, die aber natürlich

strenger Besichtigung unterworfen werden. Denn man hat nur zu oft die Erfahrung gemacht, daß unzüchtige Bücher und Bilder ihren Weg in die Gefängnisse finden. Diejenigen, welche zu sehr an Verwahrlosung der niedern Volksclassen glauben, werden darüber erstaunen, daß ungefähr die Hälfte der Verhafteten lesen und schreiben kann.

So sind die Carceri nuove beschaffen, das größte der römischen Gefängnisse für die im Untersuchungsarrest Befindlichen. Das Capitolinische Gefängniß ist viel weniger gut. Leo XII. ließ einige Kerker in demselben schließen und wollte, daß es völlig geräumt werden sollte. Unter dem regierenden Papste ist es sodann einigermaßen verbessert worden. In diesen beiden Gefängnissen ist die Beköstigung der Verhafteten, Kleidung, Nachtlager, Beleuchtung u. s. w. eingeschlossen, einem Unternehmer in Pacht gegeben, der im Durchschnitt 9½ Baj. (gegen 4 Neugr.) täglich für den Kopf erhält. Natürlich findet eine Controle statt. Für die Schuldgefangenen, welche nicht über ein Jahr eingesperrt bleiben dürfen, muß der, welcher ihre Verhaftung bewirkt hat, täglich 15 Baj. (etwas über 6 Neugr.) zahlen.

Besuchen wir nun die Strafgefängnisse für beide Geschlechter.

Die Bagnos sind, wie gesagt, in der Engelsburg und in einem Theile des großen Gebäudes, welches Clemens XI. zum Behuf eines Kornmagazins in den Diocletianischen Thermen errichten ließ, als das alte Verproviantirungssystem der Annona noch bestand. Ein provisorisches Bagno befindet sich bei der Paulskirche. In der Engelsburg ist ein Theil des Erdgeschosses den Galeotten

eingeräumt. Um den runden Thurm nämlich, welcher den mittlern und Haupttheil des Forts und das alte Grabmal bildet, läuft ein unbedeckter Gang, welcher von niedern Gebäuden eingeschlossen wird. In diesen Gebäuden, welche in neun Häuser abgetheilt sind, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, wohnen die Sträflinge. Ihnen gegenüber erheben sich die riesigen Travertinmauern des Hadrianischen Mausoleums, nackt und geschwärzt durch Zeit und Menschenhand. Die äußere Umschließung bilden die späteren Festungswerke. Man muß gerade aufwärts schauen, um den Himmel zu sehn, denn nach allen Seiten ist die Aussicht vermauert. Es ist ein feuchter, dumpfer, höchst ungesunder Ort, wo man nicht umhin kann, an Fieber und Tod zu denken; die Wohnungen sind höchst elend, ohne Luft und Licht. Etwa 200 Sträflinge finden hier Raum: die Mehrzahl bringt nur die Nacht hier zu, indem sehr viele zu den öffentlichen Arbeiten verwandt werden. Der kleinere Theil besteht aus Handwerkern, die in einem abgesonderten Raum ihre Werkstätten haben: Tischler, Schuster u. A. finden sich unter ihnen, selbst Mosaicisten. Da diese an den Zwangsarbeiten nicht theilnehmen, so zahlen sie täglich einen halben Paul (2 Neugr. 2 Pf.) Entschädigung. Zu den Arbeiten aber werden nur solche zugelassen, deren Strafzeit unter zehn Jahren ist: die, welche schwerere Verbrechen begangen, bleiben in strengem Verwahrsam im Bagno. Was sie bei den öffentlichen oder Privat-Arbeiten erwerben, wird in der Sparkasse angelegt und ihnen beim Ende der Strafzeit eingehändigt. Ihre Nahrung besteht in einer Suppe, 18 Unzen Brod und einer halben Fogliette Wein. An-

dere Speisen können sie, wie in den Carceri nuove, in einer dazu eingerichteten Wirthschaft erhalten. Erlaubt ist der Verkauf von Brod, Käse, Schweinefleisch, gesalzenen Fischen, Gemüse, Salat, Obst, Essig, Oel und Taback, Wein bis zu einer Fogliette. Daß von Fleischsorten nur Schweinefleisch gestattet ist, dürfte auffallen: dennoch ist der Gesundheitszustand im Allgemeinen befriedigend. Die Lagerstätte besteht aus Brettern oder blos einer Erhöhung des Bodens von Ziegeln. Im Winter wird eine wollene Decke gereicht. Doch leiden viele der Gefangenen sehr von der Kälte, solche namentlich, die nicht zu den Arbeiten gelassen werden. Die Kosten des Unterhalts sind wie in den obengenannten Gefängnissen. Das Bagno bei den Thermen besteht aus zwei unermeßlichen Sälen, vormaligen Getreidespeichern, welche gegen 500 Sträflinge enthalten. Es ist ein ungesunder Ort, namentlich das Erdgeschoß, aber doch luftiger und trockner als die Löcher in der Engelsburg. Die Behandlung der Gefangenen ist dieselbe. Ebenso im Bagno bei S. Paul, wo in einem großen und einem kleinen Raum im Erdgeschosse des Benedictinerklosters 160 Sträflinge leben, welche zu den Arbeiten des Neubaus der Kirche verwandt werden. Da sieht man sie nun bei mannigfaltigen Beschäftigungen, als Kärrner, Maurer, Zimmerleute und sonst gebraucht. Um Mittag haben sie Rastzeit und erhalten ihre Nahrung. In dem Straflocal war keine Ventilation und, obschon es keineswegs ein warmer Tag, die drückendste, beengendste Luft.

Wenn man in der Stadt umhergeht und der nächsten Umgebung, so sieht man nicht selten Haufen von Galeotten, von Aufsehern (Guardaciurme) und Soldaten

bewacht, bei der Arbeit. Früher war die Bewachung sehr nachlässig: bei Haufen von sechzig bis hundert Sträflingen wurden ein Paar Infanteristen für hinreichend erachtet. Seit aber im Cholera-Sommer 1837 ein Aufstand im Bagno bei S. Paul ausbrach und Mehre entkamen, ist man aufmerksamer geworden, und Infanterie wie Cavalleristen eröffnen und schließen den Zug. Wie es mit der Deferenz und Subordination in Italien überhaupt auf schwachen Füßen steht, so sieht man häufig Soldaten und Galeotten in traulicher Unterredung. Es trifft sich freilich nicht selten, daß es alte Bekannte sind. Denn nach den hier geltenden Gesetzen werden die Vergehen der Militärpersonen mit der Galeere bestraft, und so kommen manche wegen Insubordination, Streit, Desertion u. s. w. in das römische Bagno. Da dies auch bei den Schweizertruppen, die in Bologna und der Romagna stationirt sind, der Fall ist, so finden sich immer Ausländer unter den Galeotten. Sind es nicht gar zu schwere Verschuldungen, so gelingt es wol den diplomatischen Agenten, welche von ihnen mit Bittschriften bestürmt zu werden pflegen, sie vor Ablauf der Strafzeit loszubitten. Die Kleidung besteht in Wams und Beinkleidern von starkem gestreiften Wollentuche, braun und grau, und einer Mütze. An den Knöcheln der Beine sind sie durch eine Kette geschlossen, die durchschnittlich 4½ Pfund schwer ist. Ist ihre Strafzeit bis auf sechzehn Monate verstrichen, so tragen sie die Kette nur an einem Bein; ganz abgenommen wird sie drei Monate vor der Freiwerdung. Die auf Lebenszeit Verurtheilten und Eingeschlossenen sind durch eine zweite Kette an der Wand befestigt, so daß sie nicht über drei bis vier Schritte gehn können.

Die Strafen bei Widersetzlichkeit oder sonstigen Anlässen bestehen in Nichtzulassung zur Arbeit, Einsperrung in eine Disciplinkammer, Wasser und Brod. Hier schreitet man auch zu Stockprügeln. Bei schwerern Vergehen entscheidet der Capitolinische Gerichtshof. Die geistlichen Uebungen, von denen bei der Schilderung der Carceri nuove die Rede war, werden auch in den Bagni gehalten. Zum Krankenzimmer ist ein abgesonderter Theil des Spitals von Sto. Spirito bestimmt.

Da ich oben der Engelsburg erwähnte, so kann ich nicht unterlassen, ihrer sonstigen Bestimmung als Gefängniß zu gedenken. Das Mausoleum Hadrians ist der Ort, wohin seit Jahrhunderten alle angesehenen Leute gebracht werden, denen man eine unfreiwillige Abschließung aufzulegen für gut findet. Wie Viele haben hier gewohnt, von denen die Geschichte redet, mit Benvenuto Cellini zu beginnen, welcher eine so lebendige und anschauliche Schilderung seiner Gefangenschaft hinterließ; der Betrüger und Sectirer Giuſ. Franc. Borri aus Mailand, der ganz Europa durchzog, bald als gottbegeisterter Apostel, bald als Alchimist, in welcher Eigenschaft er Christinen von Schweden zu Hamburg um vieles Geld brachte, bis es dem Sant' Uffizio gelang, ihn in Ungarn aufzugreifen und nach der Engelsburg zu schaffen, wo er (1695) starb; sein noch geschickterer Nachfolger Balsamo, nach welchem jetzt noch einer der Kerker La Cagliostra heißt. Ein Gefangener andrer Art starb hier im Jahre 1775: der letzte General des Jesuitenordens, Lorenzo Ricci, ein mehr denn siebzigjähriger Greis, welcher mit mehren Ordensgliedern nach der Erlassung des Breves Clemens' XIV., welches die Gesellschaft Jesu aufhob, verhaftet worden war und

im Gefängniß die Erklärung aufsetzte, in welcher er betheuerte, daß der Orden zu seiner Unterdrückung keine Veranlassung gegeben, daß er persönlich die Gefangenschaft und die Härte, womit man ihn behandelt, nicht verdient zu haben glaube und den Urhebern der Verfolgung aufrichtig vergebe. Manche Cardinäle saßen im Castell, das sie todt erst wieder verließen. Der berühmte Vitelleschi, auf Eugens IV. Befehl auf der Engelsbrücke verhaftet, starb in der Burg an seinen Wunden*). Der wüste Alfonso Petrucci von Siena wurde wegen der Verschwörung, die er gegen Leo X. eingeleitet, dahin gebracht und im Geheimen enthauptet, während die der Mitwissenschaft angeklagten Cardinäle Riario und Saoli mit Gefängniß und Geldbußen davonkamen. Julius' III. halbverrückter Neffe, Innocenzo del Monte, welchen man den Cardinal Pavian nannte, weil er eine solche Bestie zu füttern pflegte, die dem Papst gehörte, saß lüderlicher Streiche wegen mehrmals im Castell. Ein Cardinal ähnlichen Schlages wie Petrucci, Carlo Caraffa, erlitt am nämlichen Ort die Todesstrafe unter dem Pontificat Pius' IV.**). Als in unsern Tagen der Cardinal Maury,

---

*) Röm. Br. II. 366 ff.

**) Der Prozeß der Caraffa kann als ein Muster von Unregelmäßigkeit in richterlichem Verfahren, wie es in Zeiten der Willkür nur zu oft vorkam, bezeichnet werden. Wie Carlo Caraffa gewirthschaftet, weiß Jeder, der die Geschichte seines Oheims Paul IV. gelesen. In der Wildheit des Waffenhandwerks aufgewachsen, nachdem er bei dem unruhigen Cardinal Pompeo Colonna und bei Pier Luigi Farnese gewesen, der im Schlamm aller Laster wühlte, mußte Carlo Caraffa auf Carls V. Befehl den Dienst verlassen, wurde Malteserritter und in seinem 38. Jahre

welcher in der Zeit des Glücks und der Gunst leider den Ruhm verdunkelte, welchen er in den Momenten der Verwirrung und Gefahr errungen, wegen seines Benehmens

---

Cardinal, Legat von Bologna und ausgestattet mit einer Macht, die er auf die unerhörteste Weise misbrauchte. Als Paul IV. endlich die Augen aufgingen, setzte er den saubern Neffen ab, verwies ihn aus Rom, nahm dem Herzog von Paliano, Giovanni Caraffa, wie seinem andern Verwandten, Antonio, Marchese di Montebello, ihre Aemter und verbannte sie gleichfalls in die Provinz. Dies geschah 1559, wenige Monde vor seinem Tode. Kaum war Pius IV. ihm nachgefolgt, so wurde den Caraffas der Prozeß gemacht. Eine Deputation von acht Cardinälen mit dem Governatore von Rom sollte die Sache untersuchen. Der Prozeß dauerte bis zum 3. März 1561. Gegen neun Stunden währte der Vortrag im geheimen Consistorium. Der Cardinal Caraffa wurde des Majestätsverbrechens und vieler Unthaten in öffentlichen wie in Privatverhältnissen schuldig erkannt und in der folgenden Nacht in der Engelsburg mit dem Strange hingerichtet. Zu gleicher Zeit wurden der Herzog von Paliano, sein Schwager Graf von Alife und sein Vetter Lionardo di Cardine, des Mordes der Gemalin des Erstern, Brianza d'Ascalona, überwiesen, in Tordinona enthauptet und ihre Köpfe auf dem Platze vor der Engelsbrücke ausgestellt. Der einzige Cardinal Alfonso Caraffa wurde für unschuldig erklärt, kam aber doch nicht ohne Geldstrafe davon.

Solcher Art war das grauenvolle Strafgericht über die Caraffa, ein verdientes Loos, zu welchem aber freilich Haß und Parteigeist beigetragen haben mögen.

Nun kommt aber das Seltsamste der ganzen Geschichte. Im J. 1567 verordnete Pius V., welcher Paul IV. viel zu verdanken hatte, eine Revision des Prozesses. Wie es heißt, wurde er durch die Vorstellungen des Bruders und Sohnes des hingerichteten Herzogs von Paliano dazu vermocht. Das Ende war, daß der Cardinal und sein Bruder für unschuldig erklärt, den übriggebliebenen Gliedern der Familie Ehren und Güter zurückgegeben wurden,

gegen Pius VII. in die Engelsburg gebracht ward, soll er, als er in das ihm angewiesene Gemach trat, die Aeußerung gemacht haben: nie sei eine Person seines Ranges auf solche Weise behandelt worden. Eminenz, erwiderte der ihn begleitende Offizier, in dem Zimmer, in welchem wir uns befinden, wurde der Cardinal Caraffa erdrosselt. Es heißt, Maury habe kein Wort mehr gesagt.

Im vorigen Jahrhunderte wurde ein Cardinal zu zehnjährigem Gefängniß in der Engelsburg verurtheilt. Es war jener berüchtigte Niccolò Coscia, von Papst Johann XXIII. her ominösen Namens, der, ein Sohn eines Barbiers im Beneventanischen, durch die Gunst des Erzbischofs von Benevent, Cardinal Orsini, zu geistlichen Würden gelangt, die ausgedehnteste Macht erlangte, nachdem sein gutmüthiger und schwacher Gönner Papst geworden war. Die schamlosen Misbräuche des Coscia, Erpressungen, Falsa, Betrug und Dieberei, gingen so weit, daß er bei Benedicts XIII. Tode gerathen fand, dem Haß des ganzen Volks und der Ahndung des h. Collegiums durch die Flucht sich zu entziehen, bis die Androhung der schärfsten Censuren und des Verlustes des Purpurs von Seiten Clemens' XII. ihn zurückbrachte, worauf ihm der Prozeß gemacht ward, in Folge dessen er zur Einsper-

---

und der Governatore von Rom, Alessandro Pallantieri, welcher bei jenem Prozesse Fiscaladvocat gewesen war und dem man Schuld gab, aus Haß gegen den Cardinal den Papst und die Richter getäuscht zu haben, enthauptet ward. Einem andern Caraffa, Antonio, welcher bei jenen Vorgängen sein Canonicat von S. Peter eingebüßt hatte, ertheilte bald darauf Papst Pius den Purpur.

rung, zum Verlust seiner cardinalizischen Vorrechte wie seiner Benefizien, zur Rückerstattung entwendeter Summen und bedeutenden Geldstrafen verurtheilt wurde. Unter Benedict XIV. erlangte dieser saubere Geistliche die Freiheit wieder und starb, reich und so gehaßt wie verachtet, in vorgerücktem Alter zu Neapel.

Es waren aber nicht lauter Cardinäle, wie die Delmontes, Petruccis, Caraffas und Coscias, welche im Castell gefangen saßen. Einen der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Theologen und Staatsmänner des 16. Jahrhunderts traf dies Schicksal, Giovanni Morone, vormals Bischof von Modena, welcher als Nunzius in Teutschland für die Interessen des Concils, das damals allgemein verlangt und durch die Fortschritte des Protestantismus doppelt nöthig gemacht war, die rühmlichste Thätigkeit entwickelte. In den Irrungen, welche durch die drohenden Anzeichen von Neuerungssucht in Italien selbst und durch das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform, wenn auch nicht im Sinne, wie sie als Abfall von der alten Kirchenordnung und Gemeinschaft in Teutschland und England auftrat, veranlaßt wurden, hatte Morone eine um so wichtigere Stellung, da er die auswärtigen religiösen Verhältnisse und Anforderungen aus eigner Anschauung kannte, aber auch eine um so gefährlichere. Es war die Zeit, wo die von Paul III. zusammenberufene Congregation, zu welcher die Cardinäle Contarini, Caraffa, Sadoleto, Aleandro und Poole, der Erzbischof Fregoso von Salern, der Bischof Giberti von Verona u. A., Alles einflußreiche und gelehrte Leute, gehörten, das berühmte Reformgutachten erließ, welches so viel Aufsehen, so viel Aerger und Discussion veranlaßt

hat. Morone gehörte der Richtung an, zu welcher die Meisten der Genannten sich bekannten. Es war eine schlimme Zeit für die katholischen Theologen, denn, abgesehen von vielen Disciplinarfragen, erregten mehre Punkte der Lehre, welche durch das tridentiner Concil nachmals ihre katholische Feststellung erhielten, Zweifel und Misverhältnisse. Dies kam dann recht an den Tag, als die Partei, welche man wol die strengere genannt hat und an deren Spitze der Card. Caraffa stand, bei Paul III. überwog und eine scharfe Inquisition in Italien eingeführt ward. Da geschah es, daß Manche flohen und in der Schweiz, in Teutschland u. s. w. offen zum Protestantismus übergingen. Unter ihnen waren Männer, die in hohen Stellungen sich befanden, die eine Zeitlang des engsten Vertrauens der Päpste sich erfreut und auf die Leitung der Angelegenheiten großen Einfluß gehabt hatten, so Pier Paolo Vergerio, Bischof von Capo d'Istria, Nunzius in Teutschland für Clemens VII. und Paul III., verdächtig schon durch sein Verhalten bei den teutschen Religionsgesprächen, nach Rom beschieden und nicht erschienen, nach vielem Umherirren endlich in Graubündten als offenbarer Anhänger lutherischer Grundsätze, und in Tübingen als leidenschaftlicher Gegner des Papstthums und des Concils. Als Fra Bernardino von Siena (Occhino) floh, der General der Kapuziner, einer der talentvollsten und populärsten Prediger Italiens, war man nahe daran, den ganzen Kapuzinerorden aufzuheben, der freilich mehr denn einmal schon zu Unzufriedenheit Veranlassung gegeben hatte. Die meisten Cardinäle waren mit Paul III. darin einverstanden: Sanseverino und Pio da Carpi retteten den Orden.

Contarini, welchen man als eigentliches Haupt der Richtung bezeichnet, die von den Verfassern des Reformgutachtens eingeschlagen wurde, starb im Augenblick, wo der Sturm losbrach (1542). Poole und Morone, schon dem Cardinal Caraffa verdächtig, entgingen seinen Maßregeln nicht, nachdem er Papst geworden. Ersterer wurde von seiner Legation in England suspendirt, Letzterer zu gleicher Zeit in der Engelsburg verhaftet. Die Lehre von dem Verdienst der guten Werke und von der Rechtfertigung, der Hauptstein des Anstoßes, ward auch in diesem Falle unter den Gründen des Verfahrens gegen die Cardinäle genannt. Poole starb 1558, Morone blieb im Gefängniß bis zum J. 1560, wo er bei dem neuen Papste, Pius IV., auf Untersuchung drang. Sie wurde ihm nicht verweigert. Eine Congregation von Cardinälen, unter welchen Ghislieri, nachmals Pius V., sich befand, welchem Niemand Lässigkeit in Glaubenssachen Schuld geben wird, erklärte noch in demselben Jahre das Verfahren gegen Morone für null und ungerecht und ihn für unschuldig, zusamt denen, die mit ihm zur Untersuchung gezogen worden waren, darunter die Bischöfe von Modena und La Cava. Als Legat beim Tridentiner Concil leistete später Morone der katholischen Kirche wichtige Dienste.

Endlich hat selbst ein Papst die Engelsburg als Gefangener bewohnt: Clemens VII., welcher bei der Erstürmung Roms nach dem Castell floh und dort nebst dreizehn Cardinälen von den Spaniern unter Alarcons Befehl bewacht wurde, bis er ungeheure Summen gezahlt und für größere noch Geißel gestellt hatte, worauf man ihn heimlich nach Orvieto ziehen ließ.

Die Gefängnisse befinden sich auf der Höhe des Castells. Es sind zum Theil Larghe, zum Theil Segrete. Von jenen stoßen mehre an einen Corridor, von welchem man eine herrliche Aussicht auf Stadt und Umgebung hat. Die Gemächer sind von verschiedener Größe und haben gewöhnlich zwei, auch wol drei Bewohner. Sie sind durch ihre hohe und luftige Lage gesund, und anständig eingerichtet. Ueberhaupt werden die Verhafteten hier gut gehalten. In einigen der Zimmer sah ich verschiedene Mobilien und kleine Bibliotheken. Betten mit Matrazen, Leintüchern, Decke u. s. w. werden gegeben, so wie den Armen eine Unterstützung in Gelde. Bei Tagesanbruch werden die Zimmer geöffnet und um die zweite Stunde der Nacht geschlossen. Bei Tage können die Gefangenen auf dem Corridor umhergehen. Die Segrete habe ich nicht gesehen. Für Geistliche wie für Militärpersonen sind abgesonderte Locale; letztere haben einen Hof zum Spazieren. Die wegen politischer Vergehen Verurtheilten pflegt man nach der Festung von Civita-Castellana zu bringen, doch erlaubt man wol Einzelnen, im Castell zu bleiben. Für verurtheilte Geistliche besteht ein Correctionshaus (Pia Casa di penitenza) zu Corneto seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Hinrichtungen werden in der Engelsburg nur in ganz besondern Fällen vorgenommen *). Früher war der Richtplatz auf jenem Theile des Tarpejischen Felsens, den man Monte Caprino zu nennen pflegt; wahrscheinlich noch tradizionell

---

*) So im Herbste 1843 die des genuesischen Geistlichen Dom. Abo, der wegen Ermordung seines Neffen den Tod erlitt.
(Spätere Anmerkung.)

von der alten Römerzeit her. Im J. 1488 soll Innocenz VIII. ihn nach dem Platz vor der Engelsbrücke verlegt haben, wo mehre große Straßen münden und wo auch jetzt noch bisweilen Hinrichtungen stattzufinden pflegen, wie vor ein paar Jahren, wo großes Gedränge und Unordnung entstand, mehre Leute ohnmächtig und durch die Pferde des Wache haltenden Militärs beschädigt, viel mehre noch bestohlen wurden und namentlich in der Verwirrung Hüte und Mützen verloren, worauf dann die französischen Zeitungen die schreckliche Nachricht brachten, Roms Straßen seien „jonchées de morts" gewesen. Eine Zeitlang verlegte man die Richtstätte nach Piazza del Popolo: jetzt ist sie auf dem Platze vor der Kirche Sta. Maria in Cosmedin, welche das Volk La Bocca della verità zu nennen pflegt.

Das Strafgefängniß für die Frauen liegt in Trastevere, dicht am Ufer des Flusses, neben dem großen apostolischen Hospiz von S. Michele. Die Inschrift an der Façade heißt: Clemens XII. coercendae mulierum licentiae et criminibus vindicandis anno MDCCXXXV. Nur ein Theil aber des Gebäudes war ursprünglich zu diesem Zwecke bestimmt. Denn den ältern, welcher in der Anlage vor dem spätern viel voraus hat, ließ einunddreißig Jahre früher Clemens XI. als Correctionshaus für junge Leute bauen, wie noch aus einer Inschrift hervorgeht *). Unter P. Pius VIII. wurde das Ganze den Frauen bestimmt, da der ehemals ihnen angewiesene Raum

*) Clemens XI. Pont. Max. perditis adolescentibus corrigendis instituendisque ut qui inertes oberant instructi reipublicae serviant an. MDCCIV pont. IV.

zu beengt war. Der Bau Clemens' XI. ist von Carlo Fontana, einem Architekten, der zwar keineswegs immer reinen Geschmack, immer aber großes Talent an den Tag legte. Es ist das am besten und zweckmäßigsten gebaute Gefängniß Roms und hat, wie ich schon oben bemerkte, manche Nachahmungen veranlaßt. Wir sehen einen großen rechtwinkligen Saal vor uns, 130 franz. Fuß lang, 45 Fuß breit, an den langen Seiten mit Galerien versehen, welche zwei Geschosse bilden und zu zwei Reihen Zellen führen, während eine dritte Reihe, mit dem Niveau des Saales gleich, gewissermaßen ein Erdgeschoß bildet. Die Zahl dieser Zellen ist sechzig, jede 8 Fuß lang, 6½ Fuß breit. Vier Wendeltreppen in den Ecken führen zu den oberen Geschossen. Zwei sehr große Fenster, einander gegenüber angebracht, unterbrechen die Zellenreihen und geben dem Saale Luft und Licht; jede Zelle hat gegen die Galerie zu Thüre und Fensterchen, an der Außenseite aber ein anderes kleines Fenster. An einer der schmalen Seiten des Saales ist ein Altar aufgestellt, an der andern findet sich ein großes Bogenfenster. Ein flaches Gewölbe überdeckt das Ganze.

Die architektonische Anordnung dieses Gefängnisses ist vortrefflich und sinnreich, und zeugt von um so größerm Geschick, als Fontana, so viel mir bekannt, beim Entwerfen des Planes kein Muster eines ähnlichen Gebäudes vor sich hatte. Einmal so weit gelangt, konnte es dann der Folgezeit nicht schwer fallen, die hier vorgezeichnete Bahn zu verfolgen und die neuern Zellengefängnisse zu schaffen, deren Kreisform und in einen Punkt zusammenlaufenden Radien die Aufsicht unendlich erleichtern.

Es wäre zu wünschen, man hätte in Rom dies System befolgt. Aber schon der nächstfolgende Versuch eines Gefängnißbaues, der schon erwähnte Frauenkerker, welcher unter Clemens XII. entstand, war eine Verschlechterung. Der Architekt desselben war Ferdinando Fuga, auch ein Mann von Talent, der in Rom und in Neapel viel gebaut hat, Kirchen und Paläste, darunter den großen Palast Corsini und, in letztgenannter Stadt, das riesige Albergo dei poveri, für achttausend Bewohner angelegt, wol das größte Hospiz Europa's. In seinem Bau haben wir auch einen Saal vor uns, 56 Fuß lang, 34 breit, dessen eine Seite durch drei Geschosse von je sieben Zellen, die 11 Fuß lang, 6½ Fuß breit sind, gebildet wird. Der Saal dient jetzt zur Kapelle.

Dies sind die beiden Hauptheile des Gefängnisses, welchen Krankenzimmer mit 37 Betten und verschiedene andere Locale sich anschließen.

Es ist das einzige Frauengefängniß im Kirchenstaat und aus allen Provinzen werden die Verurtheilten hierher gebracht: eine mangelhafte Einrichtung, indem bei der bedeutenden Entfernung der transapenninischen Landschaften ein zweites Gefängniß in Bologna oder irgend einer Stadt der Romagna noth thäte. Denn abgesehen von der Unbequemlichkeit des Transports ist auch das Local zu beschränkt, so daß man je zwei Gefangene in einer Zelle unterbringen muß, wodurch der Vortheil, den man von der Anwendung des beschränkten Pönitenziarsystems, in der Isolirung bei Nacht bestehend, erwarten dürfte, wieder verloren geht. Denn auf 81 nur beläuft sich die Zahl der Zellen, während im Durchschnitt die Zahl der Gefangenen 250 beträgt.

So passend nun auch die Einrichtung ist, die ich oben beschrieb, so macht doch das Ganze einen höchst peinlichen und widerwärtigen Eindruck. Vieles trägt dazu bei. Zuvörderst hat das weibliche Geschlecht im Zustande der moralischen Degradation immer etwas Abstoßenderes als das männliche, wollten und könnten wir auch davon absehen, daß in solchen Fällen das Weib tiefer und unrettbarer sinkt. Kaum in das Erdgeschoß des Gefängnisses eingetreten, fanden wir Unordnung und Durcheinanderlaufen. Die Mittagsmahlzeit wurde vertheilt, und es war ein Drängen mit Näpfen und Tellern, ein heißhungeriges Verzehren des Empfangenen, kurz ein Anblick, der durch das Aussehen der meisten Bewohnerinnen nicht gewann. Ueberdies sollte eine gewisse Zahl, deren Strafzeit abgelaufen war, die Freiheit erhalten: in besserer Tracht warteten diese des Eintreffens des Beamten, der ihnen die Kerkerthür öffnen sollte; Bündel von Kleidungstücken, Wäsche und sonstigen Dingen lagen hier und dort. Die Miene Einiger derselben war von der Art, daß ich der Stadt und dem Hause, welchen das Gefängniß sie zurückzusenden im Begriff stand, nicht dazu Glück wünschen konnte. Folgen Sie mir nun in den zuerst beschriebenen größern Saal. Hier halten die wegen Verbrechen gegen Personen und Sachen Verurtheilten sich auf. Es mochten etwa hundertzwanzig bis -dreißig sein. Die meisten waren bei der Arbeit: in zwei langen Reihen, zwischen denen in der Mitte ein Durchgang frei blieb, spannen sie oder assortirten Wolle. Diese Arbeit geschieht auf Kosten der Verwaltung des anstoßenden Hospiziums und die Gefangenen erhalten die Hälfte der Bezahlung, welche den in diesem Hospiz arbeitenden Frauen zukommt. Im Durch-

schnitt beträgt sie einen halben Paul (etwas über 2 Ngr.) des Tages, und bleibt den Frauen, die ihren Gewinn zum Theil in der Sparkasse anlegen. Die Gesammtsumme, welche im J. 1841 das Hospiz den Verurtheilten zahlte, betrug gegen 2850 Reichsthaler. Die meisten also waren, wie gesagt, bei der Arbeit; Einige saßen zusammengekauert und mit einander schwatzend um ein Kohlenbecken. Wer in Rom umhergeht in den vom ärmern Volke bewohnten Vierteln, wird vielen Elends ansichtig: er verweile bei einer der Klosterthüren, wo Nahrung und Almosen verabreicht werden, am großen Jesuitencollegium z. B., wo, der einen Seite des Palazzo di Venezia gegenüber, an bestimmten Nachmittagen ganze Reihen von Bettlern stehen und sitzen, und er wird Schmuz, Verkommenheit, Armuth in ihrer, ich kann kaum sagen, ob mehr Mitleid oder mehr Ekel erregenden Gestalt kennen lernen. Aber was man in S. Michele vereinigt sieht, geht, den Schmuz ausgenommen, doch noch weiter, denn hier spricht moralische Verworfenheit aus dem Gesichte der Einen, Verstocktheit, Grimm, Frechheit, aus dem der Andern Gram und Verzweiflung, aus Vieler Augen und Zügen Stumpfheit und willenloses Hinbrüten. Alle Alter sind hier zusammen, doch ist die Zahl der Bejahrten beiweitem die vorherrschende, und unter ihnen sind Entsetzen erregende Gestalten. Der jahrelange Aufenthalt in einem Kerker, die Gewißheit (wenn ja eine solche Gewißheit überhaupt besteht), ihn erst todt zu verlassen, bringt im Menschen eine Umwandlung hervor, die in den Zügen auf verschiedene Weise sich äußert, deren Umfang aber von einem Freien nicht ermessen werden mag.

Die Kleidung war buntscheckig: Manche, gewöhnlich

die erst seit kurzem Angelangten, oder die nur zu beschränkter Haft Verurtheilten, trugen ihren gewöhnlichen Anzug, die Mehrzahl die Kerkertracht, aus grauwollenem Rock und Mantel von gleichem Zeug und Farbe bestehend. Je länger sie bleiben, um so weniger scheinen sie auf den Anzug zu achten. Wild hing um Vieler Nacken und Stirnen und über die abgehärmten Wangen das graue Haar. Es waren Einige da, deren Aeußeres anständiger sich zeigte: sie waren vor wenigen Tagen erst eingetreten. Unter ihnen befand sich eine Kindesmörderin, welche zu funfzehnjährigem Kerker verurtheilt war und die ich kurz vorher noch in den Carceri nuove gesehen. Die Meisten geben Auskunft, wenn man sie um ihr Vergehen und die Dauer ihrer Haft fragt. Ein altes Weib aber erwiderte auf eine solche Anfrage: Non rammentatemi la mia disgrazia (erinnert mich nicht an mein Unglück). Sie saß auf Lebenslang wegen Mord.

Zwei große Uebelstände kommen hier zusammen. Des ersten erwähnte ich: er besteht in der nicht hinlänglichen Isolirung bei Nacht. Dies führt zu einer Menge schlimmer Folgen, die man in Frauengefängnissen häufig beobachtet. Jene oft leidenschaftlichen Freundschaften zweier Unglücksgenossinnen, die zu tragischen Auftritten und neuen Verbrechen führen können, finden sich auch hier. Der zweite Uebelstand besteht in der Vereinigung von Gefangenen verschiedener Classen. Die Mörderin, welche nie wieder die Freiheit erlangen soll, sitzt hier neben der Unglücklichen, die vielleicht in dringender Noth einen, wenn man auf das Objekt blickt, unbedeutenden Diebstal verübt hat und zu einem bis zwei Jahren verurtheilt worden ist. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese das

Gefängniß depravirter verläßt, als sie es betreten hat. Der Mangel an Raum veranlaßt eine so fehlerhafte Einrichtung. Einem schreienden Misbrauche ist in neuerer Zeit, obgleich nur unvollkommen, abgeholfen worden. Man erlaubte früher den Gefangenen, ihre kleinen Kinder mit sich ins Gefängniß zu nehmen: ja, man sah sie Knaben und Mädchen von zwölf Jahren dort behalten. In dieser Luft, in dieser Umgebung, unter solchen Beispielen, Reden vernehmend, die meist von Verbrechen und Strafen handeln, wuchsen die Kinder auf! Jetzt dürfen nur säugende Kinder im Gefängnisse bleiben: indeß werden die Verordnungen nicht selten überschritten. Denn Verordnungen erlassen und sie befolgen, ist hier mehr denn anderswo zweierlei. Eine übelangebrachte Gutmüthigkeit, die oft Schwäche ist, nicht selten Gewissenlosigkeit, und die Bequemlichkeit der untern Beamten zerstören oft die durch die besten Vorkehrungen beabsichtigte Wirkung. Die Versorgung der ihrer Mütter beraubten Kinder mag sehr häufig schwer fallen, aber bei der bedeutenden Zahl von Hospizien und andern milden Anstalten in der Stadt und im Staate kann sie nicht unmöglich sein.

Die übrigen Verurtheilten sind in zwei Abtheilungen geschieden: es sind die wegen lüderlichen Wandels zum erstenmal Eingesperrten und die Recidiven. Hier nun hat man das Bedürfniß der Trennung erkannt und ins Werk gesetzt. Man wundert sich einigermaßen, unter ihnen so wenige auch nur erträgliche Gesichter zu finden. Die meisten derselben sind durch das Vicariatsgericht, welches die Sittenpolizei hat, nach S. Michele gesandt: man nennt sie wol roba del Vicario. In solchen Benennungen ist man naiv: als die zu Gefängnißstrafe ver-

urtheilten Buben eine besondere Abtheilung in den gewöhnlichen Kerkern bewohnten, hieß ein solcher Ort La Poledrara (Fohlenstall).

Die Hausordnung ist folgende: Im Winter wird bei Tagesanbruch aufgestanden, im Sommer eine Stunde nach Sonnenaufgang. Die Gefangenen säubern ihre Zellen, hören Messe und sagen einige Gebete her. Hierauf beginnt die Arbeit, welche um Mittag durch das Essen unterbrochen wird, das dem in den schon beschriebenen Gefängnissen gleich ist. Auch besteht dieselbe Einrichtung eines Speisenverkaufs. Jede ißt, wo sie will. Dann eine Stunde Ruhe, und wiederum Arbeit bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Die Gegenstände der Arbeit werden in Ordnung gebracht, der Saal ausgekehrt, der Rosenkranz gebetet, und beim Ave Maria (oder Abends-Angelus) gehen Alle nach ihren Zellen, welche verschlossen werden. In denselben findet sich nichts als ein Lager für jede, bestehend aus Strohsack, Leintuch und Decke, und ein Mauervorsprung mit einem Napf u. s. w. Nächtliche Runde findet nicht statt. An Festtagen stehen sie später auf, bleiben länger beim Gottesdienst und versorgen sich mit denjenigen Nahrungsmitteln, die in dem gewöhnlichen Gefangenhaus-Regime nicht einbegriffen sind. Ueberdies wird an Sonn- und Festtagen das Evangelium gelesen und erklärt und es werden andere fromme Uebungen vorgenommen. Ein Kaplan hat die geistliche Leitung: sechs Geistliche, die sich dazu erboten und einen Verein gestiftet haben, besuchen einer um den andern täglich das Gefängniß, trösten und unterrichten und theilen die Sacramente aus. Der Governatore von Rom hat die obere Aufsicht, der Präsident des Hospiziums von

S. Michele beaufsichtigt die Arbeiten. Einer der Sectionschefs beim Gerichtshof des Governo und unter ihm ein anderer Beamter desselben Tribunals führen die Verwaltung. Die unmittelbare Aufsicht hat der sogenannte Capitano, ein ältlicher Mann, welcher im Local selbst wohnt. Es macht einen seltsamen Eindruck, ihn allein unter allen diesen Weibern zu sehen. Die Bewachung der Gefangenen ist Frauen anvertraut. In den einzelnen Abtheilungen des Gefängnisses führen sodann, wie in den Carceri nuove, solche von den Einwohnerinnen, welche sich durch ordentliches Benehmen hervorthun, eine Art Aufsicht: andere derselben leisten Beistand in der Küche und im Krankenzimmer, wodurch sie eine Kleinigkeit erwerben. Schlechte Aufführung wird durch Einsperrung in ein abgesondertes Gemach, und Brod und Wasser bestraft. Bei verschiedenen Gelegenheiten werden von dem päpstlichen Almosenamt und aus Privatstiftungen milde Gaben gereicht, abgesehen davon, daß solche, die das Gefängniß verlassen, Unterstützung, und die, welche aus dem Gefängniß heraus heirathen (auch dies kommt vor, so seltsam es klingt), von fünfzehn bis zwanzig Scudi (22½—30 Rthlr.) Mitgift erhalten.

Frauen, die wegen lüderlichen Wandels eingesperrt oder im Spital gewesen, finden, nachdem ihre Strafzeit vorüber oder sie genesen sind, Aufnahme in verschiedenen klösterlich eingerichteten Häusern. Leo X. stiftete ein solches, nach welchem noch eine Nebenstraße des Corso Via delle Convertite heißt; Ignaz von Lojola, Carl Borromeo, der Cardinal Francesco Barberini gründeten ähnliche. Neuere Institute dieser Gattung sind der Zufluchtsort (ritiro) im ehemaligen Kloster der Trinitarier, bei

Sta. Francesca Romana, auf dem Pincio, und die von Sta. Maria und della Lauretana am Wege nach dem Quirinal. Sie sind sowol für Unverheirathete bestimmt, wie für Frauen und Witwen, aber der Raum und die Mittel sind nur beschränkt. Ein größeres Institut ist die Casa del buon pastore an der Lungara, gewöhnlich Le Scalette genannt. Die Stiftung ging aus von einem Carmeliter-Barfüßer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und fand thätige Unterstützung, u. A. bei Maximilian von Baiern und bei dem Cardinal Barberini, Bruder Urbans VIII. Im J. 1838 wurde die Verwaltung den Nonnen vom guten Hirten (Religieuses de la congrégation de Notre Dame-de-charité du bon pasteur d'Angers) übertragen, welche das Institut seitdem mit rühmlicher Sorgfalt und dem besten Erfolge geleitet haben. Bedingungen der Aufnahme sind: der Wille sich zu bessern und freiwilliger Eintritt. Letzterer indeß ist darin modifizirt, daß Frauen aufgenommen werden, zu deren Einsperrung auf den Wunsch der Gatten der Cardinalvicar, welcher in solchen Fällen sehr behutsam verfährt, die Ermächtigung ertheilt hat. Dies geschieht nicht selten, und bei der Unordnung, die im ehelichen Leben herrscht, bei den vielen Intriguen Verheiratheter, wird selbst im höhern Mittelstand mit den Scalette gedroht und die Drohung ausgeführt. Der Aufenthalt in diesem Hause soll Wunder wirken und der gute Hirt viele verirrte Schäflein auf die rechte Bahn zurückführen. Man erzählt sich davon in Rom rührende Geschichten. Außer diesen Frauen, welche hingesandt werden, nimmt man solche auf, welche freiwillig in sich gehen und zurückgezogen zu leben wünschen. Die Einen wie die Andern

werden entlassen, wenn es, in Folge ihres guten Betragens, zweckmäßig erscheint. Die Lebensweise ist halb klösterlich: geistliche Uebungen, Gebet und Gesang, Arbeit, deren Ertrag ihnen bleibt, während des Mittag- und Abendessens Vorlesung. Nur in den Erholungstunden ist zu reden erlaubt. Besuche werden nur von den Vätern, Müttern, Vormündern oder Gatten angenommen. Die Meisten zahlen Pension, die nach den Verhältnissen verschieden ist. Die Nonnen sind sämtlich Französinnen: Italienerinnen würden schwerlich so gut passen. Die Zahl derselben ist zwölf; auf siebzig beläuft sich die der Pönitenten. Es heißt, daß den Nonnen von Notre Dame de Charité die Leitung der übrigen weiblichen Straf- und Besserungsanstalten übertragen werden soll: nach den bisherigen Erfolgen in beschränktem Kreise zu urtheilen, wird eine solche Maßregel nur Gutes wirken *).

---

*) Florenz, wo die Wohlthätigkeitsanstalten im Allgemeinen in so trefflichem Zustande und reich dotirt sind (ich erinnere nur an das von Folco Portinari, dem Vater von Dante's Beatrice, gestiftete Spital Sta. Maria Nuova und an das Spital von Bonifazio, gleichfalls eine Stiftung eines Privatmannes und noch dazu eines Fremden, Bonifazio de' Lupi, Marchese von Soragna), hat verschiedene Häuser oder Conservatorien dieser Art, wo Mädchen und Frauen Aufnahme finden, welche auf den Pfad der Tugend zurückzukehren wünschen, theils alte, theils neuere Stiftungen, so das Conservatorio di Orbatello, die Convertite in Via S. Gallo, die Pia Casa di refugio in S. Ambrogio, gegründet 1813 von dem Carmeliter-Barfüßer Pater Ildefonso di S. Luigi, welcher sich dadurch nicht weniger verdient gemacht als durch seine fleißigen Forschungen auf dem Felde der vaterländischen Geschichte (er war Herausgeber der bekannten Delizie degli Eruditi Toscani), endlich der Ritiro delle giovani traviate, 1819 von der Marquise Capponi-Frescobaldi begründet.

Eine Anstalt nur (wenn ich solche übergehe, die nichts an sich tragen, was sie von andern unterscheidet) bleibt mir noch zu nennen: das Correctionshaus für Knaben in der Via Giulia. Schon erwähnte ich, daß es sich ehemals in dem ältern Theile des Frauengefängnisses bei S. Michele befand. Leo XII. verlegte es in die Nähe der Carceri nuove, wo ein neues Gebäude zu diesem Zwecke errichtet ward. Hat nun auch dies Gebäude selbst große Fehler in seiner Anlage, indem es, aus zu vielen Geschossen und Gängen bestehend, die Uebersicht erschwert: so ist es doch, abgesehen hiervon, das am besten eingerichtete und am besten gehaltene Gefängniß Roms, und nach den unerfreulichen Eindrücken, deren man sich an den andern Orten, mag auch Einzelnes gut und löblich sein, nicht hat erwehren können, sieht man in diesem um so lieber die Ordnung und Reinlichkeit, Ruhe und zweckmäßige Einrichtung. Leider ist der Raum zu beschränkt, indem das Correctionshaus nur vierzig faßt und neuerdings die Sittenverderbniß der Jugend keineswegs sich gemindert hat. In einem hohen, hellen und luftigen Saal wird den Tag über gearbeitet: Wollespinnen für das Hospiz S. Michele bildet die Beschäftigung; der Erwerb wird getheilt, indem ein Drittel zurückgelegt und beim Austritt aus dem Gefängniß verabreicht wird, ein zweites Drittel zur Belohnung guter Aufführung dient, das dritte endlich zur Bestreitung kleiner Auslagen für Nahrungsmittel u. s. w. verwendet wird. Bei der Arbeit sind stets zwei Aufseher zugegen, oft der Geistliche. Reden ist nicht gestattet. Bei Nacht werden die Gefangenen in abgesonderten Zellen eingeschlossen, die ein hohes Gitterfenster nach außen, ein kleines Fenster in der Thüre nach

dem Corridor zu haben; das Bette besteht in Strohsack und Wollendecke auf einer Unterlage von Ziegeln, ein Tischchen ist an der Wand befestigt. Bei Tagesanbruch stehen die Knaben auf, reinigen ihre Zellen, gehen nach der Kapelle, Messe zu hören, erhalten ein Brod von 7 Unzen zum Frühstück und gehen dann an die Arbeit. Um Mittag die Mahlzeit in einem gemeinschaftlichen Refectorium: Suppe, drei Unzen Fleisch, die nämliche Quantität Brod wie Morgens und eine halbe Fogliette Wein. Auch beim Essen ist Stillschweigen geboten. In einem von Gebäuden umgebenen Hofraume ist ihnen dann freie Bewegung erlaubt, immer nur acht zur selben Zeit. Nur dann dürfen sie mit einander sprechen: ein Geistlicher und ein Aufseher sind gegenwärtig. Von hier wieder an die Arbeit bis gegen Abend, wo in der Kapelle der Rosenkranz gebetet wird. Zum Abendessen Brod und Wein, nebst dem, was sie vom eignen Erwerb sich kaufen. Hierauf werden sie abgesperrt. Um Mitternacht machen die Wächter die Runde. An Sonn- und Festtagen findet religiöser Unterricht und Gesang statt. Beköstigung, Bekleidung u. s. w. der Gefangenen sind wie in den andern Gefängnissen und zu denselben Bedingungen in Pacht gegeben.

Ein gutes und geräumiges Krankenzimmer ist vorhanden. Die Strafen bestehen in Entziehung der Arbeit und Einsperrung bei Brod und Wasser, in schwerern Fällen in einer Disciplinkammer, selbst in Ketten. Schläge sind erlaubt, werden aber selten angewandt, da man von ihnen bei weitem weniger gute Folgen verspürt hat, als von der Isolirung. Nicht gerichtlich-Verurtheilte blos werden hier aufgenommen, sondern solche auch, um deren

Einsperrung Eltern oder Vormünder gebeten haben. Doch ist man in letzterem Falle mit Recht behutsam. Die Kleidung Aller ist gleich. Ueber das 21. Jahr hinaus wird keiner im Correctionshause gelassen: ist die Strafzeit dann nicht zu Ende, so wird sie im Detentionshause auf Piazza de' termini oder selbst im Bagno abgesessen. Eine verkehrte Einrichtung, welche das vielleicht bewirkte Gute völlig zerstört. Deßhalb läßt man dann auch wol Begnadigung eintreten, wenn keine erschwerenden Umstände obwalten. Die Direction und Beaufsichtigung sind sehr zu loben. Ueberhaupt ist das Knaben-Correctionshaus bei weitem die beste Gefangnen-Anstalt Roms.

Wie in Rom Alles, was sich auf Unterstützung der Nothleidenden, auf Erleichterung des Looses der Unglücklichen und Bedrängten bezieht, besondere Beachtung findet und in Anstalten dieser Gattung die Hauptstadt der Christenheit vielleicht allen übrigen Städten voranschreitet, im Gegensatz zum heidnischen Rom, welches alle Anstalten, die Genuß und Sinnenrausch und Wohlleben bezweckten, ausbildete, von dem wir aber nicht wissen, daß es der Bedürftigen, der Kranken, der Gefangenen sich angenommen, wie das Christenthum es seinen Jüngern zur Pflicht machte: so hat auch zu allen Zeiten Gefangnenpflege und Tröstung den Zweck mancher Stiftungen gebildet. Es gehören dazu mehre fromme Brüderschaften, die der Carità, welche der Cardinal Giulio de' Medici als Minister seines Vetters Leo X. im J. 1519 begründete, die der Pietà de' Carcerati aus der Zeit Gregor's XIII., die von S. Giovanni decollato, welche unter der Regierung Innocenz' VIII. von gottesfürchtigen Florentinern gestiftet ward und in die nur Toscaner, oder bis in dritter Generation von

Toscanern Abstammende aufgenommen werden sollten. Letztere hat ihren Vereinigungsort in der Kirche S. Giovanni de' Fiorentini, nicht weit von den Carceri nuove, tröstet die zum Tode Verurtheilten, begleitet sie zum Schaffot, sorgt für die Beerdigung und stellt Gebete für das Wohl der Seelen an. Zwei andere Brüderschaften sind die der Agonizzanti und von Gesù e Maria. Verschiedene Privilegien und Gnadenertheilungen sind diesen Gesellschaften zugestanden.

Solcherart sind die römischen Gefängnisse. Aus dieser einfachen Darstellung, bei welcher, was das Statistische und Historische betrifft, die betreffenden Abschnitte in dem lehrreichen Buche Morichini's *) zu Grunde ge-

---

*) Degl' Isttiuti di pubblica carità ed istruzione primaria e delle prigioni in Roma, libri tre di D. *Carlo Luigi Morichini*, prelato Romano. Nuova edizione (Zwei Bände, 1842). Eine erste Auflage dieses Buches, welches damals aber blos von den Wohlthätigkeitsanstalten und Elementarschulen handelte, erschien 1835; die gegenwärtige, welche auch die Gefängnisse enthält, ist so umgearbeitet, daß sie als ein neues Werk betrachtet werden darf. Monsignor Morichini's Name ist in Rom wie bei allen Denen, welche sich mit solchen Gegenständen beschäftigen, zu bekannt, als daß ich hier Vieles zu seinem Lobe zu sagen brauchte. Noch in jugendlichem Alter hat er, als Director des Hospiziums von S. Michele, mit dem Armenwesen und der Erziehung Jahrelang praktisch sich beschäftigt und auch dann fortgefahren, diesen Dingen seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen, als er zur richterlichen Carriere (er ist jetzt Referendar der Segnatura und Chierico di camera) überging. Sein Werk enthält genaue und detaillirte Angaben über sämmtliche römische Anstalten, über ihre Hülfsquellen, ihren innern Mechanismus, ihre Geschichte; es ist mit lebendiger Anerkennung des vielen Guten geschrieben, aber auch mit jenem Freimuth, der das Mangelhafte zu bezeichnen sich

legt sind, wird hervorgehen, daß Vieles noch im Argen liegt, aber auch, daß manches Gute vorhanden, daß in neuern Zeiten wesentlichen Verbesserungen Raum gegeben, zu andern gegründete Aussicht vorhanden ist. Derjenige, welcher weiß, mit wie großen Schwierigkeiten die Reform der Gefängnisse verbunden ist und wie die Schwankungen der Ansichten und Systeme zu großer Behutsamkeit auffordern, wird in einem solchen Falle billig sein. Größere Ordnung aber und Reinlichkeit, Lüftung aller Räume, Trockenhaltung einiger, möglichste Isolirung der Gefangenen sind Desiderata, denen, so sollte man meinen, hier ohne große Mühe und in Erwartung durchgreifenderer Reformen genügt werden könnte.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts besitzen wir, in dem Werke Scanarolo's, eine statistische Uebersicht des Bestandes der römischen Gefängnisse. Nach derselben zählte im J. 1652 Tordinona 2670 Aufgenommene, Corte Savella 1714, das Capitol 1582, das Gefängniß im Borgo, das kleinste der Stadt, 567, mithin in der Gesammtzahl 6533. Von diesen wurden wieder in Freiheit gesetzt 5788, verbannt 208, zu den Galeeren verurtheilt 86, zu körperlicher Züchtigung 12, hingerichtet 12. Es starben 8, auf 419 belief sich die Zahl der Bleibenden.

Für unsere Zeit fehlt es an einer Criminalstatistik. Man muß sich also mit einer Uebersicht der Gefangenen-

---

nicht scheut, namentlich wenn durch solche Bezeichnung Abstellung desselben sich erzielen oder hoffen läßt. Die neuern Ansichten über öffentliche Wohlthätigkeit, Unterricht und Gefängnißwesen und die Literatur derselben sind dem Verf. nicht fremd geblieben und werden von ihm bei mehren Veranlassungen besprochen.

zahl, welche die Anstalten aufnehmen können, begnügen. Diese Zahl ist in den meisten Fällen auch die des ungefähren Bestandes.

Es finden sonach Raum in den Carceri nuove 600 Männer und 80 Frauen, zusammen 680, in dem Capitolinischen Gefängniß 170 beider Geschlechter. Die Zahl der in der Engelsburg Sitzenden ist nicht bekannt, aber auch nicht sehr bedeutend, mithin kann man für die Untersuchungsgefängnisse die Zahl auf 850 bis 880 anschlagen. Von den Correctionshäusern nimmt das in der Via Giulia 41 auf, die Scalette 70, also 111. Von den Strafgefängnissen das Detentionshaus bei den Diocletianischen Thermen 410, die Bagni 700, S. Michele 250, zusammen 1360. In den drei Pönitenzhäusern finden nicht über 48 Raum. Gesammtzahl 2399, wovon ungefähr 1925 Männer, 474 Frauen. Das älteste dieser Gefängnisse ist das dem Mittelalter angehörende Capitolinische, die neuesten, ihrer gegenwärtigen Einrichtung oder Bestimmung nach, das Knabencorrectionshaus, von Leo XII. im J. 1827 umgewandelt, und das Detentionshaus wie die Scalette, welche unter dem regierenden Papste ihre neue Gestaltung erhielten.

Siebenter Brief.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Unter den ersten Päpsten, welche in Rom weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden begannen, wenn auch nur in einem sehr beschränkten Kreise und im Genusse einer über die Verwaltung der kirchlichen Güter wie über eine Art Schutzverhältniß, in welchem der Stadt Bewohner zu ihnen standen, kaum hinausgehenden Autorität, waren die Verhältnisse der Bekenner des mosaischen Glaubens keineswegs ungünstig, noch gedrückt. In diesen Zeiten, wo die Auflösung des altrömischen Reichsverbandes im Abendlande noch lange nicht vollendet war und die römischen Gesetze fortwährende, wenn auch geschmälerte Geltung behaupteten, waren die Juden Grundeigenthümer, zum Theil mit bedeutendem Besitz, und zu Gregors des Großen Zeiten (590 bis 604) finden wir sie unter den Pächtern der Ländereien der Kirche. Der Papst hinderte, daß ihnen Beleidigung oder Gewalt zugefügt ward, und wenn den Convertiten niedrigere Pachtzinse gestellt wurden, als den in ihrem angestammten Glauben Verharrenden, so kann man dies den besondern Verhältnissen wohl zu gute halten. Die

Gesetzbestimmungen des Theodosianischen Codex, welche die Heirathen der Juden mit Christen auch von Seiten der bürgerlichen Gewalt untersagten und erstern nicht erlaubten, christliche Diener zu haben, wurden aufrecht erhalten, letztere jedoch mit ungleich geringerer Strenge als die erste. Wenig beachtet wurden auch die Vorschriften einiger Concilien des sechsten und siebenten Jahrhunderts, welche den Juden ein besonderes Unterscheidungszeichen gaben und ihnen den zu vertrauten Umgang mit Christen untersagten. Ihre Nazionalgesetze, ihre religiösen und bürgerlichen Gebräuche, ihre Synagogen und Schulen wurden ihnen gelassen; nie bildeten sie einen Theil der Nazion, in deren Lande sie wohnten: dies schloß aber nicht aus, daß sie sämmtlich unterthan waren, so wie denn diese Gattung Autonomie, die Autorität ihrer eigenen Magistrate und Gesetze aufhörte, sobald es sich um Beziehungen zu den Gewalthabern im Lande, oder auch zu Christen im Allgemeinen handelte.

Wie das Mittelalter in seinem Charakter und seinen Institutionen mehr und entschiedener sich entwickelte und das germanische Element die Oberhand erhielt, modificirte sich auch die Stellung der Juden. Wenn einerseits unter ihnen Studien und Wissenschaften aufzublühen begannen, nahmen andererseits die immer sich erneuenden heftigen Verfolgungen ihren Anfang, die namentlich vom 11. Jahrhundert an ihre Existenz zu einer höchst precären und gefahrvollen machten. Die Reichthümer, welche sie durch Gewandtheit, Thätigkeit, Ausdauer, Entsagung und Entbehrungen aller Art, zum Theil wol auch durch unerlaubte Mittel, erwarben, gaben in den meisten Fällen (außer wenn, wie bei den Kreuzzügen der Fall war, re-

ligiöser Fanatismus anregte) die Hauptveranlassung zu diesen Verfolgungen, während sie hinwiederum auch der Grund waren, weshalb man der Juden nie entbehren konnte, und sie auch nach scheinbarer Vernichtung immer wieder auflebten. Die Gesetzgebung in Betreff derselben änderte sich mittlerweile von jener Zeit an entschieden zu ihrem Nachtheil, und wenn auch die Concilien, namentlich das Lateranische von 1179, ihre angefochtene persönliche Freiheit und ihren Besitz schützten, so blieb doch die Bestimmung, wodurch sie jedweder bürgerlichen Ehre, und insbesondere jeder Jurisdiction, wobei Christen in Betracht kamen, unfähig erklärt wurden. In manchen Ländern wurde ihnen die Befugniß, Grundbesitz zu haben, entschieden abgesprochen, wie sie sich denn auch die Erlaubniß, im Lande zu bleiben, durch willkürlich gemehrte Abgaben gleichsam immer wieder von Neuem kaufen mußten. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß in der Mehrzahl der italienischen Staaten, nämlich in denen der Republik Venedig, in den Markgrafschaften und nachmaligen Herzogthümern Mantua und Ferrara, in der Grafschaft und spätern Herzogthum Urbino, im Florentinischen und im Kirchenstaat, die Verhältnisse der Israeliten längere Zeit bei weitem günstiger waren als in andern Ländern.

Besonders günstig waren längere Zeit hindurch diese Verhältnisse in Toscana. In Pisa, einst dem mächtigen Mittelpunkt des Handels dieses Landes, schalteten schon damals, als die Gräfin Beatrix, der großen Mathilde Mutter, noch regierte, Glaubensgenossen aller Religionen, die der Verkehr dahin führte, in völliger Freiheit, strengeren Leuten zu Aerger und Verdruß. Nach Florenz,

welches später am größern Handel Theil nahm, scheinen auch später erst die Juden in bedeutenderer Zahl sich gewendet zu haben. Vor dem Anfange des 15. Jahrhunderts scheinen nur Einzelne in dieser Stadt gewohnt zu haben, ohne gesetzliche Beschränkung und mit völliger Freiheit, ihre Geschäfte wie und wo sie wollten zu besorgen. Der Umschwung der florentinischen Verhältnisse und die mercantilische Richtung, die der einst kriegerische Geist des Volkes nahm, kam ihnen zu Statten. Im J. 1430 war unter den Florentinern, diesen Wechslern par excellence, die ganz Europa mit ihren Banken gefüllt, die die meisten Souveräne mit Geld versahen, der Unfug des Wuchers auf einen solchen Grad gestiegen, daß die Republik zu einem verzweifelt scheinenden Mittel griff. Die Befugniß des Verleihens auf Pfänder ward ausdrücklich und ausschließlich den Juden übertragen, weil man in ihre Ehrlichkeit mehr Vertrauen setzte, als in die der Christen. Sie sollen monatlich vier Denari von der Lira nehmen, welches ungefähr 1⅔ Procent für den Monat macht. Der Beschluß ging aber nicht ohne starke Opposition in der Signorie, dem obersten Regierungscollegium, durch, und namentlich war der Venner der Justiz, Niccolò Rittafè, lange Zeit dagegen, bis er endlich, wie man behauptete, durch Geld sich beschwichtigen ließ. So ging die Sache über fünfzig Jahre lang, und nicht blos in Florenz, sondern in allen toscanischen Ortschaften von irgend einer Bedeutung hatten die Juden Leihhäuser. Dann kam die Aufregung der Gemüther, welche die zweite Vertreibung der Medici und den zeitweiligen Sturz der Oligarchie veranlaßte, und bei der immer stärker werdenden Einwirkung der reformatorischen Partei Savona-

rola's brach eine Judenverfolgung aus. Die Bücher der öffentlichen Verwaltung ergaben, daß, vorausgesetzt, man habe sich mit den erlaubten Zinsen begnügt, in Florenz allein innerhalb jener Zeit die Juden die Summe von 49 Millionen, 792,556 Goldgulden (Zechinen), sieben Grossi, sieben Denari gewonnen hatten. So groß war der Geldumsatz in jener Stadt. Das Volk tumultuirte und nöthigte am 13. August 1495 die Signorie, auf der Tribüne vor dem Regierungspalaste zu erscheinen und durch ein Dekret die perfida e d'Iddio inimica setta Ebraica aus dem Dominium zu verweisen. Das Dekret begann mit den Worten: Beatus qui intelligit super egenum et pauperem: in die mala liberabit eum Dominus.

Auf den Rath des Fra Girolamo Savonarola wurde nun ein öffentliches Leihhaus in Florenz eingerichtet. Die Verleihungen sollten gleichfalls gegen Pfänder stattfinden: ein Jahr war der längste Termin. Wurde das Pfand nicht eingelöst, so ließ die Direktion es veräußern, und den Leihhausbeamten fielen dabei zwei Procent Gewinn zu. Cosmus I. von Medici wies nachmals dem Monte della pietà, dessen Wappen den Heiland auf seinem Grabe (die sogenannte Pietà) zeigt, den alten Palast Lamberti zum Lokal an, die ehemalige Wohnung eines von Dante gefeierten gibellinischen Geschlechts, welches während der bürgerlichen Zwistigkeiten in's Exil hatte wandern müssen. Doch weder die Errichtung des Leihhauses, noch das feierliche gegen sie erlassene Dekret hinderte die Juden an der Rückkehr. Keine zwei Jahre waren vergangen, so rief das unbeständige Volk sie schon wieder, ungeachtet Viele dagegen waren und die Geistlichkeit von

den Kanzeln gegen sie predigte. Ein Franziskanermönch, einer der heftigsten Redner, wurde selbst aus der Stadt verwiesen, weil er sich rückhaltlos gegen die Wiederaufnahme aussprach. In Venedig sagte man, das Volk Israel habe alles Recht, sich der Herrschaft über Florenz zu bemächtigen, da die Florentiner, wenngleich bis auf's Blut ausgesogen, eine solche Affenliebe zu ihm zu hegen schienen.

Noch aber war die Zeit arger Demüthigung nicht vorüber. Die ascetische Richtung, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der katholischen Kirche vorherrschend ward, und die in den meisten italienischen Staaten in erneuter Thätigkeit und in bis dahin ungekanntem Umsichgreifen der Inquisition sich kund gab, übte auch auf die Verhältnisse der Juden einen mächtigen Einfluß aus. In der Absicht, die ärmern Classen vor ihrem Wucher zu schützen, war in Rom im Jahr 1549 durch den Franziskanergeneral ein Leihhaus gestiftet worden, welches später Staatsanstalt wurde und vor Allen dem nachmals canonisirten Cardinal Borromeo viel zu verdanken hatte, der dessen Protektor ward und die Statuten entwarf. Mittels einer Bulle vom J. 1554 verbot Papst Julius III. den Juden, den Talmud bei sich zu behalten und zu lesen. Schon Papst Innocenz IV. hatte den König von Frankreich aufgefordert, den Talmud in seinen Staaten verbrennen zu lassen, indem er ihn als ein Buch hebräischer Traditionen bezeichnete, welches die neueren Juden mit Hintansetzung des Mosaischen Gesetzes und der Profeten befolgten, welches eine Menge Lästerungen gegen Gott und Christum enthalte, eine Menge verwickelter Fabeln, Täuschungen und unerhörten

Unsinns. Mehre der Nachfolger Innocenzens, Clemens IV., Honorius IV., Johann XXII. hatten den Talmud von neuem verdammt: die Constitution Julius' III. wurde sodann durch Paul IV. und Gregor XIII. bestätigt und in Erinnerung gebracht. Der letztere Papst ließ den aus Florenz gebürtigen Augustinermönch Adamanzio, welcher mit dem Cardinal Madruzzi beim Tridentiner Concil gewesen war, wo er den Abgesandten der Schweizer Eidgenossenschaft vertreten hatte, nach Rom kommen, um den Talmud zu übersetzen und zu widerlegen. Dieser starb aber über der Arbeit im J. 1581 *). Durch eine andere Constitution verordnete Julius III., daß den zum christlichen Glauben sich bekehrenden Israeliten ihre Güter ungeschmälert verbleiben sollten, solche ausgenommen, die sie durch Wucher und sonstige unerlaubte Mittel erlangt.

---

*) Dasselbe Schicksal betraf einen zweiten Uebersetzer des Talmud, den Abate L. Chiarini von Montepulciano, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Warschau, welcher im Auftrage des Russischen Gouvernements seit mehren Jahren diese Arbeit unternommen hatte, an deren Vollendung er durch einen frühzeitigen Tod gehindert ward. — Chiarini war nicht der einzige italienische Professor in Warschau: mehre Jahre hindurch lehrte daselbst der Pistojese Sebastiano Ciampi, früher Professor der klassischen Literatur zu Pisa, jetzt als wissenschaftlicher Correspondent für das Königreich Polen in Florenz lebend. Er ist der gelehrten Welt durch zahlreiche Werke bekannt, unter denen das Leben und die Ausgabe der Dichtungen des Cino da Pistoja, die urkundlichen Nachrichten über die Pistojesische Sagrestia de' belli arredi und das Camposanto zu Pisa, die Forschungen über die Sprache vor dem Trecento und die reichen bibliografisch-historischen Details über den wissenschaftlichen Verkehr Italiens mit Polen und Rußland ihm einen geachteten Namen gemacht haben.

Melde sich aber zu diesen kein rechtmäßiger Besitzer, so sollten sie ihnen gleichfalls verbleiben, als Lohn für ihren guten Willen. Eine ähnliche Verordnung hatte bereits Papst Johann XXII. erlassen.

Der strenge Papst Paul IV. sah sich zu restrictiven Maßregeln veranlaßt und erließ im J. 1555 eine Bulle, durch welche die äußersten Beschränkungen geboten und eingeführt wurden. Durch diese Bulle wurde den Juden verboten, in irgend einer Stadt des Kirchenstaats zu wohnen, außer in Rom und Ancona. In diesen beiden Städten aber wurden sie auf abgesonderte Quartiere beschränkt. An jedem Orte sollten sie nur eine einzige Synagoge haben können. Früher hatten sie ihre Synagogen in Rom in Trastevere, wo von Alters her die meisten der Nazion wohnten, während ihnen unbenommen blieb, sich ein anderes Domizil zu wählen. Das alte Verbot, christliche Dienstboten zu halten, wurde erneut; auch wurde ihnen untersagt, Sonntags und an andern christlichen Festtagen zu arbeiten, so wie mit Christen zu spielen, was schon mehr denn hundert Jahre zuvor Eugen IV. mit Strafen belegt hatte. Alle von frühern Päpsten hinsichtlich des Verkehrs gewährten Privilegien wurden widerrufen und als aufgehoben erklärt; der Tribut, den sie zu zahlen gehalten, ward erhöht, der Zinsfuß von dem ausgeliehenen Gelde herabgesetzt, endlich das Verbot, Grundeigenthum zu erwerben, ausdrücklich wiederholt. Ja, der Papst ging so weit, jüdischen Aerzten zu verbieten, Christen Hülfe zu leisten, selbst wenn sie darum ersucht wurden. Zugleich wurde die Verpflichtung, ein besonderes Abzeichen zu tragen, von neuem auf das Ernstlichste eingeschärft und die alten Vorschriften der Concilien,

namentlich des Lateranischen unter Innocenz III., in Erinnerung gebracht. Dies Abzeichen bestand in Rom in einem Hute von gelber Farbe für die Männer, während die Frauen einen ähnlichen Schleier tragen mußten; in Toscana war es ein runder Lappen von gelbem Tuche auf der Brust der Männer, eine Schleife von gleicher Farbe am Aermel der Frauen. Seltsamerweise war es überall die gelbe Farbe — die Pestfarbe auf Schiffen und in den Lazarethen. In Florenz war ein solches Abzeichen schon im Jahre 1433 durch einen Beschluß der Signorie eingeführt worden. Cosmus I. vertauschte es nachmals mit einer gelben Einfassung am Hute. Selbst israelitische Reisende, wenn sie über drei Tage in der Stadt verweilten, mußten es tragen. Im Unterlassungsfalle verordnete das Gesetz eine Strafe von 100, nachmals 50 Goldgulden. Der Widerwille der Juden dagegen war aber so groß, daß sie, wenn sie es nicht wegzulassen wagten, es immer auf irgend eine Weise zu verbergen suchten. Als der gelbe Hut in Rom eingeführt ward, sagte ein reicher Israelit, der Papst bezwecke damit nichts anderes als eine Finanzspekulation: ein Säckel voll Zechinen werde sie schon loskaufen. Er biete Seiner Heiligkeit hunderttausend Scudi. Aber Seine Heiligkeit verstand keinen Spaß und ließ ihn öffentlich durchpeitschen. Die Herabwürdigung der Juden zu vollenden, verordnete derselbe Papst, daß man keinen von ihnen mit Signore oder Vossignoria anreden sollte.

Im Jahre 1569 machte Papst Pius V. durch eine neue Bulle die strengste Befolgung der erwähnten Vorschriften zur Pflicht. Vor seinem Pontificat wie während desselben ein eifriger Ketzerrichter, war von ihm am

allerwenigsten Nachsicht in diesem Punkte zu erwarten, und auswärtige Fürsten hielten für gut, sich seinen Forderungen zu fügen. So sah man denn bald an vielen Orten Judenquartiere entstehen. In Italien waren sie nicht neu, denn in Venedig z. B. hatte man schon früher diesem Volke eine besondere Insel angewiesen, und von dorther verbreitete sich der Name Ghetto, der bald allgemein wurde.

Der römische Ghetto liegt im Rione St. Angelo, dicht an der Tiber, deren Ueberschwemmungen er häufig ausgesetzt ist. Mehre Thore führen zu ihm, zwei auf der Piazza Sta. Maria del pianto, über deren einem man das Wappen des Papstes neben dem des Cardinalvikars sieht, dessen Jurisdiction der Ghetto unterworfen ist, wovon später die Rede sein wird. Ein anderes Thor ist auf der Piazza delle Tartarughe, wo der allerliebste Brunnen steht, den eine ganz unbegründete Tradition dem Raffael zuschreibt. Ein viertes und fünftes befinden sich in der Nähe der Brücke Quattro Capi, welche zu der Tiber-Insel führt, hinter dem in den Ruinen des Marcellustheaters gebauten Palast, der ehemals den Savelli gehörte und nach deren Aussterben an die Orsini kam. Den letztgenannten Thoren gegenüber sieht man eine Kirche, welche an der Façade das Bild des Gekreuzigten mit hebräischer Inschrift trägt. Es ist ein dichtbewohntes, rühriges, aber keineswegs schönes Stadtviertel, von dem der Ghetto einen Theil ausmacht. Enge, krumme Straßen mit unwohnlichen Häusern durchkreuzen sich in allen Richtungen. Von der alten Pracht, die hier einmal herrschte, ist kaum eine Spur übrig geblieben. Die kläglichen Reste der kolossalen Porticus der Octavia

sind von Schmutz und üblem Geruch umgeben, indem hier der Fischmarkt gehalten wird; mitten unter ihnen steht die jetzt völlig modernisirte Kirche S. Angiolo in Pescheria, die namentlich darum merkwürdig ist, weil in und vor ihr Cola di Rienzo's Versuch, die altrömische Republik herzustellen, am Pfingstfeste des Jahres 1347 begann. Von Rauch geschwärzt sind die Travertinquadern des noch stehenden Theiles der äußern Arkadenreihe des Marcellustheaters; in seiner innern Arena, wo der Schutt einen nicht unbedeutenden Hügel gebildet hat, sieht man nur neue Bauten. Auf der andern Seite des Ghetto, nach dem Ponte Sisto zu, liegt auf einem Hügel, der durch die Ruinen des Theaters des Balbus gebildet worden ist, der Palast der Cenci, ein großes, unregelmäßiges, sehr verwahrlostes Gebäude, ohne architektonische Schönheit, aber nicht ohne Charakter und in einzelnen Theilen noch den Uebergang von mittelalterlichen Formen zu den modernen zeigend. Dicht an den Palast angebaut ist die kleine, dem h. Thomas gewidmete Kirche, welche Cristoforo Cenci begann und sein Sohn Francesco, der berüchtigte und schuldbedeckte Vater der unglücklichen Beatrice, der Inschrift gemäß im Jubeljahre 1575 vollendete und ausschmückte *), das einzige Gute, wie die

*) Da es sich um eine, durch ihr grauenvolles Schicksal so bekannt gewordene Familie handelt, setze ich die beiden, an der Kirche zu lesenden Inschriften hieher:

Franciscus Cincius Christophori filius et ecclesiae patronus templum hoc rebus ad divinum cultum et ornatum necessariis ad perpetuam rei memoriam exornari ac perfici curavit anno jubilei MDLXXV.

gleichzeitige Chronik sagt, das er in seinem Leben gethan, aber nur in der Absicht, alle seine Kinder dort begraben zu sehen*). Hinter dem Palaste Cenci und zum Theil an der Ringmauer des Ghetto ist ein großer, freier Platz an der Tiber, von wo man eine schöne Aussicht auf die Ufer des Stroms genießen könnte, wenn man durch die aus den nahen Gerbereien herströmenden Düfte nicht alsbald verscheucht würde. So ist die Umgebung des Ghetto beschaffen.

Im Innern selbst findet man sehr enge Straßen, armselige Häuser, Bude an Bude, und eine Menge Menschen. Der größte Theil des Judenviertels ist ein wahrer Trödelmarkt, wo man im buntesten Gemisch Kostüme und Lumpen von allen Farben und Gattungen sieht. Israelitische Thätigkeit ist bekannt: hier zeigt sie sich am auffallendsten, weil der Raum beengt ist. Gewiß mehr denn die Hälfte der Bevölkerung sitzt unter oder vor der Thüre; die Hauptbeschäftigung ist Flicken. Und was nicht im Ghetto flickt, flickt in allen Häusern Roms, wo es nur Löcher zu stopfen und Risse zu vernähen gibt. In dieser Kunst haben die alten Weiber verdiente Berühmtheit erworben. Ein Bettelkram aber, wie der hiesige, ist mir noch nie vorgekommen: es ist eine wahre Satire auf einen Bazar und verdiente von der Polizei

---

Ecclesia parochialis D. Thomae apost. dic. de iure patronatus fam. Christoph. Cincii.

Shelley, in der Vorrede zu seiner die Geschichte der Beatrice behandelnden Tragödie, meint, das Kirchlein müsse im Hofraum des Palastes gestanden haben: er brauchte nur zwei Schritte weiter zu gehen, um es zu finden.

*) Röm. Briefe II. 10 ff.

gleich angezündet zu werden, wenn einmal die Pest oder etwas ähnliches nach Rom käme. Und wie sehen die meisten der Leute aus! Anderwärts, namentlich in Teutschland, sieht man nicht selten schöne Jüdinnen; hier aber habe ich nicht ein einziges erträgliches Gesicht gefunden. Dazu das überaus rasche Altern und die kränkliche Gesichtsfarbe. Als ich zum ersten Male diesen Ort besuchte und mich unter diesen vielen fremdartigen Fysiognomien, diesen squallidi, oppressi, estenuati volti befand (des Ausdrucks Alfieri's mich zu bedienen), beschlich mich dieselbe Empfindung, die ich in der Levante gehabt, wo man sich bestrebt, die Berührung des Vorübergehenden sorgfältig zu vermeiden. Ein kleiner Theil des Ghetto hat indeß ein einigermaßen respektableres Aussehen: der gegen die Piazza Giudéa und Piazza delle Tartarughe zu, wo sich größere Magazine befinden. Diese werden von den Bewohnern Roms aus allen Classen häufig besucht, indem man hier in Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen und Waaren jeder Art gewöhnlich größere Auswahl findet als in andern Magazinen der Stadt. Damit soll ja nicht gesagt werden, daß sie etwa einer andern Hauptstadt Ehre machen würden. Aber Rom hat das beneidenswerthe Privilegium, schlechte Buden und hohe Preise zu vereinigen.

Auf der Piazza delle scuole ist die größere Synagoge, neben welcher es noch zwei Bethäuser gibt; sie ist ein modernes Gebäude und nicht ohne Geschmack, wenn auch durch eine unvortheilhafte Lage beeinträchtigt. Eine Art Vorbau, in einer viersäuligen geschlossenen Porticus bestehend, macht keine üble Wirkung. Die Fontaine, welche ihr Wasser von der Aqua Paola bezieht, ließ Papst

Paul V. im J. 1616 errichten. An ihr sieht man neben dem Adler des Borghesischen Wappens den siebenarmigen Leuchter des Tempels von Jerusalem. Sonst wüßte ich über den römischen Ghetto, in welchem die Bevölkerung so gedrängt ist, daß man sich wundern muß, daß dort überhaupt Jemand gesund bleibt, nichts zu sagen. Seltsamerweise ist dieser Theil der Stadt von ansteckenden Krankheiten weniger heimgesucht worden, als man befürchten möchte, und sowol während der Pest des Jahres 1656, als zur Zeit der Verheerungen durch die Cholera im Jahre 1837, ist die Zahl der Opfer verhältnißmäßig gering gewesen.

In Florenz wohnten anfangs die Juden in einer Straße, in dem auf dem linken Flußufer gelegenen Viertel (Oltrarno), die man noch Via de' Giudei nennt; dann lebten sie in der Stadt zerstreut, bis in Folge der schon erwähnten päpstlichen Bulle Cosmus I. den Ghetto einrichten ließ. Die dazu ausersehene Stelle war ziemlich im Mittelpunkt der eigentlichen Stadt, nahe beim alten Markte, wohin die Florentiner Antiquare Forum und Capitol der Römerstadt zu verlegen pflegen, und wo in den frühern mittelalterlichen Jahrhunderten die vornehmsten Consulargeschlechter ihre Wohnungen und Thürme hatten, von denen man noch die Ueberreste sieht. Jetzt aber ist der Mercato vecchio, welchen Cosmus I. durch eine von Vasari im Jahre 1568 erbaute Halle zu verschönern sich bestrebte, mit Fleisch- und Fischbänken gefüllt, und von seinem Anfange bei dem herrlichen Strozzischen Palaste an bis zu seinem Ende am Domplatze, gleich jener römischen Porticus der Octavia so wenig reinlich und einladend, daß man, wenn nicht etwa von

antiquarischem Forschergeist getrieben, vielleicht nur an den Tagen des Johannisfestes sich versucht fühlt, ihn zu besuchen, weil der Corso mitten hindurchführt. Der Ort, wohin die israelitische Einwohnerschaft verpflanzt ward, hatte übrigens damals noch seinen Namen von den Häusern der Femmine mondane, welche früher dort geduldet waren. Auch der florentinische Ghetto hatte Thore, die ihn von der christlichen Stadt abschlossen und erst im J. 1838 niedergerissen wurden. Aus Erkenntlichkeit gegen den Großherzog, der sie von einer mehr des Charakters als des Betrages wegen drückenden Abgabe befreit hatte, ließen die Juden auf ihrer Piazza dessen Büste mit einer hebräischen Inschrift aufstellen, welche besagte: Cosmus I., Herzoge von Toscana, unserm Beschützer. Aber dem Mediceer behagte diese Demonstration nicht; er ließ die Büste wegnehmen und dafür über dem Thore sein und seines Sohnes Franz Wappen nebst dem kaiserlichen seiner Schwiegertochter anbringen, mit folgenden charakteristischen Worten:

Cosmus Med. Mag. Etruriae Dux
Et Sereniss. Princeps Franc. summae in omnes
Pietatis ergo hoc in loco Hebraeos a Christianorum
Caetu segregatos voluerunt non autem ejectos ut
Levissimo Christi iugo cervices durissimas
Bonorum exemplo domandas facile
Et ipsi possint
A. D. MDLXXI.

Die Thore des Ghetto wurden Nachts geschlossen, den heimlichen Umgang von Juden mit Christen zu hindern, welchen die päpstlichen Bullen besonders strenge verboten. Uebrigens waren die Israeliten in der Ausübung ihrer Religion ungehindert, und es stand ihnen frei, gleich an-

dern Corporationen ihre Statuten und Verordnungen für innere Angelegenheiten zu haben und die Steuern, mit denen sie belastet waren, selbst unter den einzelnen Familien und Individuen zu vertheilen. — In Siena wurde gleichfalls ein Ghetto eingerichtet: in andern toscanischen Orten zu wohnen, war den Juden nicht ferner gestattet, und alle frühern partiellen Verträge mit der Regierung, deren mehre stattgefunden hatten, wurden ein- für allemal widerrufen und abgeschafft.

Sein Eldorado aber fand das Volk Israel in Livorno. Von der Republik hatten die Medici Livorno als ein unbedeutendes Oertchen mit einer Festung und einem mittelmäßigen Hafen überkommen. Das von ihnen zur Hebung dieses Oertchens befolgte System mußte der Ansiedlung jener gewerbthätigen Fremdlinge besonders günstig sein. Nachdem Cosmus I., in der Absicht, Ausländer nach Livorno zu ziehen, den Ansiedlern überhaupt manche Privilegien ertheilt hatte, worunter der berühmt gewordene Erlaß von 1548, welcher verordnete, daß Personen, die sich in Livorno und Pisa bürgerlich niederließen, wegen anderwärts gemachter Schulden dort nicht verfolgt werden konnten (eine Maßregel, welche alles Lumpengesindel nach Livorno zog), ertheilte sein Sohn und zweiter Nachfolger, Ferdinand I., im J. 1593 einen Indult, wodurch den Bekennern jeglichen Glaubens, Türken, Mohren, Persern, Juden und wie sie sonst heißen mochten, die in erwähnten Städten ihren Wohnort zu nehmen geneigt sein sollten, ungehinderte Religionsübung verheißen wurde. Was der Großherzog versprach, hielt er treulich, und während er Livorno auf alle Weise zu heben suchte durch großartige Bauten, mittels deren

er eine neue Stadt schuf, die mit breiten Straßen, stattlichen öffentlichen Gebäuden, erweitertem und gesichertem Hafen und Lazareth, mit neuer Festung und schiffbaren Kanälen und Gräben prangt: strömten von allen Seiten Spekulanten hinzu, welche die seltenen, hier mit freigebiger Hand ihnen gebotenen Vortheile richtig ermaßen. Von der nun beginnenden Blüte des Livorneser Handels weiter zu reden, ist hier nicht der Ort, da nur die Verhältnisse der Israeliten in Betracht gezogen werden sollten. Diese glaubten in Ferdinand von Medici ihren Messias gefunden zu haben. Freilich wurde ihnen nirgendwo gleich große Begünstigung zu Theil.

Anfangs machte die israelitische Corporation zu Livorno mit der Pisaner ein Ganzes aus, und in letzterer Stadt war bis zur Regierung Großherzog Ferdinands II. (1621—1670) der Sitz ihres confessionellen Magistrats, aus fünf Personen bestehend, die man Massari nannte und welchen über Gemeindeangelegenheiten die Entscheidung zustand. Wollte ein Fremder in die Corporation aufgenommen werden, so mußte er sich der Ballotage unterwerfen; war sie günstig ausgefallen, so wurde sein Name in ein auf dem Zollamte offenliegendes Buch eingetragen, und von dem Augenblicke an konnte er weder Schulden halber, noch selbst wegen früher begangener Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden. Die Immunität ging so weit, daß selbst die Inquisition in Fällen von offenkundiger Apostasie keine Gewalt hatte. Der unendlichen Misbräuche wegen fand indeß die großherzogliche Regierung nachmals sich veranlaßt, jene Bewilligung in so weit einzuschränken, daß begangene Verbrechen ganz ausgeschlossen wurden und von den Schulden solche, die

während der jüngstvergangenen drei Monate gemacht worden waren — eine Restriktion, gegen welche die Israeliten immer, aber vergebens, Einspruch thaten, und die um so nothwendiger war, als alle Schurken benachbarter Staaten von dem durch die Livornina (wie das Privilegium hieß) gewährten Schutz Vortheil zogen. Es konnte auch wol nicht in der Absicht der Regierung liegen, aus bloßer Rücksicht für die Vermehrung der Bevölkerung dem Credit des Livorneser Handels zu schaden, indem sie die Stadt fortwährend zu einem Asyl des Abschaums anderer Länder machte. Es war den Juden gestattet, gleich den Christen, jeder Gattung des Handels und Verkehrs sich zu widmen und sowol innerhalb der Grenzen des Großherzogthums wie auswärts wurde ihnen gleicher Schutz wie den Landeskindern zugesagt. Ihre Handlungsbücher, sofern sie die von den Gesetzen verordnete Form hatten, galten vor dem Gericht eben so wie die der Christen, und ihr Zeugniß wurde in gleicher Weise angenommen. Von der Verpflichtung, das Abzeichen zu tragen, waren sie befreit, ebenfalls von den besondern Abgaben, die auf ihren Glaubensgenossen in Florenz und Siena lasteten, wie von allen Quälereien des Fiskus. Sie konnten den Doktorgrad in der Arznei- und Wundarzneikunst erlangen, und sowol unter den Ihrigen als unter Christen die Heilkunde ausüben. Die Beschränkung in Betreff christlicher Dienstboten wurde gleichfalls aufgehoben. Sie wurden zu Contrakten aller Art befähigt, konnten Grundeigenthum erwerben und testamentarisch verfügen, und erlegten dieselben Gerichtsgebühren, wie alle andern. So waren sie in vielen Dingen christlichen Nazionen gleichgestellt.

Das Judenviertel in Livorno bestand und besteht nicht in einem von der übrigen Stadt abgesperrten Quartier, sondern in dem ganzen südlichen Theile der Stadt, die man jetzt, nachdem seit 1835 die Vorstädte von der neuen Ringmauer umschlossen worden sind, die innere nennen kann. Dieser Theil ist nicht gerade der schönste, aber doch in jeder Hinsicht anständig und geräumig. Hier wohnten sie anfangs Alle, nachmals aber wurde auch diese Verpflichtung ihnen erlassen, und sie konnten sich ankaufen oder einmiethen, wo sie nur wollten, nur nicht in der Via Ferdinanda, der schönen Hauptstraße der Stadt. Allmälig wurde ihnen selbst dies gestattet, die meisten blieben indeß in der bezeichneten Stadtgegend. Hier ist auch ihre große Synagoge; an Umfang und Schönheit steht sie nur der zu Amsterdam nach, und während die Façade nichts Ausgezeichnetes hat, gewährt das Innere mit den hohen gewölbten Räumen und den mit Balustraden versehenen umlaufenden Galerien der Emporkirche einen in seiner Art imposanten Anblick. Neben dieser Synagoge haben sie noch zwei kleinere und verschiedene Bethäuser. Daß der mosaische Cultus in Livorno ohne Beschränkung geduldet ist, braucht kaum gesagt zu werden. Diese Freiheit, so wie die Befugniß zur Anlegung von Schulen bildet eine der Hauptbestimmungen der Ferdinandischen Gesetzgebung, welche die Juden auch vor zelotischem Bekehrungseifer schützte. Niemand durfte israelitische Kinder unter dreizehn Jahren ohne Erlaubniß der Eltern taufen, wenn solche Kinder nicht in dringender Lebensgefahr sich befanden. Den Vätern wurde speziell gestattet, ihre Kinder, wenn sie christliche Katechumenen waren, ungestört zu besuchen,

und die Bestimmungen päpstlicher Bullen, welche verordneten, daß der hebräische Vater dem zum Christenthum bekehrten Sohne das Pflichttheil seines Erbes vor der Zeit zukommen lassen müsse, erlangten in Toscana nie gesetzliche Kraft.

Dabei bildete aber die jüdische Nazion eine von der christlichen völlig getrennte Gemeinschaft mit besondern Gesetzen, die sie ursprünglich selbst aufgestellt oder mitgebracht hatte, welche aber in spätern Zeiten (namentlich in den Jahren 1667, 1694 und 1769), auf Veranlassung der Gemeinde selbst, von der großherzoglichen Regierung in manchen Dingen modifizirt wurden. Die Massari, deren schon Erwähnung geschah, wurden von den versammelten Familienvätern gewählt. Ihnen steht die ökonomische Verwaltung des Cultus, wie aller sonstigen öffentlichen Angelegenheiten zu. Anfangs erstreckte ihre Gerichtsbarkeit sich über Civil- und Criminalfälle, mit Ausnahme solcher, welche infamirende oder Todesstrafe nach sich ziehen konnten, oder wobei Individuen andern Glaubens betheiligt waren. Unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold (1765—1790) wurde ihnen indeß diese beschränkte Criminaljustiz genommen, und nur die bürgerliche und commerzielle gelassen, wobei die Appellation an den Auditeur des Gouverneurs der Provinz (der in Livorno residirt) stattfand. Ueber liederliche Individuen konnte durch die Massari die Strafe des Exils verhängt werden. Heirathen, letzte Willensverfügungen und andere Familienverhältnisse und Vorkömmnisse wurden ganz nach den hebräischen Gesetzen behandelt. Starb einer von ihnen ohne rechtmäßige Erben, so fiel sein Nachlaß der Corporation zu. Die bedeutendste ihnen

auferlegte Beschränkung bestand darin, daß die Namen jüdischer Handelsleute und Grundbesitzer nicht in das Register des bürgerlichen Magistrats eingetragen werden konnten, daß sie von jeder städtischen Magistratur und jeder Befugniß bei Ernennungen und Repräsentation ausgeschlossen waren, wie ihnen auch der Zutritt zu solchen Gesellschaften verwehrt blieb, welche in den italienischen Städten der höhere Bürgerstand unter dem Namen der Stanze civiche hat, wie der Adel seine Casino's. Die erstere Beschränkung hob indeß der Großherzog Peter Leopold auf; die zweite wurde von der französischen Regierung abgeschafft, zur Zeit, als Toscana, nach dem Aufhören des efemeren Königreichs Hetrurien, einige Jahre lang eine Provinz des Napoleonischen Kaiserreichs mit dem leeren Titel eines Großherzogthums und einem gleich wenig bedeutenden Hofe bilden mußte.

Während in einigen Ländern, z. B. in Frankreich, die Zulassung der Juden noch zu den Regalien gezählt wurde, ihnen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts Handelsfreiheit verliehen ward, und noch im Jahre 1784 Ludwig XVI. Verordnungen gegen sie erließ, welche den Geist der Legislation des 16. Jahrhunderts athmen: mußte die Wohlthat der Ferdinandischen Gesetzgebung und die rühmliche Beständigkeit, womit sie in allem Wesentlichen und mit den sonstigen Staatsverhältnissen Verträglichen von der Toscanischen Regierung aufrecht gehalten ward, desto dankbarer anerkannt werden. Ferdinand I. selbst, wenn er auch sonst das Uebergreifen der kirchlichen Gewalt in weltliche Angelegenheiten häufig mehr denn billig nachsah und durch diese Nachgiebigkeit den Grund zu manchen Misverhältnissen legte, die bis auf den heutigen

Tag nicht dauernd ausgeglichen worden sind, so Vieles auch Peter Leopold dagegen versuchte und zum Theil mit so großer Hast und zu geringer Rücksicht auf Gewohnheit in's Werk setzte — Ferdinand I. widerstand in Betreff Livorno's allen Zumuthungen der Intoleranz. Er betrachtete Livorno als seine Schöpfung und hatte Recht, darauf stolz zu sein. Seine Nachfolger blieben großentheils seinem Systeme treu, und wenn Cosmus II. der Ueberreste der spanischen Sarazenen, welche, dreitausend an der Zahl, mit ihren Familien durch ihn selber (1611) nach den Ebenen von Livorno und Pisa verpflanzt worden, bald wieder sich entledigen mußte, so geschah dies nicht etwa aus religiösen Rücksichten, sondern weil sie keiner Zucht und Regel sich fügen wollten und zum Ackerbau sehr wenig Geschick zeigten. Strenge Beschlüsse schützten die Israeliten vor Belästigung und Beschädigung durch die christliche Bevölkerung.

Viele Conversionen kamen unter dem frömmelnden Cosmus III. (1670—1723) vor; meistentheils aber hatten die Christen sich über den Zuwachs eben so wenig zu freuen, wie die Juden über den Abfall zu trauern, und die Pensionen auf's Credo, wie das Volk die solchen Proselyten gezahlten Jahrgehalte nannte, wurden zum allgemeinen Gespött. Die französische Regierung in Toscana, welche übrigens die im Jahre 1806 gegen die französischen Israeliten ergriffenen restrictiven Maßregeln nicht auf die Livornesen anwandte, schaffte die spezielle Gerichtsbarkeit der Massari ab, und nach der Restauration der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie blieben die Juden den übrigen Unterthanen in der Art gleichgestellt, daß sie von denselben Tribunalen und nach den nämlichen

Gesetzen gerichtet werden, indem ihre sonstigen Privilegien, bürgerliche wie religiöse, unangetastet und unverändert bleiben.

Die Zahl der israelitischen Bevölkerung Livorno's hat zu verschiedenen Zeiten sehr geschwankt. Im Jahr 1633 zählte die Stadt 8642 Einwohner, wovon 700 dem mosaischen Glauben angehörten; im Jahr 1645 hatte diese Zahl sich beinahe verdoppelt. Später war der Zuwachs geringer, und in dem Jahrhundert von 1738 bis 1837 vermehrte die israelitische Einwohnerzahl sich nur um ein Viertel (3476—4497), während die christliche in derselben Zeit sich verdreifachte. Diese 4497 Israeliten, von denen gegen 300 Afrikaner sind, 50 Asiaten, die übrigen Europäer, sind in 1106 Familien getheilt, von denen über 270 zu den ganz armen gehören. Obwol den Juden, wie gesagt, die Erwerbung von Grundeigenthum frei steht, so legen doch die Wenigsten unter ihnen ihre Kapitalien auf diese Weise an. Es ist dies eine auch anderwärts vorkommende Erscheinung: die tiefeingewurzelte Gewohnheit, welche allerdings auf politischen, bürgerlichen und persönlichen Verhältnissen vieler, in Verfolgungen, Drang und Nöthen verbrachten Jahrhunderte fußt, vielleicht auch eine noch tiefer liegende moralische Eigenschaft, weisen den Juden immer wieder, und man könnte, in Betracht der geringen Zahl der Ausnahmen, sagen, beinahe ausschließlich auf die Industrie des eigentlichen Gewerbes hin, sei es nun Geldgeschäft oder Handel im engern Sinn. Denn diese bieten einestheils mehr und raschere Chancen, anderntheils läßt sich der Betrag des Vermögens leichter verheimlichen, was der Masse dieses Volkes fast zur andern Natur geworden ist. Der Erwerb unbeweglicher

Güter scheint für die Mehrzahl keinen Reiz zu haben Uebrigens würde man schwerlich irren, wenn man annähme, daß zu dieser Erscheinung auch der Umstand beiträgt, daß die wenigsten jüdischen Häuser in Livorno als solche von wirklich altem Bestande sind, vielmehr die Mehrzahl allmälig emporgekommen ist. Die Zahl der Eigenthümer beträgt nicht ganz ein Zehntel, welche nach dem Kataster ein jährliches Einkommen von 455,266 Lire vom Grundbesitz haben. Größere Kaufleute, Bankiers und solche, welche die freien Künste üben, beliefen sich im Jahr 1837 auf 486, die Gesammtzahl der Handel- und Gewerbtreibenden auf 1409 Individuen; die Zahl der die Familientaxe Erlegenden betrug 425, auf 4390 in der ganzen Livorneser Gemeinde. Im Allgemeinen haben Thätigkeit und Bedeutung der israelitischen Handelshäuser in den letzten Jahren sich vermindert.

Für das Unterrichtswesen sind in dieser Gemeinde verschiedene Hülfsmittel vorhanden. Man zählt eine Akademie für theologische Studien, eine Erziehungsanstalt für den Elementar- und höhern Unterricht der wohlhabenden Classen, ein von Familienvätern gestiftetes Institut, zwei Schulen für den wechselseitigen Unterricht, eine Handelsschule, eine grammatikalische Schule, vier Anstalten für den Religionsunterricht, endlich zwei Kinderbewahranstalten für Knaben und Mädchen. Die Zahl der im Jahr 1834 diese Anstalten Besuchenden (mit Ausschluß der beiden zuletzt genannten Asyle) betrug 767, und verhielt sich also zur Bevölkerung wie 1:6. Ueberdies gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Vereinen zu wohlthätigen Zwecken, für Krankenpflege, Unterstützung von Wöchnerinnen und Versorgung mit Ammen, für die Herbei-

schaffung von Lebensmitteln, Feuerung, Kleidung und Betten, für die Unterstützung fremder Glaubensgenossen, das Begraben der Todten, endlich zur Aussteuer armer Mädchen und zur Förderung der Künste. Ein israelitisches Spital ist noch nicht vorhanden, was bei der nicht geringen Zahl von Armen und unter den bestehenden Verhältnissen einigermaßen Verwunderung erregen dürfte.

So viel von den Livornesen, die bei Gelegenheit von Bemerkungen über die toscanischen Juden natürlich am meisten in Betracht kommen müssen. Weniger bleibt mir von denjenigen zu sagen übrig, welche in den übrigen Städten des Großherzogthums wohnen. Den Ghetto in der Hauptstadt habe ich bereits beschrieben; schon lange aber sind die Israeliten nicht mehr ausschließlich auf denselben angewiesen, sondern können wohnen, wo sie wollen, von welcher Bewilligung denn auch ungefähr der dritte Theil von ihnen Gebrauch macht. Ihre Zahl beträgt nach den neuesten Listen gegen 1500 Individuen, worunter dreißig Grundeigenthümer und zehn Wechselhäuser. Zwei Synagogen, eine öffentliche Schule für hebräische Sprache und Literatur, eine Verwahranstalt für Armenkinder männlichen Geschlechts, Gemeindeschulen, in denen Unterricht in der hebräischen und italienischen Sprache, in der Kalligrafie und in den von hebräischer Theologie handelnden Werken unentgeltlich ertheilt wird, ein nach dem bekannten lyrischen Dichter Salomon Fiorentino benanntes Institut für fünfzig Zöglinge der wohlhabendern Classe und verschiedene für wohlthätige Zwecke gestiftete Gesellschaften, für welche außerordentliche verhältnißmäßige Beisteuern eingefordert zu werden pflegen, finden sich in

der Florentiner Gemeinde, die der Regierung gegenüber durch einen Verwaltungsrath repräsentirt wird. Sie zählt eine nicht geringe Zahl wohlhabender und achtbarer Familien, die sowol in geschäftlicher Beziehung einen sehr ehrenwerthen Namen haben, als zum Theil in die höhere Gesellschaft aufgenommen sind und sich auch durch die Unterstützung, die sie den schönen Künsten gewähren, vortheilhaft auszeichnen. — In Pisa rechnet man 365 israelitische Einwohner, mit einer Synagoge, einer öffentlichen Knabenschule, einer theologischen Schule mit Bibliothek, drei Privatlehranstalten, einer wohlthätigen Stiftung und einem Verwaltungsrath. Siena hat 385 Juden, mit einer Synagoge, einer Armenschule und zwei Privatschulen, und zwei Vereinen für milde Zwecke. In Pitigliano, dem Hauptorte einer vormals unabhängigen Orsinischen Grafschaft, welche, an dem äußersten südöstlichen Ende Toscana's gegen den Kirchenstaat und die Maremma zu gelegen, erst im Jahr 1608 durch Kauf mit dem Großherzogthume vereint wurde, zählt man 329 Israeliten, welche meist in den umliegenden, vom Verkehr der großen Straßen abgeschiedenen Ortschaften als Hausirer Detailhandel treiben. Sie haben eine Synagoge und zwei Schulen, worunter eine nach dem Bell-Lancasterschen System. In Arezzo ist ihre Zahl so gering, daß sie sich noch nicht zu einer Gemeinde constituirt haben. In den meisten übrigen Orten des Landes sind nur einzelne Handeltreibende ansässig. Hienach kann die Gesammtzahl auf beinahe achttausend Individuen im ganzen Großherzogthum angeschlagen werden, welches eine Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen hat.

Im Kirchenstaat finden wir die Juden in ungleich minder günstigen Verhältnissen, als in Toscana. Im Jahr 1581 erneuerte Papst Gregor XIII. alle von Paul IV. und Pius V. ertheilten Vorschriften und verschärfte sie, indem er dem Inquisitionstribunal die Aufsicht über die Beziehungen der Israeliten zu Christen und christlichem Glauben zuwies. Im Jahr 1584 verordnete der nämliche Papst, eine Constitution Nicolaus' III. erneuernd, daß an allen Orten, wo Juden wohnten, wöchentlich eine christliche Predigt für sie gehalten und diejenigen, die mehr denn zwölf Jahre zählten, bestraft werden sollten, wenn sie derselben nicht beiwohnten. In Rom besteht diese Sitte noch, und fünf- bis sechsmal im Jahre pflegt ein Dominikaner in S. Angiolo in Pescheria vor drei- bis vierhundert Israeliten, die dazu beordert werden, über irgend einen Text aus dem Pentateuch, gewöhnlich über die Ankunft des Messias, zu predigen. Das Altarsacrament wird in solchen Fällen aus der Kirche entfernt. Sixtus V., sonst so strenge, namentlich wo es sich um Polizeiliches handelte, erwies sich ihnen geneigter und gestattete ihnen im Jahre 1586, in allen Städten des Kirchenstaats ihren Wohnsitz zu wählen, wenn auch kein Ghetto dort sich befand. Ob die Ernennung eines besondern Notars für die Hebräer und Neofyten, eines der vielen von diesem Papste geschaffenen käuflichen Aemter, gleichfalls zu den Wohlthaten gerechnet werden darf, mag dahingestellt bleiben. Was Sixtus V. bewilligt, nahm, gemäß einem in der Papstgeschichte unzähligemale sich wiederholenden Beispiele, Clemens VIII. wieder zurück, und im Jahr 1593 wurden die Juden genöthigt, jeden Ort zu verlassen, wo sie während der letztern Zei-

ten sich etablirt hatten, und auf Rom und Ancona sich zu beschränken, denen außerhalb Italiens Avignon, eine päpstliche Besitzung, hinzugefügt ward. Als 1598 das Herzogthum Ferrara dem Hause Este genommen und mit dem Kirchenstaate vereinigt wurde, erlaubte der Papst den dort in nicht unbedeutender Zahl ansässigen Juden, dazubleiben, indem er sie allen sonstigen die Nazion betreffenden Bestimmungen unterwarf. Dasselbe that Urban VIII. im Jahr 1626, als er von dem Herzogthum Urbino Besitz nahm, welches der Letzte der Montefeltro-Rovere seinem Oberlehensherrn noch bei seinen Lebzeiten abtrat.

So blieben die Verhältnisse der Juden mit geringen Veränderungen, außer daß man ihnen nach und nach die Ansiedelung in anderen Städten gestattete. Benedict XIV. erließ 1747 eine Constitution, durch welche die Taufe von jüdischen Kindern gegen den Willen der Eltern untersagt ward, außer unter besondern Umständen, auf welche, wie oben gesagt, auch die toscanischen Gesetze schon Rücksicht genommen hatten. Die Verhältnisse jüdischer Eheleute beim Uebertritt des einen Theils zum Christenthum wurden gleichfalls genau auseinandergesetzt, wovon dieser gelehrte Papst auch in seinem berühmten Werke über den Diözesansynodus handelt — Bestimmungen, welche durch ein Rescript Clemens' XIV. von 1770 erneuert und zum Theil erweitert wurden. Der Congregation des S. Uffizio (Inquisition) wurde zugleich freigestellt, den vom kanonischen Recht festgesetzten Zeitraum von vierzig Tagen, während dessen die Gesinnungen solcher erforscht werden sollen, deren Uebertritt zur christlichen Religion von ihren Verwandten oder sonst

gewünscht werden möchte, nach Gutdünken zu verlängern. Frauen, die sich nach dem Uebertritt ihrer Gatten in einem solchen Falle befanden, sollten in die Katechumenenanstalt gebracht und ihren Glaubensgenossen der Zutritt nicht gestattet werden. Der letztgenannte Papst unterwarf sodann die in Rom wohnenden Israeliten der ausschließlichen Gerichtsbarkeit des Cardinalvicars. — Unter der französischen Regierung wurden die Juden in den theils dem französischen Kaiserreich, theils dem Königreich Italien zugetheilten vormals päpstlichen Provinzen ihren übrigen, dem Napoleonischen Scepter unterworfenen Glaubensgenossen gleichgestellt, und sie konnten sich niederlassen, wo immer sie wollten. Damals verließen auch in Rom Manche den Ghetto und wählten sich Wohnungen in anderen Theilen der Stadt. Wenn auch, nach Pius' VII. Rückkehr, die päpstliche Gesetzgebung wieder in ihre frühern Rechte eintrat, so wurden jene doch unter Consalvi's Verwaltung hinsichtlich der Wohnungen wenig gehindert, und es ward den Wohlhabenden und Achtbaren nicht schwer, Erlaubniß zu erhalten, zu bleiben, wo sie waren. Dies änderte sich jedoch unter Leo XII. Der Ghetto ward erweitert, weil er nicht ferner Raum genug hatte, die angewachsene Zahl aufzunehmen; aber Alle ohne Ausnahme wurden genöthigt, sich wieder einsperren zu lassen. Glücklicherweise schließt der neue Zuwachs zwei der bessern Straßen ein.

Schon bemerkte ich im Vorbeigehen, daß die Juden in Rom der speziellen Jurisdiction des Cardinalvicars, nämlich desjenigen Mitglieds des h. Collegiums unterworfen sind, welches den Papst in seiner Eigenschaft als römischer Bischof vertritt. Diese Einrichtung hat auch

die neueste im Jahr 1834 erschienene Gerichtsordnung beibehalten. In Civilsachen entscheiden die beiden Sectionen des Vicariatgerichts in erster und zweiter Instanz; in Criminalfällen besteht hier wie für Alle die Appellation an die Sacra Consulta. Commerzielle Prozesse werden von dem römischen Handelsgericht und von der Rota als Appellationshof entschieden. Die privative Gerichtsbarkeit des Cardinalvicars anzudeuten, befindet sich dessen Wappen über dem Hauptthor des Ghetto, bei welchem ein Wachtposten ist. Auch in polizeilicher Hinsicht steht das Judenviertel exceptionell da. Wie über jeden der vierzehn Rione Roms eine Präsidentur oder Polizeidirektion gesetzt ist, welche sämmtlich vom Governatore abhängen, dessen Amt, wie ich schon bemerkte, eine der ersten Würden der Prälatur ist: so hat der Ghetto eine eigene polizeiliche Verwaltung. Dem Präsidenten stehen indeß noch andere Befugnisse zu, außer den gewöhnlichen. Denn während er der Chef der eigentlichen Polizei ist, die Handlungsbücher beglaubigen muß u. s. w., liegt ihm auch die Administration des Oekonomischen ob, und durch ihn wird die Gemeinde (oder Università degli Ebrei) der Regierung gegenüber repräsentirt, da dies nicht durch ihre eigenen Glieder geschehen kann. Es findet also hier eine Art Schutzverhältniß statt. Der Präsident, gegenwärtig ein römischer Fürst aus einer der ersten Familien (Don Pietro Odescalchi, als Gelehrter und trefflicher Stylist bekannt), hat seine Unterbeamten und Polizeidiener.

Ich machte bereits darauf aufmerksam, daß den Israeliten im Kirchenstaate die Erwerbung des Grund-

eigenthums untersagt ist, wenn auch einige Wenige das Gesetz dadurch umgehen, daß sie unter fremden Namen Güter kaufen. Die im Ghetto gelegenen Häuser gehören nun größtentheils Corporationen und Wohlthätigkeitsanstalten, welche dieselben meist zu geringen Preisen erworben haben. Die israelitischen Miether aber haben sie gewissermaßen in Erbpacht. Denn sie können nicht gezwungen werden, ihre Wohnungen zu verlassen, wenn sie den Pachtbedingungen regelmäßig nachkommen. Misbräuchen zu steuern, welche unvermeidlich gewesen wären, da die Juden ausschließlich auf diese wenigen Straßen beschränkt sind und hier durchaus wohnen müssen, besteht ein altes Recht, vermöge dessen der Pachtzins vom Eigenthümer nicht erhöht werden darf, sondern bei dem einmal angenommenen Satze stehen bleiben muß. Es heißt das Jus Gazagà, und ist in die päpstlichen Gesetze übergegangen. An gerichtlichen Fragen und Streitigkeiten fehlt es dabei nicht, wenn es sich um Ausbesserung und Verschönerung der Wohnungen handelt. Die nöthigen Ausbesserungen sind durch das Jus Gazagà berücksichtigt und können keine Modifikation des Zinses herbeiführen; ja dies geht so weit, daß, wenn ein Haus einstürzt und der Eigenthümer es wieder aufbauen läßt, der alte Miethsmann das Recht hat, das neue Haus zu den früheren Bedingungen zu beziehen. Ueber Entschädigung für Erweiterungen oder nicht unumgänglich nöthige Ausbesserungen entscheidet freundliches Uebereinkommen oder das Gericht. Vor böswilligen Belästigungen und Beschädigungen sind die Juden durch besondere Verordnungen und durch ihre Präsidentur geschützt. Eigentlich soll der Senator, als oberste städtische Behörde, dafür

Sorge tragen, und auf das Verhältniß zu ihm in seiner Eigenschaft als Haupt des Volkes (wovon die päpstliche Regierung, seit sie im 15. Jahrhundert wieder zu Kräften gekommen, ihm nicht viel gelassen) bezieht sich die alte Sitte der Huldigung, welche die Gemeinde jedes Jahr zu Anfang des Carnevals im Palast der Conservatoren auf dem Capitol zu leisten genöthigt ist. Das Schimpfliche, welches diese Ceremonie ehemals an sich trug, ist glücklicherweise abgeschafft worden; jetzt ist sie nichts als eine sehr uninteressante, wenige Minuten währende Formalität, zu welcher neugierige Fremde im beginnenden Fastnachtstaumel scharenweise hin zu strömen pflegen, um höchst unbefriedigt wieder nach Hause zu gehn. Das Ganze beschränkt sich gegenwärtig auf die Ueberreichung einer unbedeutenden Summe Geldes und der in ganz Italien üblichen Preisteppiche (palii), welche bei den verschiedenen, während des Carnevals stattfindenden Pferderennen als Prämie vertheilt werden, und von denen einer von Gold=, der andere von Silberstoff ist, zwei von Sammt und vier von Brocat. Als die Lehnsrechte und Gefälle unter Pius VII. im Kirchenstaat abgeschafft wurden, wollte auch die jüdische Corporation dieser Verpflichtung sich entziehen, indem sie behauptete, dieselbe gehöre in das Gebiet der Baronalgerechtigkeit des Senates. Von einer zur Untersuchung der Ansprüche einberufenen Commission ward indeß die Sache ablehnend entschieden.

Die Zahl der in den ältern Provinzen des Kirchenstaats befindlichen Israeliten beläuft sich auf ungefähr 16,000. Von diesen kommen auf die Stadt Rom, nach der Zählung des J. 1842, 3732, nämlich 1863 Männer

und 1869 Frauen in 828 Familien, auf Ancona 1800, während die übrigen auf Bologna, Perugia, Spoleto, Terni u. s. w. sich vertheilen, wo kein Ghetto eingerichtet ist. Das vormalige Herzogthum Urbino zählt gegen 1100, nämlich Sinigaglia, der Schauplatz der besuchtesten Messen Italiens, 500, Pesaro 400; Urbino selbst, welches jetzt auf keinen bedeutenden Verkehr mehr Anspruch machen kann, obgleich neue, vortreffliche Straßen ihm von seiner thronenden Höhe aus die Verbindung mit Toscana erleichtern, nur 150; der Rest in dem abgelegenen Gebirgsstädtchen Gubbio. Die ferraresische Provinz hat etwa 2250 aufzuweisen, von welchen 1800 auf die alte Hauptstadt der Este, 300 auf Lugo, 150 auf Cento kommen. Der Nachkomme der Este, der Herzog von Modena, hegt gegen dieses Volk weniger gnädige Gesinnungen als seine Vorgänger. Die jüdische Gesammtbevölkerung übersteigt also 10,000 Seelen auf ungefähr 2,800,000 Einwohner im ganzen Staate. Beinahe alle widmen sich dem Handel und Gewerbe, und in Rom selbst ziehen sie immerfort als Hausirer durch die Straßen, während die Weiber, wie ich bereits erwähnte, zum Ausbessern der Kleidungsstücke, worin sie beinahe allerwärts eine große Gewandtheit haben (u. A. in Constantinopel, wo sie fast ausschließlich damit und dem Trödel sich beschäftigen), in die Häuser gehen. Die Zahl der Reichen ist nicht groß, die der Armen unverhältnißmäßig. Sie haben ihre Rabbiner, Schulen und Stiftungen, wie Gesellschaften zu wohlthätigen Zwecken; es fehlt aber viel daran, daß Alles so wohl geordnet und eingerichtet wäre, wie in Livorno. Die Summen, über welche die Università degli Ebrei zum Behuf des öffentlichen Unterrichts, der

Unterstützung der Bedürftigen u. s. w. zu verfügen hat und welche von den Wohlhabenderen zusammengeschossen werden müssen, belaufen sich auf jährliche 13,000 Scudi, über deren Verwendung sie der Commission des Schatzamtes Rechenschaft ablegen muß. Bürgerliche Rechte genießen sie nirgends und sind folglich von Aemtern, welche sie auch sein mögen, ausgeschlossen, wie sie denn überhaupt blos geduldet sind und ursprünglich zum römischen Volke in einem Vasallenverhältniß stehen. Eben so wenig können sie inländische Universitäten besuchen, um z. B. den medizinischen Doktorgrad zu erlangen, da auf den hohen Schulen des Kirchenstaats überhaupt das katholische Glaubensbekenntniß zur Promotion erforderlich ist. In diesen und andern Dingen haben die Päpste ihre Grundsätze immer offen ausgesprochen, und Clemens XIV. erklärte im Jahr 1770 eben in Bezug auf die Verhältnisse der Israeliten unumwunden, in Sachen, wo der Glaube in Betracht komme, könne der Papst auf die Sitte anderer Nazionen keine Rücksicht nehmen. Sonst sind, namentlich in unsern Tagen, die Juden in Wandel und Verkehr ziemlich ungehindert.

Achter Brief.

L'Agosta.

Im alten Marsfelde, zwischen der Via Flaminia und der Tiber, sieht man an der heutigen Via de' Pontefici ein ziemlich ansehnliches Haus, nach italienischer Sitte mit dem hochklingenden Namen Palazzo beehrt, obgleich es, wie so oft in ähnlichen Fällen, wenig oder nichts Palastartiges an sich hat. Es ist überhaupt gar nichts Merkwürdiges daran und die Aufmerksamkeit wird nicht eher erregt, bis man, über den engen Hofraum gehend, einen Cirkeltheil eines großen innern Gebäudes vor sich sieht und hinaufsteigend im Umkreise eines großen Amfitheaters sich befindet. Alles in demselben sieht völlig modern aus: es ist eine Arena von nicht unbedeutendem Umfange, in welcher eine niedere Breterwand den engern Kreis beschreibt, der für die Reiterkünste und andere Schauspiele bestimmt ist; mehre emporsteigende Reihen von Sitzen umgeben sie, zu oberst eine Reihe bedeckter Logen, über welche dann noch auf der einen Seite ein zu Wohnungen bestimmter Theil des Gebäudes hinwegschaut, zu einer so

bedeutenden Höhe sich erhebend, daß man aus der Ferne beinahe von allen Punkten den Bau gewahrt, obgleich er ganz in der Niederung liegt. Man würde kaum sich träumen lassen, auch hier auf classischem Boden zu stehen. Und doch befindet man sich im Umkreise des Grabmals des Kaisers Augustus, seiner Angehörigen und vieler seiner Nachfolger.

Welche großartigen Massen schon die letzten Zeiten der Republik aufthürmten, die Reste der Abgeschiedenen aufzunehmen, zeigt uns das Grabmal der Cäcilia Metella, der Tochter des Eroberers von Creta, der Gattin Crassus des Triumvirs. Octavianus Augustus, dem das durch die Bürgerkriege erschöpfte, ihrer Greuel müde Rom den Primat willig zugestand, obgleich er anscheinend den Stand des hochgestellten Bürgers eines Freistaats nicht verließ, war also wohl berechtigt, für sich und seine Familie einen prächtigen Begräbnißort einrichten zu lassen. Er wählte dazu das Marsfeld und auf ihm eine Stelle in der Nähe des Ufers. Eine Grundmauer von netzförmigem Ziegelbau, mit Marmorplatten ausgelegt, 225 Fuß im äußern Durchmesser, beschrieb einen Kreis, zu welchem auf der Südseite, bei der jetzigen Kirche San Rocco, der Eingang war. In der Mitte dieses Kreises befand sich ein von einer Kuppel bedeckter großer runder Saal und um denselben herum 13 Grabkammern. Ueber der Wölbung und den Kammern erhob sich ein mit immergrünen Bäumen bepflanzter Erdhügel, dessen Spitze Augustus' kolossale Erzstatue krönte. Am Eingange errichtete man, wahrscheinlich in der spätern Kaiserzeit, zwei Obelisken, von denen Sixtus V. 1587 den einen bei der Kirche Sta. Maria Maggiore, Pius VI. den

andern 1786 auf dem quirinalischen Berge aufstellen ließ. So war das Grabmal beschaffen, welches man, in Rom das einzige, nach dem zu Halicarnassus, Mausoleum nannte und das 28 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gebaut ward. Mehre der Seinigen sah Augustus hier beisetzen — Marcellus, Agrippa, seine Schwester Octavia, Drusus, Cajus und Lucius Cäsar: dann nahm die Grabkammer seine eigene Asche auf und nach ihm die von mehren seines Geschlechts und seiner Nachfolger bis auf Nerva. Für spätere war kein Raum vorhanden. Zu verschiedenen Zeiten gefundene Inschriften und andere Monumente nennen uns die einzelnen Personen.

Ein so ansehnlicher Bau konnte der Zerstörungswuth des Mittelalters nicht entgehen. Schon Alarich drang in das Innere, um nach Schätzen zu suchen. Dann ist von des Kaisers Grabe nicht mehr die Rede Jahrhunderte lang: es verschwindet in der Nacht des Vergessens, welcher die Schicksale von nur wenigen unter den Bauten des alten Rom entrissen worden sind. Endlich finden wir es wieder, verbunden mit dem Namen einer der größten römischen Familien. Als die halberhaltenen, halbzertrümmerten Gebäude der Stadt, Theater, Thermen, Tempel, Grabmäler, meistens den Geschlechtern zugefallen waren, denen wir, wo die historischen Nachrichten wieder etwas reichlicher zu werden beginnen, begegnen, ohne von der Mehrzahl derselben die Herkunft zu wissen, fand das Mausoleum sich in den Händen der Colonnesen. Es war jene Zeit, wo Roms Gebiet gewissermaßen auf die Campagna beschränkt war und, wie in den Tagen der Könige, die kleinen Ortschaften des Gebirges bekämpft wurden. Am 30. Mai 1167 fand jene viel besprochene Schlacht

gegen die Bewohner des festen Tusculum statt, in welcher die Römer, heu quantum mutati ab illis! eine entschiedene Niederlage erlitten. Flüchtig und Schutz suchend hinter ihren halbzerstörten Mauern, wollten sie sich rächen an den Colonnesen, denen sie das Unglück beimaßen, als ständen diese mit den Tusculanern im heimlichen Bündniß. Die Burg der Familie, L'Agosta, wie man sie nebst dem ganzen Stadttheile, in welchem sie lag, zu nennen pflegte, wurde vom Volke angegriffen, erobert und verwüstet. Um jene Zeit hatten die Bewohner Roms schon angefangen, ihre Wohnungen in diesem Stadttheile zu bauen, den ehemals nur öffentliche Gebäude geschmückt hatten: nach der Einäscherung des größten Theiles der Hügelstadt durch die Normannen aus Apulien hatten sie sich in die Ebene zurückgezogen. Diese entlegene Gegend mochte damals doch noch größtentheils öde liegen. So konnten auch die Colonnesen die verwüstete Burg leicht behalten und wiederherstellen, ohne daran gehindert zu werden. Noch einmal aber sollte ein ähnliches Schicksal sie treffen. In den Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II. und Gregor IX., im letzten Lebensjahre dieses Papstes, 1241, ergriff der Cardinal Johann Colonna die Partei des Kaisers. Ein Jahr zuvor hatte er mit Friedrich Frieden geschlossen im Namen des Papstes, aber dieser weigerte sich später, die Bedingungen anzuerkennen. Erzürnt darüber, auf solche Weise sich preisgegeben zu sehen, erklärte der Cardinal sich gegen den Papst, zog seinen Neffen Otto und andere der Familie in sein Interesse und befestigte seine Burgen. Gregor gab dem Senator der Stadt, Matteo Rosso, Befehl, das Grabmal August's anzugreifen: es konnte sich gegen die Belagerer nicht

halten, wurde genommen und von Grund aus zerstört. Die Colonnesen verließen Rom und zogen nach dem festen Palestrina, ihre Burgen und die lucanische Brücke über den Anio auf der Straße nach Tivoli verstärkend, die in ihre Hände gefallen war. Der Kaiser drang bis zu den Albaner Bergen vor, stand aber doch ab von der beabsichtigten Belagerung der Stadt. Es ist dieser Cardinal Colonna, welcher das Spital beim Lateran gründete, das nach dem Erlöser benannt wird.

So blieb das Mausoleum in Trümmern liegen. Nur die Grundmauern des Rundbaues, deren Festigkeit den Stürmen getrotzt hatte, waren stehen geblieben. Die Wölbung war eingestürzt und der innere Raum bildete eine mit Erde und Schutt bedeckte Fläche, welche man das Feld der Agosta nannte. Noch einmal wird die Ruine in der mittelalterlichen Geschichte genannt, in der Erzählung nämlich vom Tode des Cola di Rienzo. Am 8. Sept. 1354 wurde der vormalige Tribun und Wiederhersteller der römischen Freiheit am Fuße des Capitols niedergestoßen*). Von dort schleppte der Pöbel ihn nach San Marcello. Am Erker eines Hauses, berichtet ein gleichzeitiger Chronist, wurde er aufgehangen; kopflos, denn sein Haupt war unterwegs liegen geblieben; der Rumpf von Wunden durchlöchert wie ein Sieb, unmäßig dick und von weißlicher Farbe. Nachdem er zwei Tage und eine Nacht dort gehangen und die Buben immer mit Steinen nach ihm geworfen, wurde er am dritten Tage nach dem Befehle des Jugurtha und Sciaretta della Colonna nach dem Felde der Agosta geschleift. Dort versammelten sich alle Juden in großer Menge: nicht

*) Röm. Br. II. 122.

einer blieb zu Hause. Sie zündeten ein Feuer an von trockenen Kardendisteln und warfen ihn in die Flamme. Die Juden standen da und drängten sich hinzu und schürten das Feuer an, damit er rasch verbrenne. So wurde der Leichnam in Asche verwandelt und es blieb von ihm keine Spur mehr übrig. Welches Schauspiel, diese gräßliche Leichenfeier des einstigen Lieblings und Führers eines rohen, wetterwendischen Volkes, des Freundes des Petrarca, dessen, der in seinen guten Tagen Roms mächtigen Adel in Zaum gehalten, dann aber versunken war und untergegangen in Nichtigkeit. Und eine solche Leichenfeier da, wo einst das ganze Römervolk Augustus' Ueberreste, von den Priestern, den Rittern, den Magistratspersonen und Kriegern umgeben, auf dem Scheiterhaufen von den Flammen verzehrt und einen Adler die Rauchsäule umkreisen gesehen.

In der malerischen Schilderung, welche der damalige päpstliche Geheimschreiber und nachmalige florentinische Kanzler, Poggio Bracciolini, von dem Zustande Roms unter den Päpsten Martin V. und Eugen IV. in seinem Werke „De varietate fortunae“ entwirft*), finden wir das Grabmal des August in der Form eines mit Reben bepflanzten Hügels erwähnt, den man Augusta nannte. So blieb es auch in der spätern Zeit. Verschiedene Nachgrabungen wurden angestellt, welche mannigfachen Ertrag lieferten: einer der Obelisken lag zerbrochen am Boden, der andere war mit Schutt bedeckt. Mehr denn hundert Jahre nach Poggio und einige Zeit, nachdem Andrea Fulvio eine Beschreibung der Reste geliefert, finden wir eine beiläufige Erwähnung des Mausoleums in den in-

*) Röm. Br. II. 361.

teressanten Briefen, welche ein florentinischer Verbannter, Giambatista Busini, über die Ereignisse in seiner Vaterstadt in den J. 1527—31 an Benedetto Varchi schrieb, als dieser im Auftrage Cosmus' von Medici mit der Geschichte von Florenz sich beschäftigte und überall Material sammelte.

Gegenwärtigen Brief — heißt es im 20. des Busini, vom fünften Sonntage in den Fasten 1549 — schreibe ich mitten im Grabmal des Augustus im Campomarzo. Mein Monsignore (vielleicht der Bischof von Fermo) hat es unternommen, diesen Ort wiederherzustellen und hat ihn in einen schönen Garten umgeschaffen, mit einigen Zimmern, in denen wir zu Mittag essen können. Dies ist sein Zeitvertreib. So ist nun das Mausoleum ein Küchengarten geworden, der uns vortrefflichen Salat liefert.

Die Reihe der Bestimmungswechsel dieses Gebäudes war aber noch nicht zu Ende. Als die Bevölkerung in diesem Theile Roms immer dichter wurde und ein großer Theil der vornehmen Welt nach dieser Seite hinzog, war es natürlich, daß die Trümmerstätte nicht lange mehr in ihrem bisherigen Zustande bleiben konnte. Indeß fand ihre Umwandlung doch erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts statt, und die Bestimmung des Gebäudes, welches sich auf den Ruinen erhob, wurde schon durch die Form des ursprünglichen Baues an die Hand gegeben. Seltsamer Wechsel! Während das flavische Amfitheater, zur Befriedigung der Schaulust einer unbeschäftigten Menge errichtet, durch das Blut der Märtyrer geheiligt, zu einem geweihten Orte geworden: ist das Grabmal des ersten Kaisers, den alten Römern ein Gegenstand frommer Ehrfurcht, gerade in einen solchen Schau-

platz öffentlicher Vergnügungen umgeschaffen. Die Localität der beiden Gebäude — das eine in Roms verödetem Theile, von Klöstern und Vignen umgeben, das andere in einem dichtbewohnten Viertel, wo man nur dem alltäglichen Getreibe der modernen Stadt begegnet — hat zu jenem wie zu diesem das Meiste beigetragen. So läßt man denn der Cäsaren Asche noch nicht ruhig schlafen, und während vor Jahrhunderten bürgerliche Kämpfe über ihr tobten, machen jetzt Pferde und mit Tricot überzogene Reiter und Reiterinnen ihre Kunststücke, wird das Lotto gespielt und Feuerwerk nach Feuerwerk, der Hauptgenuß der Römer unserer Tage, in der Arena abgebrannt. Der alte Kaiser Augustus mag zusehen, wie er dabei zurechte kommt.

Die antiken Reste bestehen in der schon erwähnten Grundmauer aus netzförmigem Mauerwerk von Tufstein, und in den Spuren der Wände, welche die dreizehn Grabkammern bildeten. Die zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe sich erhebende Mauer ist von äußerster Dauerhaftigkeit. Sonst ist an dem Gebäude Alles neu und übertüncht.

Manche Gebäude des alten Rom haben ihre Bestimmung auf sonderbare Weise verändert. Das Grabmal Hadrian's ist eine Burg und Gefängniß für politische und andere Verbrecher oder Angeschuldigte; das Colosseum ist eine Stätte frommer Andacht; das Marcellustheater die friedliche Wohnung der einst so kriegerischen Orsini'schen Familie. Im Tempel oder der Basilika des Antoninus oder der Marciana hat die Douane Raum gefunden und die Diocletianischen Thermen sind ein Karthäuserkloster geworden. Augustus' Mausoleum aber wurde Burg, Weinberg, Küchengarten und ist nun Amfiteatro Correa.

Neunter Brief.

Die letzten Stuarts.

Es hat immer Prätendenten gegeben: es wird deren immer geben. Unsere bürgerlichen Rechtsverhältnisse sind ziemlich gut geordnet, die politischen sind es nicht. Man bringt es in diesen zu keiner rechten Consequenz, und moderne Theorien dienen nur dazu, die Sache immer mehr zu verwirren. Nimmt man einmal das Prinzip des Fait accompli an, so hat alles positive Recht ein Ende. Man braucht mir nicht einzuwenden, in manchen Fällen bleibe nichts anders übrig, als die Dinge zu nehmen, wie sie sich einmal gestaltet: es würde schwer oder gar nicht möglich sein, das, was geschehen, zu redressiren, das Unrecht gut zu machen (ein Glück, wenn man noch das Unrecht zugesteht!), frühere Verhältnisse wieder ins Leben zu rufen. Ich gebe es gerne zu, wenn ich auch die Begriffe von schwer oder unmöglich bisweilen für übertrieben halten möchte. Man ist in der Politik mit Con-

cessionen zu leicht bei der Hand; die Folge davon ist, daß einerseits die Begriffsverwirrung, andrerseits die Unsicherheit mit jedem Tage zunimmt. Wir sind auf gutem Wege und der Himmel weiß, wozu wir noch gelangen werden!

Fürchten Sie nicht, daß dies das Exordium einer politischen Predigt sei. Es wird nur zu viel gepredigt, und wenige Predigten nutzen. Ich nun gar würde wahrscheinlich Prediger in der Wüste sein. Ich gerieth nur in diese Alltagsbetrachtungen, indem ich die Feder ergriff, um Ihnen über illüstre Prätendenten der neuern Zeit, die Stuarts, zu schreiben.

Sie dürfen keine Geschichte der Stuarts erwarten. Mehr denn irgend ein anderes Herrscherhaus hat das Geschlecht der schottischen Könige tragische Schicksale erlebt: mehr denn irgend ein anderes hat es beredte Historiker gefunden, beredt in Liebe wie in Haß. Die Dichtung hat sich dieser Schicksale bemächtigt: sie hat lebendige Gestalten und Leben und Sitten vergangener Jahrhunderte vorgeführt, und die ganze Welt, die man die civilisirte nennt, mit Antheil erfüllt, und die einst so kalten Herzen erwärmt, als schon der scheidende Stral verglommen, als die Letzten des Hauses, lebensmüde, in die Gruft, die nicht ihrer Väter Gruft, hinabgestiegen; als die Jakobitenlieder in Hochland wie Niederland verklungen und literärische Curiosa geworden waren. Vielleicht war es da für die Poesie die geeignetste Zeit, zu treten in die Rechte der ernsten, abwägenden Geschichte.

Schärfer kann kaum ein Contrast sein, als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauses, in dem

heitern, sonnigen Süden, nach der Wiege des Geschlechtes sich versetzt. Auf mich wenigstens hat dieser Contrast den mächtigsten Eindruck gemacht. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouse, welche ohne Dach da steht, die Bogen und Fenster zertrümmert, die Wände und Pfeiler geschwärzt durch die Einflüsse der Witterung, liegen die Reste mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands saßen, seit Robert II. im J. 1370 die Krone in sein Haus gebracht. Der größere Theil des Palastes ist neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umschließt er einen innern Hof, der unten offne Bogen und darüber zwei Geschosse hat, etwas schwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade noch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen und großem Portal und darüber der kolossalen schottischen Krone, versehenen Façade nicht fehlt. Aber der Palast ist ausgestorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige schottische Adelsfamilien, denen ein solches Recht zusteht, in demselben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die sich mit ihren Gläubigern nicht verständigen können. Denn Holyrood und seine nächste Umgebung sind für solche ein Asyl, das auch in unsern Tagen schon von vornehmen Personen in Anspruch genommen worden ist. In dem großen Saal, der mit einer Sammlung von lächerlich schlechten Porträts (wenn man ja einen solchen Namen brauchen will) der Könige geziert ist, gab der Prätendent Carl Eduard Feste; viele der Gemächer sind noch so ziemlich in dem Zustande, wie sie von Carl X. bewohnt wurden, als diesen sein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber interessant ist der ältere, winklige Theil des

Palastes, wo man noch Maria Stuart's Zimmer sieht: da ist ihr Schlafgemach mit dem Bett, das in dem Zustande geblieben, wie sie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da ist, anstoßend das enge Cabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei andern Personen (wie sie darin Raum fanden, ist kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und seine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken.

Als ich durch die leeren Räume von Holyroodhouse ging, fielen mir die rührenden Verse Robert Burns' ein, welche die alte Königsburg begrüßen:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years,
Famed heroes! had their royal home:
Alas, how chang'd the times to come!
Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just!

Im Schlosse zu Edinburg, wo jetzt wiederum die alten schottischen Kroninsignien zu sehen sind, die man auf immer bei Seite geschafft glaubte, aus Besorgniß, der Schotten Nazionalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jakob VI., der die Kronen beider Reiche vereint tragen sollte. Nur die Erinnerung und ein Paar gemalte Wappen sind geblieben. Aber von der gigantischen Felsenmasse aus, auf welcher die einst so starke Burg steht, sieht man die alte Hauptstadt der Stuarts vor sich liegen — eine so eigen=

thümlich-pittoreske wie großartig-schöne Szene. Hier, wo die Felsenwände schroff abfallen und unersteigbar, die eigentliche, alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchnest), wie man sie nannte, verworren und unregelmäßig, Häuser von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die sanft ansteigende Esplanade verbunden mit der Hauptstraße, die erst als High-Street, dann als Canongate nach Holyrood führt. Dies ist das historische Edinburg, welches Walter Scott uns so oft, und immer doch neu und anziehend, geschildert hat. Hier steht die Cathedrale von St. Giles, deren Thurmspitze die Form der schottischen Krone hat, in welcher der Covenant beschworen ward und wo der Regent Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montrose begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren saßen, jetzt die Gerichte; hier ist die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" stand, das alte Stadtgefängniß, hier das Canongategefängniß mit der seltsamen Inschrift: „Sic itur ad astra." Dort steht das baufällige Haus des leidenschaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit seiner, in grellen Farben gemalten Büste an der Ecke; dort, auf geräumigem Platze, Heriot's Armenhaus, von Jakobs VI. Hofjuwelier gegründet, ein schloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorstyl. Durch diese Straßen, die jetzt noch ein düstres Aussehn haben mit ihren himmelhohen, rauchgeschwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häusern, mit ihren überhängenden obern Geschossen und vorspringenden Erkern, ihren Gitterfenstern und Spitzthürmchen, und ihrem schlechten Pflaster, wurde Montrose in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde

Capitain Porteous, durch Scott's lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom rasenden Volke zum Galgen geschleppt; hielten viele Herrscher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren festlichen Einzug. Gegenwärtig sind es beinahe nur die ärmern Classen, welche die alte Stadt bewohnen, und wahrlich, hier, wie überhaupt in Schottland, sind nicht gering Armuth und Elend.

Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contrast! Von der erstern geschieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeschaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die riesige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegossen worden sein soll und daher Mons Meg heißt, dehnt sich ein langer, schmaler Hügelstreifen, der an seinem östlichen Ende stark ansteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, stattlichen Häusern überziehn ihn seiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes-Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude in antikem Styl mit Reihen von Säulen, kolossale Broncestatuen, Capellen im gothischem Baugeschmack zieren die Plätze. Es ist eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflasterte, mit breiten Trottoirs versehene Stadt, an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigsten Aussichten auf Berg und Thal das pikanteste sind, deren Straßen still und menschenleer erscheinen, namentlich wenn man aus dem geräuschvollen London kommt Jene östliche Kuppe aber ist wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburg mit Athen verglich. Auf diesem Calton-Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Errichtung Schottland so liberal ist: da ist Nelsons

Denkmal, ein runder Thurm von nicht sehr glücklicher Form, von dessen Höhe man aber eine wundervolle Aussicht hat; da ist das Monument des Filosofen Dugald Stewart, eine Copie des choragischen Denkmals des Lysikrates in Athen; das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthisches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nazionaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchsten Spitze des Hügels sollte es sich erheben, dem Parthenon der athenischen Burg nachgeahmt: aber nur die Porticus der Vorderseite steht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen sind sichtbar: so eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl dran thut, so viele antike Gebäude zu copiren, am wenigsten hier, wo eine gewisse Absichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die unvergleichliche Localität und die historische Bedeutung auf die Ausbildung eines dem Norden mehr zusagenden und eigenthümlichen Styls hinweisen. Das vollendetste und die beste Wirkung machende Gebäude im classischen Geschmack in der Stadt ist die Hochschule*) am Calton-Hill, die aber unbequem liegt und bei welcher man mehr auf die malerischen Erfordernisse als auf die Zweckmäßigkeit gesehn hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geschieht. Andere, z. B. das königliche Institut, das Collegium der Wundärzte u. s. w. würden einen bessern Effekt hervorbringen, wären sie günstiger, namentlich höher, gelegen. Welche malerische Schönheit

---

*) High-School, ein Lyceum, nicht die Universität, welche in einem andern Theile der Stadt liegt.

aber durch Bauten im mittelalterlichen Styl erzielt werden würde, zeigt das am Fuße des mehrgenannten Hügels gelegene Gefängniß in der Form einer festen, mit viereckigen Thürmen und Zinnen versehenen Burg.

Zwei großartig kühne Felsenmassen begrenzen nach Osten die alte Stadt, eine vor die andere hingeschoben, die Salisbury-Crags, scharfkantig und mit schroffem, steilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Gesteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthur's Seat, mehr denn 800 F. über das Meer sich erhebend, eine schöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreise das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir stehen, nördlich, über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengesetzter Seite in die Ebne sich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen scheinen, so sieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbusen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Häfen liegend und hin und her segelnd, zahlreiche Dampfboote, die Flut durchfurchend, gegenüberliegend die Küste von Fife, und, landeinwärts dann sich wendend, die fruchtbare, grüne, an Ortschaften und Schlössern und Landhäusern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln*).

---

*) Traced like a map the landscape lies
In cultured beauty stretching wide;
There Pentland's green acclivities;
There Ocean, with its azure tide;
There Arthur's seat; and, gleaming through
Thy southern wing, Dunedin blue!

Die Nebel Schottlands sind bekannt. In Edinburg kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporsteigt aus tausend und abermal tausend hohen Schloten. Da legen sie sich denn auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die riesige Säule, welche Lord Melville's Bildsäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inseln auftauchen: hie und da zerreißt der Wind den Schleier und hohe Häusergruppen und Brückenbogen blicken fantastisch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald diesen, bald jenen Theil, während die dunkeln Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt.

Wo man auch in Schottland gehn mag, überall trifft man auf Monumente. Wie reich Edinburg an solchen ist, habe ich schon in der vorstehenden Skizze angedeutet. Pitt, Nelson, Melville, Georg IV., der Herzog von York, Lord Dundas, der Earl of Hopetoun, David Hume, Playfair, D. Stewart, Burns haben Monumente, theils Statuen, von der Hand eines Chantrey und Flaxman, theils Bauwerke, theils beides vereinigt. Dem größten und populärsten Dichter Schottlands in unsern Tagen, Walter Scott, wird gegenwärtig, an schöner Stelle, ein Denkmal errichtet, eine zierliche gothische Thurmpyramide, unten mit offener Spitzbogenhalle, in welcher seine Bildsäule aufgestellt werden wird. In Glasgow sieht man viele

---

While in the orient, Lammer's daughters,
A distant giant range are seen,
North-Berwick-Law, with cone of green,
And Bass amid the waters.

Statuen: Scott, Sir John Moore, welcher die erste britische Expedizion in Portugal befehligte, James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, Pitt, Knox, die Reiterbildsäule Wilhelms III. Nur Ein Denkmal der Stuarts aber fand ich in der Hauptstadt, und nicht des besten oder ruhmvollsten des Hauses, Carls II. Reiterstatue am Parlamentshause.

Ich sah den verödeten Palast von Linlithgow, in welchem Maria von Guise ihre schöne und unglückliche Tochter zur Welt brachte, während ihr Gemahl, Jakob V., zu Falkland an gebrochnem Herzen starb: die ehemalige Königsresidenz ist eine Ruine, da während des Feldzugs gegen den Prätendenten im J. 1746 die Dragoner General Hawley's sie in Brand steckten. Ich war auf dem Schlachtfelde von Falkirk, wo Carl Eduard zuletzt das Glück lächelte, und auf der Burg von Stirling

— „the bulwark of the North,
Grey Stirling, with her towers and town" — *)

wo Jakob II. und Jakob V. geboren, Jakob VI. getauft wurde. Der Palast, jetzt im Innern gänzlich verdorben und in eine Caserne umgeschaffen, ist ein Bau Jakobs V. und bewahrt noch seine seltsam baroke Außenseite mit den hohen vergitterten Bogenfenstern, den fantastischen Kragsteinen und gewundenen Säulen, auf denen in Nischen fratzenhafte Statuen stehn, während andere von Königen und Kriegern zwischen den Zinnen sich erheben. Von den Wällen hat man eine so weite und malerische wie interessante Aussicht: in unaufhörlichen Krümmungen win-

*) The Lady of the Lake, V. 19.

det sich die Forth durch die grüne Ebne, bis sie, wie die untere Themse, halb Fluß, halb Meer ist; die Hochlandberge sind sichtbar, und in der Nähe liegen Schlachtfelder, berühmt in der schottischen Geschichte: Bannockburn, wo Robert Bruce einen entscheidenden Sieg über Englands Streitmacht erfocht, und Sauchieburn, wo König Jakob III. im Bürgerkriege, in welchem sein eigner Sohn ihm gegenüberstand, das Leben verlor. Die Geschichte der Stuarts ist eine tragische von Anfang zu Ende.

Kehren wir aus dem Norden zurück zu dem Süden des Landes, so begegnen wir zahlreichen Erinnerungen an jenes königliche Geschlecht. In Heinrichs VII. Kapelle in der Westminster-Abtei liegen Freund und Feind: in prächtigem Mausoleum die unglückliche Maria; neben ihr, von ihren Kindern umringt, ihre Muhme und Schwiegermutter, Lady Margaret Douglas, die Mutter Darnley's; Jakob VI., seine Gemahlin und mehre seiner Kinder: Carl II.; Maria, die Gemahlin Wilhelms III., und Königin Anna, die letzte Herrscherin des Hauses.

Sie werden mir diese Abschweifung zu gute und bei solcher Gelegenheit nicht für unpassend halten. Ich bin nun wieder diesseit der Alpen und in Rom. Aber mehrmals noch werde ich Sie über die Berge nach nördlichen Himmelsstrichen führen müssen.

Es war im Jahre 1717, als der Chevalier de St. George, Jakob Stuart, den man wol König Jakob III. nannte, durch politische Verhältnisse Frankreich zu meiden genöthigt, in Rom großartig-gastliche Aufnahme fand, nachdem er eine Zeitlang in Urbino verweilt hatte, der Vaterstadt des damals regierenden Papstes Clemens' XI.

Nichts als Misgeschick hatte die Stuarts verfolgt, seit Jakob II. ohne Widerstand England verließ, vom Throne gestoßen durch eine unblutige Revoluzion, von der Chateaubriand meint, die Engländer sollten sich damit begnügen, sie eine nützliche zu nennen, statt einer glorreichen, da von Ruhm für England nicht die Rede gewesen sei. Alle Versuche Ludwigs XIV., ihn zurückzuführen, schlugen fehl: am Boyne-Fluß und bei La Hogue war das Glück den Waffen Oraniens hold, und im Ryswicker Frieden war König Ludwig genöthigt, Wilhelm III. anzuerkennen. Man mag noch so sehr Jakob II. tadeln, der zum Tadel vielfache Veranlassung gegeben: in seinem Exil zeigte er Charakter. Er weigerte sich, mit Wilhelm zu unterhandeln, als Aussicht vorhanden war, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern: Ich kann mit Resignation den Thronraub des Prinzen von Oranien ertragen, sagte er, aber mein Sohn darf nur von mir die Krone erhalten; ihm kann die Usurpation keine Rechte verleihen. Dies mag übertrieben und starrsinnig erscheinen, aber es ist nicht ohne Größe. Ob er seinem Hause dadurch die Aussicht auf Rückkehr wirklich raubte, ist sehr in Zweifel zu ziehn. Am 14. Mai 1701 erfolgte die gesetzliche Ausschließung der katholischen Stuarts; am 16. September starb Jakob zu St. Germain. Im Jahre darauf begannen in Schottland die Bewegungen zu Gunsten der Vertriebenen; im J. 1708 versuchte Jakob Stuart, der damals 20 Jahre alt und auf den die väterlichen Rechte übergegangen, die erste Expedizion. Aber er sah nur vom Schiffe aus die Küste der Heimat seiner Ahnen. Anna starb 1714: häusliches Unglück und eine unruhige Regierung hatten ihren unkindlichen Sinn bestraft. Hätte

es an ihr gelegen, so wäre die Krone auf den rechtmäßigen Erben übergegangen. Aber sie vermochte oder wagte der öffentlichen Meinung nicht entgegenzutreten. Trat man auch das Recht mit Füßen, so suchte man doch, wie in ähnlichen Fällen, den Schein zu retten: man handelte dem Legitimitätsprinzip zuwider und wagte doch nicht, es ganz außer Acht zu lassen. Das Haus Hanover folgte, nicht beliebt, am wenigsten in Schottland, wo die im J. 1707 durchgesetzte Union eine unendliche Menge Unzufriedener gemacht hatte. Die Zeit schien günstig: viele einst einflußreiche Engländer waren in Paris und regten an. Im J. 1715 pflanzte der Graf von Mar auf seinem Schlosse Castletown bei Braemar in den östlichen Hochlanden die Fahne der Stuarts auf und rief Jakob VIII. als König aus. Das Kriegssignal der Berge, das Feuer- und Blutkreuz kreiste: bald sammelten sich die hochländischen Scharen *). Die bedeutende Stadt Perth fiel in die Hände der Jakobiten, wie die Anhänger der Stuarts hießen; der Herzog von Argyle zog gegen sie: unentschieden blieb die Schlacht auf She-

*) — Time rolls his ceaseless course.
Yet live there still, who can remember well,
How, when a mountain chief his bugle blew,
Both field and forest, dingle, cliff and dell,
And solitary heath, the signal knew;
And fast the faithful clan around him drew.
What time the warning note was keenly wound,
What time aloft their kindred banner flew,
While clamorous war-pipes yelled the gathering sound,
And while the Fiery Cross glanced like a meteor round.
The Lady of the Lake III. 1.

riffmuir. Der Prätendent landete am 2. Januar 1716 bei Peterhead in Matrosenkleidung; er zog nach Perth, aber vier Wochen später war seine Sache verloren. Eine Parodie des Cäsar'schen Bülletins: „Bis venit, vidit non vicit, flensque recessit“ spottete des verunglückten Versuches.

Auf Englands Vorstellungen bei dem Regenten Herzog von Orleans mied der Chevalier de St. George Frankreich. Er lebte anfangs in Avignon, das dem Papste gehörte, dann, wie gesagt, in Rom. Clemens XI., der seit dem Anfang des Jahrhunderts auf dem h. Stuhle saß, nahm ihn aufs freundlichste auf und erwies ihm königliche Ehre. Er lebte in Rom immer als Jakob III.: von vier Königreichen aber war nichts ihm geblieben, als „Dieu et mon droit“. Auch für seine Verheirathung verwandte sich der Papst: Maria Clementine Sobieska, die Enkelin Johanns III., Königs von Polen, des glorreichen Erretters von Wien, war die Erwählte. Ihr Vater war Prinz Jakob Sobieski, des Königs ältester Sohn, am meisten bekannt durch sein charakterloses Benehmen bei den Wahlstreitigkeiten, in denen August von Sachsen obsiegte, und während des schwedischen Krieges, ihre Mutter Elisabeth von Pfalz-Neuburg, die Schwester der Gemalin Kaiser Leopolds und der Königin von Spanien. Ihre Verheirathung mit Anton Farnese, mit dem das herzogliche Haus von Parma und Piacenza ausstarb, zerschlug sich; gegen ihre Vermählung mit dem Prätendenten erklärte sich Kaiser Carl VI. wenigstens öffentlich, weil er damals mit dem Hause Hanover in Unterhandlung stand. Die Kaiserin Mutter aber war günstig gestimmt, und die Prinzessin begab sich auf den Weg nach

Rom, wurde indeß zu Innsbruck auf kaiserlichen Befehl aufgehalten. Unterdessen versuchte Jakob zum dritten und letzten Mal sein Glück. Cardinal Alberoni, der damals Spanien regierte, bot die Mittel. Von Nettuno aus, an der Küste der Campagna, ging der Prätendent zu Anfang 1719 zu Schiffe nach Spanien. Flotte und Heer unter dem Marquis von Ormonde, einem irischen Ausgewanderten, sollten eine Landung in Schottland bewerkstelligen: wie früher schon, waren auch diesmal die Elemente dem Stuart entgegen. Nur unbedeutende Reste gelangten nach den westlichen Hochlanden. Im Sommer war Jakob wieder in Italien und vermählte sich am 1. September zu Montefiascone mit seiner Braut, der es gelungen war, in männlicher Kleidung Innsbruck zu verlassen. Der Kaiser war so erzürnt, daß er Jakob Sobieski, der zu Ohlau in Schlesien lebte, verhaften ließ und ihm befahl, die kaiserlichen Staaten zu räumen. Das königliche Paar begab sich dann nach Rom, wo Papst Clemens das Jahrgehalt, welches er dem Prätendenten schon seit längerer Zeit angewiesen, auf zwölftausend Scudi vermehrte, und ihm den Palast Sacchetti, jetzt Muti-Papazurri, an der Piazza SS. Apostoli zur Wohnung einräumen ließ, indem er ihm überdies ein Geschenk von hunderttausend Scudi machte. Die dem Prinzen zugestandenen Ehrenbezeigungen wurden noch vermehrt durch P. Clemens XII., welcher bestimmte, daß fortwährend am Thore der Wohnung desselben Schildwachen aufgestellt und ihm, wie andern gekrönten Häuptern und der Republik Venedig, die Ernennung eines Cardinals zustehn sollte, von welchem Privilegium Jakob einmal Gebrauch machte. Hier wurde am 31. Dezember

1720 Carl Eduard geboren, dem der bei den englischen Thronfolgern gebräuchliche Titel eines Prince of Wales beigelegt ward und vor dessen Geburt Jakob die herkömmliche Förmlichkeit beobachtete, an die Pairs seines Königreichs Großbritannien ein Rundschreiben zu erlassen, in welchem er sie einlud, bei der Entbindung der Königin gegenwärtig zu sein. Der Papst bestimmte dem Neugebornen kostbare Windeln, aber er starb darüber, und erst fünf Jahre darauf ließ sein Nachfolger sie dem Prinzen zustellen. Ihr Werth belief sich auf achttausend Scudi. Hier sah sodann, am 20. März 1725, Heinrich Benedict, der Letzte seines Hauses, das Licht. Er führte bis an seinen Tod den Titel eines Herzogs von York und St. Albans.

Der Chevalier de St. George blieb von da an immer in Italien und fast anhaltend in Rom. Seine Geistesgaben waren nicht glänzend. Das bischen Thatkraft, was er in seiner Jugend hatte, war bei den Paar unglücklichen Versuchen, den Thron seiner Väter wiederzugewinnen, verraucht. Er ergab sich willig in sein Schicksal, ohne daß seine Resignation jene Art von Größe gehabt hätte, die man seinem Vater nicht absprechen kann. Denn Jakob II. war in seinen frühern Jahren ein tapferer, entschlossener Mann gewesen: diese Entschlossenheit artete nachmals aus in Starrsinn, selbst in Grausamkeit, aber andrerseits gab sie auch seinen religiösen Gesinnungen Halt, die, man mag sie noch so sehr und in gewisser Beziehung mit Recht, Bigotterie nennen, ihn über den Verlust der Krone trösteten. Von allem Dem hatte der Sohn nichts. Er scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, in Betreff der Confession nachzugeben: war doch Carl

Eduard großentheils von Protestanten umgeben, zur tiefen Betrübniß seiner strengkatholischen Mutter. So war's mit seiner Erzieherin, Mrs. Hoy, die man Gräfin von Inverneß nannte, einer Schottländerin aus der Familie Murray. Sie war Jakobs Geliebte und gab Marien Clementinen fortwährenden Anlaß zur Eifersucht durch ihre Koketterie und Arroganz. Ein kleiner Hof hatte sich um den Prätendenten gesammelt: eine Menge Unzufriedener verließen England unter der Regierung Georgs I., dem es nicht gelang, die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. In Frankreich und Italien stießen sie zu ältern Ausgewanderten, unter denen nicht wenige erklärte Rebellen. Es ist natürlich, daß Viele nach Rom gingen, wo der, ihrer Ansicht nach, rechtmäßige König wohnte, wo ihre Ansprüche wenn nicht Ermunterung, doch Duldung fanden. Aber sie mußten sich Einer nach dem Andern überzeugen, daß auf Jakob III. nicht zu rechnen war. Der Thronwechsel ging vorüber (1727) und wenn auch in Schottland das Feuer unter der Asche glomm, äußerlich wurde die Ruhe bewahrt.

Von dem Prätendenten und seinem Hofe ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Eine Zeitlang hatte die Fürstin Orsini, die als Princesse des Ursins einst Spanien regierte, gewissermaßen die Leitung desselben. Nicht lange nach der Geburt des Herzogs von York stieg die Mishelligkeit zwischen den Ehegatten auf den Punkt, daß Marie Clementine den Palast verließ und sich ins Kloster Sta. Cecilia in Trastevere begab. Zwar kam im folgenden Jahre eine Art Aussöhnung zu Stande, aber erst 1727 kehrte die Prinzessin zu ihrem Gemahl zurück, welchen nur die ernstlichsten Vorstellungen des Papstes

(Benedict XIII.) sowie des Königs und der Königin von Spanien (Filipp V. und Elisabeth Farnese) und die Drohung, daß der h. Stuhl und Spanien ihm die bisher bewilligte Pension entziehen werde, dazu bewegen konnten, die Gräfin von Inverneß zu entlassen. Diese häuslichen Misverständnisse scheinen die Gesundheit Marie Clementinens untergraben zu haben. Lange Zeit kränkelnd, starb sie am 18. Januar*) 1735, in einem Alter von 33 Jahren. In der nahen Apostelkirche wurde ihr ein feierliches Leichenamt gehalten und hierauf ihre sterblichen Reste nach S. Peter gebracht, wo man, im linken Seitenschiff, nicht weit vom Eingange, ihr Denkmal sieht, prächtig ausgestattet, aber im baroken Geschmack der Zeit. Ueber einer Thüre steht eine Porfyrlade, über welche eine Decke von orientalischem Alabaster mit vergoldeten Borten geworfen ist. Die Statue der Charitas mit einem Kinde hält eine Flamme zum Himmel empor und trägt in einem Rund das in Musiv ausgeführte Brustbild der Prinzessin. Zwei Kindergenien halten Szepter und Krone**). Die Inschrift besagt:

Maria Clementina M. Britan.
Fran. et Hibern. Regina.

---

*) Andere Angaben, so die Inschrift ihres Denkmals haben d. 15. Februar.

**) Der Entwurf zu dem Ganzen ist von Filippo Barigioni. Die Sculpturen sind von Pietro Bracci, das Musiv von Fabio Cristofori nach einer Zeichnung L. Stern's. So wurden die, damals, besten Künstler Roms bei diesem geschmacklosen Monument beschäftigt.

Carl Eduard wuchs unterdessen heran. Seine Gesichtsbildung war schön und edel, sein Ausdruck sanft. Im Aeußern war derselbe seinem Vater durchaus unähnlich. Sein blendend weißer Teint bildete den seltsamsten Contrast mit der dunkeln Gesichtsfarbe des Chev. de St. George, welcher eher dem Vaterlande seiner italienischen Mutter anzugehören schien. Von dem rabenschwarzen Haar des Letztern wurde in einer Jakobitenfamilie in Forfarshire eine Locke aufbewahrt mit der Umschrift: „The black man's the bravest“, eine Verheißung, die sich nicht bewährte, und diesem Umstande verdankte seinen Ursprung ein Jakobitenlied: „The black bird“, welches eine Zeitlang viel gesungen wurde. Carl Eduard hingegen artete nach seiner polnischen Mutter. Es war mehr vom Geiste der alten Stuarts in ihm, als in seinem Vater. Er war nicht glücklicher als sie. Carl Eduard hatte Heldensinn, sagt Chateaubriand, aber die Zeit Richard Löwenherzens war vorüber: ein einzelner Ritter eroberte nicht mehr ein Königreich. Im Jahre, das dem Tode seiner Mutter vorherging, befand er sich schon, im österreichisch-spanischen Kriege, der mit dem Verlust Neapels für erstere Macht und der Erhebung der spanischen Bourbonen auf den Thron des italischen Südens endigte, bei der Belagerung der starken Festung Gaeta unter den Befehlen seines Vetters, des Herzogs von Liria *), nachmaligen Herzogs von Berwick; im Jahre darauf beim lombardischen Feldzug. Dann reiste er durch Italien unter dem

*) Jakob Franz Fitzjames Stuart, Herzog von Liria, war der älteste Sohn des heldenmüthigen Herzogs von Berwick, welchen Arabella Churchill, des berühmten Marlborough Schwester,

Namen eines Grafen von Albany, welchen er in spätern Jahren anhaltend führte. Memoiren und Briefe jener Zeit, auch wenn sie nicht von Anhängern der exilirten Königsfamilie geschrieben, vereinigen sich im Lobe beider jungen Prinzen, ihrer Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und namentlich der Herzensgüte des ältern, der das Drückende seiner Lage empfand und der Gelegenheit harrte, sich ein anderes Loos zu schaffen.

Die Gelegenheit kam. Die Unzufriedenheit in Schottland ward immer größer: Georg II. war wo möglich noch minder beliebt, als sein Vater gewesen. Emissare intriguirten in Rom und in Frankreich; das französische Ministerium sagte Hülfe zu. Am 9. Januar 1744 verließ Carl Eduard mit Zustimmung seines Vaters Rom unter dem Namen eines Marchese Spinelli. In Finale an der ligurischen Küste schiffte er sich nach Frankreich ein und landete bei Antibes. Als er in Paris ankam, fand er

---

dem damaligen Herzoge von York, nachmaligen Könige Jakob, gebar, und der Honoria Burke, Tochter des Grafen Clanricarde. Nachdem er die spanischen Truppen in Italien commandirt, starb er im J. 1738 als Botschafter in Neapel, wohin er dem jungen Könige Carl III. gefolgt war. Von ihm und seinem Bruder Carl stammen die Herzöge von Berwick, Granden von Spanien, die durch ihre Verschwägerung mit mehren großen Familien ihrem Namen eine ganze Reihe anderer hinzugefügt haben, und die Herzöge von Fitzjames. Der volle Titel von Berwick ist: NN. Fitzjames Stuart, Silva, Stolberg, Palafox, Portugal-Colon, Ayala, Alvarez di Toledo, Herzog von Berwick, Liria, Xerica de Veraguas e della Vega, Marquis von Jamaica, Sarria, Moca und S. Leonardo, Graf von Teignmouth, Andrada, Lemos, Gelvas, Ayala, Herzog von Alba und Huescar.

die französische Politik gänzlich verändert. Auf Beistand war nicht mehr zu rechnen: der Krieg in Teutschland nahm Frankreichs Aufmerksamkeit in Anspruch; der Marschall von Sachsen, der nach frühern Plänen eine Expedizion gegen Großbritannien führen sollte, wurde anderwärts gebraucht. Aber der Prinz verlor den Muth nicht. „Mag kommen was will," schrieb er Anfang 1745 seinem Vater, „der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß, zu siegen oder zu sterben und meine Stellung zu behaupten, so lange Ein Mann noch mir zur Seite bleibt." Er ließ es nicht bei Worten. Am 2. Juli segelte er von St. Nazaim bei Nantes ab: erst einen Monat darauf landete er, mit nur sieben Begleitern, an der Küste Schottlands. Zu Glenfinnin pflanzte er seine Fahne auf, um welche die hochländischen Clans rasch sich sammelten. Die Proclamationen waren im Namen des Königes Jakob VIII., im 45. Jahre seiner Regierung. Am 15. September zog der Prätendent in Perth ein: immer größer ward die Zahl seiner Anhänger. Vor dem Ende des Monats war er in Edinburg.

Die Anhänglichkeit der Schotten, namentlich der Gebirgsbewohner, an ihr altes Königshaus ist rührend. Beinahe anderthalb Jahrhunderte war's, seit die Stuarts Holyroodhouse mit den Palästen Londons vertauscht: die Mehrzahl der damals Lebenden waren unter dem neuen Regime geboren. Aber in der Abgeschiedenheit ihrer Berge und Thäler waren sie treu geblieben den Erinnerungen, die mit Hof und Waffen ein Vermächtniß der Väter. Noch lange Jahre darauf, als der letzte Schein von Hoffnung auf Rückkehr der Verbannten längst erloschen war, lebten in Vielen jene Gesinnungen und Erinnerun-

gen fort, die in den Gesängen Robert Burns' ein nie verklingendes Echo gefunden haben.

Das Schloß von Edinburg hielt sich für Georg II. Das hochländische Heer, gegen zehntausend Mann stark, zog südwärts; bei Preston-Pans traf es auf die königlichen Truppen unter den Befehlen Sir John Cope's und schlug sie völlig. Der flüchtige General brachte selbst die Nachricht von seiner Niederlage nach Berwick, und nach jauchzte ihm das schottische Spottlied: „Hey, Johnnie Cope, are ye wauking yet, or are your drums a-beating yet?“ Die berühmten Grenzstriche (Borders), Schauplatz so vieler blutigen Kämpfe, von denen die alten Balladen singen, waren bald durchzogen: bei Carlisle überschritt der Prätendent die schottische Grenze. Ohne auf Widerstand zu stoßen, rückte er bis Derby, 130 engl. Meilen von London. Da ward der Rückzug beschlossen. Die Motive sind nicht ganz klar, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den Clanhäuptlingen Unfriede und Meinungsverschiedenheit herrschte. Viele waren schon von vorneherein gegen den englischen Feldzug. Mitten im Winter führte Carl Eduard seine Scharen zurück, geschwächt, aber so wenig entmuthigt, daß er, vom Herzog von Cumberland, der von Begierde brannte, die bei Fontenoi durch den Marschall von Sachsen erlittene Niederlage durch einen Sieg auszumärzen, mit überlegener Streitmacht verfolgt, dennoch Ende Januar 1746 auf dem Felde bei Falkirk das Corps General Hawley's schlug. Aber er konnte den Sieg nicht benutzen und mußte, mit sehr zusammengeschmolzenen Haufen, immer nördlicher ziehn ins Gebirgsland. Der Tag von Culloden vernichtete die

letzten Hoffnungen der Jakobiten. Da war es, wo Smollett's Klagegesang „Caledoniens Thränen" erscholl:

„Mourn, hapless Caledonia, mourn
Thy banish'd peace, thy laurels torn!
Thy sons, for valour long renown'd,
Lie slaughter'd on their native ground."

Fürchterlich wüthete der blutige Sieger — „the butcher" — unter den Anhängern der Stuarts. Das Beil, Gütereinziehung, jahrelange Einkerkerung, Verbannung richteten viele der ersten Familien gänzlich zu Grunde. Ganze Striche wurden in Einöden verwandelt. Die Kleidung, die Waffen, die Musik der Hochländer wurden proscribirt. Die Treue aber ward nicht schwankend. Jahre, lange Jahre noch, dann selbst, als alle Aussicht verschwunden war, lebte die Erinnerung an Carl Eduard in den Hütten und Palästen, und während die Jakobiten den Trinkspruch auf den König „den sie meinten" ausbrachten, und „The auld Stuarts back again" riefen, erklangen die hübschen Lieder „O Charlie is my darling, the young Chevalier" und „Over the water to Charlie."

Nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten gelang es Carl Eduard, im Herbste des nämlichen Jahres, sich einzuschiffen. Am 10. October landete er an der bretagnischen Küste. Das widrige Schicksal schien auch hier an seine Fersen sich zu heften. „Nach Frankreich zurückgekehrt (ich bediene mich der Worte Chateaubriands) wurde er durch den Aachener Frieden, 1748, aus dem Lande vertrieben. Im Opernhause verhaftet, schmählich gebun-

den, ward er nach Vincennes gebracht. Man führte ihn nach der französischen Grenze: kein Ludwig XIV. regierte mehr. Carl Eduard erfuhr, was die vom Unglück verfolgten Großen zu erfahren pflegen: man verließ ihn. Er hatte für sich sein gutes Recht, aber die Legitimität schützt nicht. Den Enkeln Ludwigs XV. war es beschieden, einst in Europa umherzuirren, wie der Prätendent; sie sollten an den Straßenecken in Teutschland lesen: Allen Bettlern, Vagabunden und Emigrirten ist es untersagt, länger denn vierundzwanzig Stunden hier zu verweilen."

Das Unglück verließ Carl Eduard nicht. Kaum waren seine Hoffnungen in Schottland zerstört, so warteten seiner häusliche Misverständnisse. Sie begannen mit der Kälte zwischen ihm und seinem Bruder, welchem am 3. Juli 1747 Papst Benedict XIV. den Purpur ertheilte. Der Prätendent urtheilte richtig, daß, wenn noch irgend eine Aussicht zur Wiedererlangung des Thrones der Ahnen vorhanden (und warum sollte er, damals schon, ganz sie aufgegeben haben?), dieser Schritt sie vernichten müsse. Er lebte eine Zeitlang zu Avignon, dann in Toscana seit 1749. Ueber einen spätern Versuch, in Schottland eine Insurrection zu erregen, und des Prinzen persönliche Anwesenheit, gibt es nur vage und abenteuerliche Gerüchte. Wie jenen, in mancher Beziehung glänzenden und ruhmvollen Aufstand des J. 1745 im Waverley, hat Walter Scott diese letzten Bemühungen der Jakobiten im Redgauntlet geschildert: ein melancholischer Contrast, hält man jene Zeit der frischen Hoffnung und jugendlichen Kraft neben diese schwachen Reste der ehemaligen Begeisterung für die nun rettungslos verlorne Sache. Für Schottland war es ein untergehendes Prinzip, eine untergehende

Gesellschaft. Es ist das Jahr 1761, in welches man diese zweifelhaften Vorgänge verlegt.

Jakob III. schleppte ein nutzloses, unrühmliches Leben hin. Er verließ Rom nicht wieder, außer um die nahen Gebirgsorte, Albano und Frascati, und die dortigen Klöster zu besuchen. In Frascati bewohnte er die Villa Muti, die am Eingange des Waldes von Grottaferrata liegt und welche man auch jetzt noch nach seinem Sohn, dem Cardinal, die Villa York nennt. In römischen Diarien findet man wol, daß er dieser oder jener kirchlichen Feierlichkeit beiwohnte, oder daß er mit seinem Gefolge zusah, wie die Piazza Navona im August unter Wasser gesetzt wurde und die Carrossen im künstlichen See herumfuhren. Sein Tod erfolgte am 1. Januar 1766 in einem Alter von 78 Jahren. Wie seine Gemalin ward er in der Peterskirche beigesetzt.

Carl Eduard, der nach des Vaters Tode in Florenz wohnen blieb und nicht in Rom sich niederlassen wollte, weil man ihm dort die dem Chev. de St. George erzeigten königlichen Ehrenbezeigungen verweigerte, blieb unvermählt bis zu seinem einundfünfzigsten Jahre. Da verheirathete er sich zu Macerata, am 17. April 1772, mit der um dreißig Jahre jüngern Fürstin Luise von Stolberg-Gedern. Die Braut Carl Eduards war die älteste Tochter Gustav Adolfs, Fürsten von Stolberg-Gedern, Grafen von Rochefort, Königstein und Wernigerode, und Elisabeth Filippine Claudiens, Tochter des Fürsten Max Emanuel von Horn (Montmorency). Die Linie von Gedern stammt von dem Grafen Friedrich Carl, zweiten Sohne Ludwig Christians, Grafen zu Stolberg und der Herzogin Christine von Mecklenburg-Güstrow, welcher

im J. 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben ward und eine Tochter Ludwig Krafts Grafen zu Nassau-Saarbrück zur Gemalin hatte. Gustav Adolf, geboren im J. 1722, war kaiserlich königlicher Generalfeldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen, 1757. Von seinem jüngern Bruder Christian Carl, welcher ebenfalls, wie auch der älteste, Ludwig Christian, Generalfeldzeugmeister war und Gouverneur der Veste Filippsburg, stammte Carl Heinrich, der im J. 1804 unvermält als letzter Fürst zu Stolberg-Gedern starb, worauf die bei Nidda im Großherzogthum Hessen gelegene früher reichsunmittelbare Herrschaft Gedern, ein Theil der Grafschaft Königstein, vermöge deren die Besitzer Sitz und Stimme im Wetterauischen Grafen-Collegium hatten, an Christian Friedrich Grafen zu Stolberg-Wernigerode überging, der von dem ältesten Bruder des ersten Fürsten von Gedern stammte. Die Mutter der obengenannten jungen Fürstin, welche die Schicksale des Hauses Stuart in der Epoche seines Erlöschens zu theilen bestimmt war, lebte lange in den österreichischen Niederlanden, ihrer Heimat, und starb mehr denn neunzigjährig zu Frankfurt 1826. Von ihren übrigen Töchtern war die zweite, Caroline Auguste (gestorben zu Paris 1829) zuerst mit Carl Ferdinand Fitzjames Stuart, vierten Herzog von Berwick, und nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco vermält, die dritte, Francisca Claudia (gest. 1836) mit dem Grafen von Arberg und Valengin, die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame und starb daselbst im J. 1837 als die letzte dieser Linie. Luise war, als sie heirathete, Stiftsdame zu Mons. Es heißt, daß politische Gründe Carl Eduard zu dieser Verbindung vermochten.

Auf einer damals geprägten Denkmünze sieht man die Bildnisse des Paares als Carolus III. Magnae Brit. Rex und Ludovica M. Brit. Regina. Diese Heirath trug nur dazu bei, seine letzten Lebensjahre zu verbittern. Durch die Selbstbiografie des großen tragischen Dichters Vittorio Alfieri sind die Umstände genauer bekannt geworden, als es sonst der Fall gewesen sein würde. In vorrückendem Alter hatte Carl Eduard dem Trunke sich ergeben: vielleicht suchte er, wie so manche Unglückliche, darin das Vergessen seines Misgeschicks. Er scheint abwechselnd in leidenschaftliche Aufregung gerathen und in eine Art von Stumpfsinn verfallen zu sein. Indeß muß, nach den Aussagen solcher, die ihn in den letzten Jahren sahen, sein Zustand doch nicht so gewesen sein, wie man nach den Schilderungen jenes Buches schließen dürfte. War er auch gesunken, so hatte der seinem ganzen Wesen eigne Adel ihn nicht völlig verlassen, und noch hatte die Erinnerung an das Land seiner Väter und an frühere Tage eine solche Gewalt über ihn, daß die Melodie des bekannten Hochlandliedes „Lochaber no more“ ihn zu Thränen rühren und ihm eine Ohnmacht zuziehen konnte.

Im Jahre 1777 machte Alfieri zu Florenz, wo der Prätendent unter dem Namen eines Grafen von Albany mit seiner Gemalin lebte, die Bekanntschaft dieser Letztern. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt, die Gräfin fünfundzwanzig. Den Eindruck, den sie auf ihn machte, schildert er in seinen Bekenntnissen. „Ohne es zu wollen,“ sagt er, „hatte ich mehrmals eine liebenswürdige und schöne Dame gesehn, welche nicht zu sehn und unbeachtet zu lassen unmöglich, da sie eine Fremde und vornehmen Standes war; wie es eben so wenig möglich, sie nicht zu

bewundern, nachdem man sie gesehn. Obgleich nun viele Florentiner und alle Fremden von Rang ihr Haus besuchten, ließ ich mich damals doch nicht bei ihr einführen, da ich in Studien und Melancholie vertieft, von Natur scheu und ungesellig, und vom schönen Geschlechte gerade diejenigen am meisten zu fliehen entschlossen war, die mir die schönsten und anziehendsten schienen. Indeß hatte ich sie beim Spazierengehn und im Theater oft beobachtet und der Eindruck, den sie auf meine Augen und mein Gemüth machte, war der allergünstigste. Ein sanftes Feuer in glänzend schwarzen Augen, mit blendend weißem Teint und blondem Haar vereint, gab ihrer Schönheit ein seltnes Relief, wodurch überrascht und angezogen zu werden zu natürlich war. Sie hatte viele Neigung für Wissenschaften und Künste und einen vortrefflichen Charakter. Ungeachtet ihrer hohen Stellung aber waren ihre häuslichen Verhältnisse peinlich und unerfreulich, so daß ihre Ansprüche auf Zufriedenheit und Glück wenig erfüllt wurden. Dies waren zu viele glänzende Gaben, um sie zu misachten. Da nun im Herbste (1777) ein Bekannter mir wiederholt den Vorschlag machte, bei ihr mich einzuführen, wagte ich's, mich ihr zu nähern, indem ich mich stark genug glaubte. Aber es ging nicht viele Zeit hin, so war ich gefangen, ohne es zu bemerken." Und bald darauf: „Bis dahin war ich nie von einer Leidenschaft ergriffen gewesen wie diese, bei welcher der Verstand mit dem Herzen sich vereinigend und diesem gleichsam die Wagschale haltend, ein nicht zu erklärendes noch zu bezeichnendes Gemisch bildete, das, weniger heftig als in frühern Zeiten, tiefer, empfundener, dauerhafter war. Nach und nach nahm dies Gefühl mich völlig in An=

spruch. Nachdem ich, nach zweimonatlicher Bekanntschaft, den Charakter der Geliebten vollständig erkannt und gefunden, daß sie, statt, wie es bei gewöhnlichen Frauen der Fall, ein Hinderniß auf der Bahn zum Dichterruhm, eine Störung nützlicher Beschäftigungen, ich möchte sagen, eine Verengerung meines Ideenkreises zu sein, Sporn mir war und Ermunterung und Muster zu jedem schönen Werke, so gab ich, einen so seltnen Schatz erkennend und werthhaltend, ihr mich ohne Rückhalt hin."

Der bekannte Verfasser der Mémoires d'un voyageur qui se repose, Dutens, schildert die Gräfin Albany, die er zu Rom in einer der Soiréen des spanischen Botschafters, Herzog von Grimaldi, sah. „Die Gräfin", sagt er, „war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geist und ihre Schicksale die interessanteste Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise und von sehr weißem Teint; sie hatte sehr schöne Augen, vollkommen schöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und bescheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der besten Schriftsteller genährter Geist hatte aus ihnen das Vermögen, scharf und richtig zu unterscheiden, geschöpft und die Leichtigkeit erlangt, Menschen wie Werke des Geschmacks gut zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemontese von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albany kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernst gestimmt und abhold dem Getöse der großen Welt, hatte er sich ganz ihrer Gesellschaft gewidmet. Sie lebte sehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes sie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterem sich angenehm zu machen gewußt und theilte seine Zeit

zwischen seinen Studien und der Gesellschaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch seine Freundschaft und die Annehmlichkeit seines Umgangs erheiterte."

Je mehr es auf der Hand liegt, daß diese exclusive Bewunderung Alfieri's für die Gräfin von Albany nicht geeignet war, das schon gestörte Verhältniß der Ehegatten zu bessern, um so unangenehmer berühren die rücksichtslos harten Ausdrücke, mit denen der Erstere in Prosa und Versen von Carl Eduard redet. Im J. 1780 kam es zum offenbaren Bruch. Die Art und Weise war nicht besonders würdig. Lassen wir Dutens dieselbe erzählen. „Es war zwischen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erstere das Haus ihres Gemals verlassen sollte: die Zustimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Mme. Orlandini, die aus der Familie der Marquis von Ormonde stammte, und deren Anbeter, ein irländischer Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit bestand darin, ein Mittel zu ersinnen, um die Wachsamkeit des Grafen zu täuschen, der sie nie allein ließ und sie förmlich einsperrte, wenn er genöthigt war, ohne sie auszugehn. Beim Spazierengehn, bei der Messe, überall, wohin sie sich begeben wollte, begleitete er sie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Mme. Orlandini zum Frühstück bei der Gräfin: nach dem Frühstück machte sie den Vorschlag, nach dem Kloster der Bianchetti zu gehn, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künstlerinnen galten, anzusehn. Die Gräfin nimmt den Vorschlag an, wenn ihr Gemal seine Zustimmung nicht versage; der Graf willigt ein und die Gesellschaft begibt sich auf den Weg. Man erreicht das Kloster, wo, wie durch Zufall,

Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin steigt mit Mme. Orlandini aus, und voraufgehend sind sie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen rasch die Thüre und verschließt sie wieder, ehe der Graf sie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, sagt zu Letzterem, den er athemlos anlangen sieht: „Herr Graf, diese Nonnen sind ein Muster von Unhöflichkeit: sie haben mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen und mich nicht mit den Damen einlassen wollen.“ „Ich werde sie schon zum Oeffnen nöthigen,“ erwiderte der Graf und pochte lange, ehe Jemand erschien. Endlich kam die Aebtissin ans Gitter und erklärte ihm, seine Gemalin habe dies Haus als Asyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albany, überrascht und wüthend, war genöthigt, nach Hause zu gehn und seinen Groll zu verbeißen. Unterdessen schrieb die Gräfin, welche keine Lust hatte, ihr Leben in einem Kloster zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn so in ihr Interesse zu ziehn, daß Se. Eminenz ihr vorschlug, zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papst (Pius VI.) veranlaßte, ihr seinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man, der Graf von Albany werde seine Gemalin unterwegs aufhalten lassen, wenn er von dem Plan höre. Deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt, und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutschersitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es schwer gewesen, die Gräfin zu entführen. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichste und ehrenvollste Weise

von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Pension anwies und in seinem Hause ein ihrem Range entsprechendes Etablissement bereitete. Sie schrieb an die Königin von Frankreich, um ein Jahrgehalt anzusprechen, welches man ihrem Gemal bei seiner Verheirathung angeboten*), und erhielt sechzigtausend Livres jährlich. Der Papst gab ihr fünfundzwanzigtausend, so daß sie in gewissermaßen glänzenden Verhältnissen sich befand. Ihr Glück zu vollenden, kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einst dessen Bruder, so hatte er Gelegenheit, die Gräfin zu besuchen, so viel er wollte, ungeachtet der Vorstellungen des Grafen Albany, welcher oft dem Cardinal schrieb, um gegen das, was er einen Misbrauch nannte, zu reclamiren."

Im J. 1783 wurde Carl Eduard so krank, daß man sein Leben in der dringendsten Gefahr glaubte. Der Cardinal von York, der sich mit seinem Bruder ausgesöhnt, eilte nach Florenz, wo er ihn schon der Besserung entgegengehend fand. Aber seine Gesundheit war nun, sei es durch Kummer, sei es durch seine Lebensweise, völlig untergraben. Die Gräfin war damals aus dem Kloster, das sie eine Zeitlang bewohnte, in den Palast ihres Schwagers zurückgekehrt und empfing dort die Besuche Alfieri's, welcher die anmuthige Villa Strozzi bei den Diocletianischen Thermen bewohnte und sich als dramatischer Dichter schon einen Namen gemacht hatte. Seine

*) Carl Eduard schlug diese Pension aus, da sie nur die Hälfte des einst seinem Vater bewilligten Jahrgehalts betrug.

Antigone wurde unter Andern auf einer Liebhaberbühne von Personen der ersten Gesellschaft Roms aufgeführt, indem er selbst den Creon spielte, der Duca di Ceri die Rolle des Hämon, seine Gemalin die Argia und die Duchessa di Zagarolo (Rospigliosi) die Haupt- und Titelrolle. Indeß sprach man in Rom so viel über jenes Verhältniß, und Carl Eduard beschwerte sich bei dem Cardinal so dringend darüber, daß Letzterer sich zu ernstlichen Vorstellungen veranlaßt sah, in Folge deren Alfieri im Mai des genannten Jahres Rom verließ, wohin er nicht wieder zurückkehrte. Schon 1784 entfernte sich auch die Gräfin von Albany, die, nach sechzehnmonatlicher Trennung, zu Colmar im Elsaß mit dem Dichter wieder zusammentraf.

Im Jahre 1785 begab sich Carl Eduard nach Rom. Er wohnte dort bei seinem Bruder, mit dem er die Sommermonate in Fráscati zubrachte, wo Letzterer Bischof war und, wie einst der Vater, mit Vorliebe verweilte. Ueber die letzten Jahre seines Lebens ist wenig bekannt. Eine Zeitlang hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die Frucht mehrjähriger Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw, einer Person von in jeder Hinsicht zweideutigem Charakter. Er machte diese Tochter, deren spätere Schicksale in Dunkel gehüllt sind, zur Gräfin von Albany. Im 68. Jahre eines unglückseligen Lebens starb er zu Rom am 31. Januar 1788.

In der Kathedrale zu Frascati, neben dem Haupteingange, findet sich ein Grabstein mit dem Wappen und den Devisen von Großbritannien, Irland und Frankreich und nachstehender Inschrift:

Heic situs est
Karolus Odoardus
cui pater
Jacobus III.
Rex Angliæ Scotiæ Franciæ Hiberniæ
Primus natorum
Paterni iuris et regiæ dignitatis
Successor et heres
Qui domicilio sibi Romæ delecto
Comes Albanyensis
Dictus est
Vixit a. LXVII et mensem
Decessit in pace ☧
Pridie Kal. Febr. anno MDCCLXXXVIII
Henricus Cardinalis Episc. Tusculanus
Cui fraterna iura titulique cessere
Ducis Eboracensis appellatione resumpta
In ipso luctu amori et reverentia obsequutus
Indicto in templum suum funere
Multis cum lacrymis præsens iusta persolvit
Fratri augustissimo
Honoremque sepulcri ampliorem
Destinavit

Auf einem dem Fußboden eingefügten Steine steht sodann:

Hic sunt præcordia.

Ueber den Cardinal von York gibt es nur karge Nachricht, wie denn sein ruhiges Leben wenig Interessantes darbot. Er scheint in Hinsicht des Charakters und der Geistesgaben mit dem Chevalier de St. George große Aehnlichkeit gehabt zu haben und schwach und unbedeutend gewesen zu sein. Einmal überwarf er sich mit dem h. Stuhl, im J. 1752, indem er wegen der durch seinen Vater veranlaßten gewaltsamen Entfernung eines seinem Hauswesen vorstehenden Prälaten Rom verließ und sich nach Nocera be-

gab, indem er wissen ließ, er werde nicht zurückkehren, wenn man auf jener Maßregel beharre. Erst auf wiederholte briefliche Vorstellungen des Papstes (Benedict XIV.) kam er zurück und fügte sich. Im J. 1751 war er Erzpriester der Vaticanischen Basilika geworden. Er ward Cardinal-Vicekanzler, Bischof von Frascati, dann von Ostia und Velletri und Decan des h. Collegiums. In Frascati erneuerte er das bischöfliche Seminar, an welchem man sein Wappen sieht, und verschönerte die Domkirche, welche im J. 1700 gebaut worden war. Im J. 1783 baute er die jetzige Kirche und das Kloster der Passionisten auf dem Monte Cavo, dem höchsten Punkte des Albanergebirges, wo das herrlichste Panorama sich eröffnet. Leider gingen bei diesem Bau die Trümmer des Tempels des Lazischen Jupiter zu Grunde, von denen man jetzt nur einzelne kolossale Steinblöcke sieht, am Garten und auf dem Platze vor dem Kloster. Nach Carl Eduards Tode ließ der Cardinal eine Denkmünze prägen, die man noch zuweilen in Rom sieht und die eine historische Curiosität ist. Sie zeigt sein Bildniß mit der Umschrift: Henricus IX. Magnae Brit. Franc. et Hib. Rex fidei defensor Card. Ep. Tusc. und auf dem Revers die Worte: Non desideriis hominum sed voluntate Dei. MDCCLXXXVIII.

Wie aus der oben angeführten Grabschrift hervorgeht, hatte der Cardinal von York die Absicht, seinem Bruder ein Denkmal setzen zu lassen. Aber seine pecuniäre Lage veränderte sich sehr. Durch die französische Revoluzion verlor er die reichen Pfründen, die ihm noch unter der Regierung Ludwigs XV. in jenem Lande zu Theil geworden waren. Dann kamen die großen Umwälzungen in Italien und das Un-

glück über Rom, Kirche und Papst. Im J. 1798 begab sich der schon hochbejahrte Mann nach Venedig, wo er am Conclave Theil nahm, aus welchem Pius VII. als Papst hervorging. Mit diesem kehrte er nach Rom zurück. Seit dem J. 1799 genoß er eine Pension der englischen Regierung, unter der Form von Rückständen einer Forderung der Königin Maria von Este, Jakobs II. Gemalin. Dafür überließ er der englischen Regierung bei seinem Tode alle auf die Geschichte seines Hauses sich beziehenden Papiere, die in seinen Händen sich befanden. Der letzte Stuart starb zu Frascati, in einem Alter von 82 Jahren, am 13. Juli 1807.

Er ward, wie seine Eltern und sein Bruder, in der Peterskirche beigesetzt, wo, dem Denkmale Maria Clementine Sobieska's gegenüber, im J. 1819 ein Monument von Canova's Hand errichtet ward. Es stellt die Façade einer Grabkammer dar: neben der Eingangsthüre stehn, in Relief, zwei Genien, über denselben drei Bildnißbüsten in einer Reihe. Dabei die Inschriften:

Beati mortui
Qui in domino moriuntur.

Jacobo III.
Jacobi II. Magnæ Brit. regis filio
Karolo Eduardo
Et Henrico Decano patrum Cardinalium
Jacobi III. filiis
Regiæ stirpis Stuardiæ postremis
Anno MDCCCXIX.

Ich kann nicht scheiden von den Stuarts, ohne der nachmaligen Schicksale der Witwe des Prätendenten zu gedenken.

Nach längerm Umherwandern ging die Gräfin von Albany im J. 1787 mit Alfieri nach Paris. Der Dichter war ein entschiedener Franzosenhasser. In frühern Jahren schon, als er das Haus der Gräfin in Florenz besuchte, war ihm die barbarische „Gallichería", die er dort verschlucken mußte, indem die Mehrzahl der Gäste „Oltramontanería" war, ein Greuel und Martyrthum. So widerwärtig ihm aber auch die Stadt war, „seiner eignen, wie ihrer Natur wegen", so ward sie ihm doch ein Paradies, weil die, welche er liebte, sie bewohnte. Zu Anfang des J. 1788 erhielt die Gräfin die Nachricht vom Tode ihres Gatten. Daß sie dieselbe mit nicht erlogenem, noch übertriebenem Schmerz aufnahm, sagt uns Alfieri. Es ist wahrscheinlich, daß zu jener Zeit die Ehe der Gräfin mit dem Genannten, die nie öffentlich bekannt gemacht, aber von Jedermann als bestehend angenommen ward, geschlossen wurde. Wenigstens bewohnten sie von da an dasselbe Haus und wurden nicht wieder getrennt. Kleinern Reisen, durch die Normandie u. s. w., folgte eine größere nach England, Holland und Belgien, wo die Mutter und die Schwestern der Gräfin lebten. Nach der „Cloaca massima" zurückgekehrt, waren sie Zeugen der beginnenden Greuel der Revoluzion. Im August 1792 gelang es ihnen mit genauer Noth, Paris zu verlassen: blieben sie nur eine kurze Zeit länger, so wurden sie als Reiche und Aristokraten eingekerkert. Denn am zweiten Tage nach ihrer Flucht erschienen die Häscher in der nun leeren Wohnung, sie ins Gefängniß zu führen. Sie flüchteten zuerst nach Brüssel und gingen im Herbste durch das südliche Teutschland und über die Alpen nach Toscana.

Am Lungarno zu Florenz, dicht bei der Trinitabrücke und mit reizender Aussicht nach den Bosketts des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezza's und Carrara's, liegt eins der Häuser der alten, jetzt ausgestorbenen Familie Gianfigliazzi, das man heute noch Casa Alfieri nennt. Hier wohnten der Dichter und die Witwe Carl Eduards seit 1793 bis zu ihrem Lebensende, welches für den Einen näher, für die Andere in die Ferne gerückt war. Durch die Revoluzion verloren Beide bedeutend von ihrem Einkommen, namentlich die Gräfin, welche, wie gesagt, früher eine Pension von Frankreich bezogen hatte. Die Invasion der Franzosen in Toscana (1799) hatte übrigens für Beide keine unangenehmen Folgen, wenn gleich Alfieri, der, wie er sich selbst ausdrückt, „seine Verachtung und seinen Haß gegen das schlechtgeborene Sklavenvolk nie verhehlt hatte", nicht ganz ohne Besorgnisse war. Dem gehaßten Anblicke zu entgehn, verließen sie die Stadt und zogen sich auf eine der anmuthigen Villen des benachbarten, mit Gärten voll Reben und Oelbäumen bedeckten Hügels von Montughi zurück, von wo man Florenz und seine paradiesische Umgebung vor sich erblickt. Die damals raschen Wechsel des Geschicks führten sie bald nach der Stadt zurück, wo sie nun zurückgezogen lebten, wozu die politischen Verhältnisse, ihr geschmälertes Einkommen, Alfieri's mit den Jahren zunehmendes scheues und abgeschlossenes Wesen und seine damals beginnende Kränklichkeit sie veranlaßten. Er sagt einmal über ihr geschwundenes Vermögen:

„Ricchi fummo, or siam poveri; e tra poco
Mendici forse ancor saremo, o Donna,
Prosperando si ben dei servi il giuoco."

Früher hatten sie viele Leute bei sich gesehn, und einige der dramatischen Werke des Dichters, der Saul, Brutus der ältere, Filipp von Spanien, waren in ihrem Hause aufgeführt worden, wobei der Verfasser selbst mitspielte. Zum letztenmal war er im J. 1795, zu Pisa in einer befreundeten Familie, als Saul aufgetreten und so, was die Bühne betrifft, „als König gestorben." Im Sommer 1802 erkrankte er ernstlich; am 14. Mai 1803 beendigte er seine Selbstbiografie. Am 8. October desselben Jahres war er nicht mehr unter den Lebenden.

In der Kirche Sta. Croce ließ die Freundin ihm, zwischen Michel Angelo und Machiavelli, durch Canova, der später, seltsames Zusammentreffen! das Denkmal ihres ersten Gatten arbeiten sollte, ein großartiges Monument errichten. Auf hohem länglich rundem Sockel, der mit der Leier und zwei Kränzen geschmückt, erhebt sich ein Sarkofag in antiker Form, mit Masken und Kränzen und dem Brustbilde des Dichters in Relief. An den Sarkofag lehnt sich trauernd die Italia, eine Mauerkrone tragend. Die Inschrift auf einer viereckigen Marmortafel heißt:

Victorio Alferio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniæ Comitissa.

In der Galerie der Uffizien, im Saal, welcher der französischen Schule eingeräumt ist, sieht man die Bildnisse Alfieri's und seiner Freundin, treffliche Werke François Xavier Fabre's aus Montpellier, eines vieljährigen Bekannten des Hauses, dessen in der Selbstbiografie und den Sonetten gedacht ist:

„ — nella sublime opra d'Apelle,
Di mano e in un di nome egregio Fabro."

Die Gräfin Albany war damals nicht jung mehr, aber ihre Schönheit war noch nicht ganz geschwunden. Sie blieb in Florenz wohnen und fuhr fort, ihren Salon der Gesellschaft zu öffnen. Da der Kreis sehr gewählt war, so wurde die Aufnahme sehr briguirt. Es mag damals in Florenz leichter gewesen sein, eine gewählte Gesellschaft zu haben, als jetzt, wo der Andrang von Fremden jeder Art und ihre Zudringlichkeit so groß sind. Die Gräfin erlebte den Tod Georgs III. und mußte bei dieser Gelegenheit ein schlechtes Compliment der Lady Morgan anhören, die sie „Grande Reine" titulirte. Es heißt, daß sie, in schon vorgerücktem Alter, mit dem oben genannten Maler Fabre sich verheirathete, den sie zu ihrem Erben einsetzte und der nachmals nach seiner Vaterstadt Montpellier sich zurückzog, wo er vor wenigen Jahren starb, und wo seine vielen Kunstschätze dem öffentlichen Museum verblieben sind.

Die Gräfin von Albany starb zu Florenz in einem Alter von 72 Jahren am 29. Januar 1824. Seltsam, daß der Monat Januar, welcher in der Geschichte der Stuarts eine so ominöse Bedeutung hat, auch noch beim Tode der Letzten, die dem Hause angehörte, diese Bedeutung geltend machte. In der Sacramentskapelle von Sta. Croce sah ich das Denkmal errichten, welches Fabre der Gräfin setzen ließ. Es ist ein hübsches Werk von Santarelli und Giovannozzi: an die Wand angelehnt, nimmt die Mitte ein Basrelief ein, welches die drei göttlichen Tugenden darstellt; zwei Genien in ganzer Gestalt stehn an den Seiten. Die Wappen Großbritanniens und Frank-

reichs sind darüber angebracht. Die Inschrift ist in der Hauptsache dieselbe, welche Alfieri entwarf, nur daß die Erwähnung seiner Liebe zu ihr daraus weggeblieben ist. Sie heißt folgendermaßen:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniæ Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Præclarissima
Hannoniæ Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX
Ob. Florentiæ d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotæ reverentiæ
monumentum.

Zehnter Brief.

Die Familie Buoncompagni-Ludovisi und das Fürstenthum Piombino. Villa Ludovisi. Heerstraßen und Reise-Einrichtungen im Kirchenstaat.

Unter den Familien Roms gibt es eine, welche, eine Zeitlang wenigstens, souverän war, wenn der Begriff der eigentlichen Souveränetät mit der vormaligen Reichslehnschaft überhaupt sich verträgt. Es sind die Buoncompagni-Ludovisi. Sie gelangten zu dieser Souveränetät in einer Zeit, wo am wenigsten Aussicht dazu vorhanden war, und nachdem unter Clemens VIII. die hochstrebenden Aldobrandini mit ihren Planen gescheitert, wie unter Urban VIII. die Barberini, welche sich eine Zeitlang damit schmeichelten, als Nachfolger der Rovere Urbino zu erlangen. Den Buoncompagni, in denen die Ludovisi durch Frauen geendet, war zwar seit manchen Jahren nur der Titel von ihrer ehemaligen Herrschaft geblieben, aber sie konnten sich trösten mit dem Besitze der Einkünfte, die ihnen dann zugesprochen wurden, als es zweifelhaft schien, ob sie außer dem Titel noch etwas erlangen würden.

Die kleine Herrschaft Piombino, ein Fragment des toscanischen Küstenstrichs, hat seltsame Schicksale gehabt. Eigentlich dankt sie es nur dem Neide Spaniens gegen die meistens ihm doch so ergebenen Medici — ein Neid, der überhaupt in Italien nichts Unabhängiges und Mächtiges aufkommen lassen wollte — daß sie so lange sich zu halten vermochte, während manche größere Staaten untergingen. Mit dem westlichen Theile der Küstengegend, welche man die Maremma zu nennen pflegt und die an die alte Grafschaft Gherardesca stößt, von welcher noch das einst so mächtige Geschlecht, dem der durch Dante's Verse doppelt berühmt gewordene Ugolino angehörte, Namen und Titel führt, stand auch das Städtchen Piombino unter der Herrschaft der Republik Pisa. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehorchte dieser Freistaat, dessen Macht längst gebrochen war durch die Kämpfe mit Genua und Florenz, der Familie der Gambacorti. Jacopo Appiano, einem kurz vorher dem Bauerstande entstiegenen Hause angehörend und damals Kanzler in Pisa, ermordete im Jahre 1392 verrätherischerweise den alten Pietro Gambacorta, dem er viel verdankte, und riß in der Verwirrung, der die Stadt preisgegeben war, die obere Gewalt an sich. Sieben Jahre später verhandelte dessen Sohn Gherardo die auf solchem Wege erworbene Herrschaft um 200,000 Goldgulden an die Mailänder Visconti, welche längst danach trachteten, festen Fuß in Toscana zu gewinnen, um ihren Erbfeinden, den Florentinern, recht nahe zu rücken. Bei diesem Handel behielt sich Gherardo den Besitz Elba's und eines Theils der Küste vor und nahm zu Piombino seinen Wohnsitz.

Dies waren die nicht sehr rühmlichen Anfänge der Appiani, die später unter florentinischen Schutz traten und von denen noch jetzt ein von der nachmaligen Belehnung ausgeschlossen gebliebener Zweig in Piacenza blüht. Der Gambacorta soll den ersten Appiano oft einen Dummkopf gescholten haben. Nachdem dieser zum Ritter geschlagen worden, wählte er zum Helmschmuck einen Esel mit der Devise:

Asino sono, e con il mio sapere
Gli altri stan ritti, ed io sto a sedere *).

Manche Glückswechsel erlebten die Appiani, wie die meisten italienischen Häuser: Wenigen unter ihnen ward eine ruhige, unter Wenigen dem Ländchen eine erträgliche Regierung zu Theil. Schon unter Gherardo's Sohne begannen Zänkereien um die Nachfolge. Dieser, Jacopo II., hatte von seiner Gemalin Donella Fieschi von Lavagna keine Kinder. Aber er lebte in wilder Ehe mit einer Piombinerin, deren Sprößlinge er zu legitimiren dachte. Als die Zeit herannahte, wo sie ihn zum Vater zu machen verhieß, erbat er sich die befreundeten Republiken Florenz und Siena zu Gevattern. Die Gesandten langten an — aber welche Gesichter gab's, als ein Knäblein mit allen Kennzeichen der afrikanischen Race zur Welt kam. Ein junger Mohr, der in des Appiani Leibwache diente, hielt es in diesem Moment für gerathen, Reißaus zu nehmen, und der Herr von Piombino, dem die Lust an Legitimirungsversuchen vergangen war, ließ bei seinem Tode die Verwandten um die Nachfolge sich streiten.

---

*) Ein Esel bin ich, doch mit meinem Wissen
Hab' ich 'nen Sitz, wo Andre stehen müssen.

Bald starben die rechtmäßigen Glieder der Familie aus und, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen diesen und natürlichen Kindern damals nicht so fest bestimmt war (kamen doch, obschon rechtmäßige Geschwister da waren, im 15. Jahrhundert zwei natürliche Este's auf den Ferraresischen Markgrafensitz), unrechtmäßige folgten ihnen. Im Jahr 1509 erhob Kaiser Maximilian Piombino zum Reichslehn mit dem Fürstentitel. Als die Medici unumschränkte Herren von Florenz wurden, erkannten sie, wie wichtig der Besitz von Piombino für sie sei, namentlich seit der staatskluge Cosmus auch Siena erworben. Aber ungeachtet aller Anstrengungen und Intriguen gelang es ihnen dennoch nicht, das Ländchen dauernd zu erhalten, obgleich sie durch Carl V. zweimal in vorläufigen Besitz gesetzt worden waren. Während dessen war in den Kriegen, welche türkische und Corsarenflotten wiederholt an die geängstete Küste des Mittelmeers führten, dieser Punkt mehr denn einmal angegriffen worden, und osmanische Truppen erlitten 1555 bei Piombino eine entschiedene Niederlage. Nach fortwährenden Unruhen und Investiturstreiten, wobei Mord, Ehebruch und Skandal aller Art auf einander folgten, starben die Appiani mit Isabellen, Gräfin von Binasco, im J. 1661 aus. Piombino, welches unterdessen aus einem Reichs- ein spanisches Lehen geworden, war zwar 1626 dem Orazio Appiani, der einer Nebenlinie angehörte, zuerkannt worden, aber er vermochte das Laudemium von 500,000 Ducaten nicht zu zahlen und so hatte im J. 1635 Niccolò Ludovisi, Papst Gregors XV. Neffe, welcher die Erbgräfin von Binasco, Polissena Mendoza, geheirathet, gegen eine Million Ducaten die Belehnung erhalten. Die

Einkünfte sollen damals auf 40,000 Ducaten sich belaufen haben. Ein Justiz- und ein Finanz-Director führten im Auftrage und im Namen der Herrscher, die einmal (im J. 1706) persönlich in Piombino erschienen und sich huldigen ließen, die Regierung, während spanische Truppen, die unter dem Commandanten von Porto Longone auf Elba standen, das Fort besetzt hielten.

So wurden die Ludovisi Fürsten von Piombino. Wie rasch diese Familie emporgekommen, braucht kaum angedeutet zu werden: Jeder weiß, daß dies in Rom nicht zu den Seltenheiten gehört. Die Beispiele der beiden Päpste Clemens' VIII. und Pauls V., Aldobrandini und Borghese, waren eben vorhergegangen. Zum mindesten aber war diesen einige Zeit vergönnt gewesen, denn der Eine hatte dreizehn Jahre regiert, fünfzehn der Andere; Gregor XV. aber saß nicht zwei und ein halb Jahr auf dem Stuhl Petri. Keiner wird also die Nepoten anklagen, ihre Zeit verloren zu haben. Wie indeß die Aldobrandini und dann die Pamfili bald ausstarben, so auch die Ludovisi: Niccolò's Sohn Giam Batista war der Letzte dieses Hauses und durch seine Tochter Ippolita kam die reiche Erbschaft an die Buoncompagni, gleich jenen Bolognesischer Abkunft und von Giacomo Buoncompagni stammend, den sein Vater, Papst Gregor XIII., zum Herzog von Sora und General der Kirche gemacht hatte*). Nun gehörte Piombino den Buoncompagni-Ludovisi bis zum J. 1801, wo der Umsturz aller italienischen Verhältnisse in Folge der französischen Revoluzion es ihnen nahm. Dann

*) Röm. Br. I. 418.

wurde es 1805 als Großlehn des französischen Kaiserreichs mit Lucca Fürstenthum der Elise Bacciocchi-Buonaparte. Beim Wiener Congreß, wo der römische Advocat G. Vera als Abgeordneter der Buoncompagni erschien und eine gut abgefaßte Denkschrift überreichte, wurde es der Familie zurückgegeben, aber unter toscanischer Oberhoheit und mit der von vorneherein ausgesprochenen Bedingung, daß der Fürst seine sonstigen Rechte gleichfalls dem Großherzogthum gegen Entschädigung abtreten sollte. So geschah es. Die Ablösungssumme soll 800,000 Scudi betragen haben; Toscana erhielt zum ersten Male seine natürliche Grenze, das Meer, da auch die frühern spanischen Besitzungen an der Küste (die sogenannten Präsidien) ihm zugetheilt wurden, und der Titularfürst von Piombino, Herzog von Sora, trat ganz in dasselbe Verhältniß wie alle übrigen römischen Großen, die von ihren zahlreichen Principati und Ducati häufig auch nichts haben als den bloßen Namen.

Piombino war der vorletzte unter den italienischen Staaten, die einst selbständig waren und diese Autonomie verloren. Es ist interessant, dieser Concentrirung der einst vielfach getheilten souveränen Macht in wenigen Händen zu folgen. So kamen, wenn wir frühere Verhältnisse außer Acht lassen und mit dem 15. Jahrhundert beginnen, Verona und Padua, welche den Familien Della Scala und da Carrara gehört, im J. 1405 in den Besitz Venedigs, Pisa 1406 in den der Florentiner, die Städte der Romagna, Umbriens und der Mark meist unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. an die Kirche zurück, welche sie lange im Besitz verschiedener Familien hatte lassen müssen. Nur die wichtigern derselben anzu-

führen, herrschten in Bologna längere Zeit hindurch die Bentivoglj, in Ravenna die von Polenta, in Rimini die Malatesten, in Faenza die Manfredi, in Imola die Alidosj, in Forlì die Ordelaffi, in Pesaro und Sinigaglia die Riarj, in Perugia die Baglioni, in Fermo die Cufreducci. Die Grafschaft Carpi kam 1530, nachdem der Letzte der Familie Pio geächtet, an die Este; das Herzogthum Mailand fiel, nach dem Tode des letzten Sforza, als erledigtes Lehen ans Reich zurück, wurde 1540 als Reichslehen Filipp II. von Spanien gegeben und blieb 1713 im Utrechter Frieden dem Hause Habsburg. Camerino, eine Herrschaft der Varani, fiel 1538 der Kirche anheim, Siena kam 1555—1559 an die Medici von Florenz, Ferrara wurde 1598 vom Papste dem Hause Este genommen. Im Jahre 1601 kam die vormalige Markgrafschaft Saluzzo an das Haus Savoyen, 1631 das Herzogthum Urbino, welches von dem Montefeltrischen Geschlecht an die Della Rovere vererbt worden war, an die Kirche, 1633 die Grafschaft Santa Fiora, einst den Aldobrandeschi, dann einem Zweige der Sforza gehörend, an Toscana. Das den Farnesen gehörende Herzogthum Castro und Ronciglione, erst unter Paul III. entstanden, wurde 1649 mit Gewalt vom Papste besetzt. Das lange getheilte Herzogthum Montferrat, einst einem Zweige der Comnenen gehörend, seit 1536 im Besitz der Gonzaga von Mantua, kam 1708 an Savoyen, während das Herzogthum Mantua dem Reiche anheimfiel, nachdem Ferdinand Carl von Gonzaga in die Acht erklärt worden war, wegen seines Haltens zu Frankreich im spanischen Erbfolgekriege. Aus demselben Grunde verlor Francesco Maria Pico das Herzogthum Mirandola

und Concordia, welches 1710 an Modena kam. Guastalla, das letzte selbständige Besitzthum der Gonzaga, kam im J. 1748 an die Bourbonen von Parma, die Markgrafschaft Finale zur selben Zeit definitiv an Genua. Venedig, seit 1797 getheilt, gelangte im Wiener Congreß an Oesterreich, Genua, seit 1805 französisch, an das savoyische Haus. Massa-Carrara ward 1829, nach dem Tode seiner Herzogin, die von ihrer Mutter, der letzten Cybò-Malaspina, geerbt, mit den Modenesischen Staaten vereinigt. Das Herzogthum Lucca ist ohne Zweifel der nächste Staat, der einem größern seine Selbständigkeit zum Opfer zu bringen durch die Beschlüsse der Politik genöthigt sein wird. Doch es ist Zeit, zurückzukehren nach Piombino.

Das vormalige Fürstenthum, so wichtig es auch für Toscana, ist ein armes Ländchen. Der größte Theil desselben ist den Einflüssen der bösen Luft ausgesetzt, und das Vorgebirge, auf welchem einerseits Piombino liegt, andererseits, das Meer und Elba weitbeherrschend, das alte Populonia mit seinen wenigen Häusern und seinen cyclopischen Mauern, war von Sümpfen beinahe zur Insel gemacht. In Folge der großen, vom regierenden Großherzoge unternommenen Austrocknungsarbeiten hat dieser Zustand jetzt wesentlich sich gebessert, und der See oder Sumpf von Piombino, welcher namentlich durch den schlammigen Strom der Cornia gebildet wird und mit dem Meere in Verbindung steht, hat bedeutend an Umfang abgenommen. Als ich vor einigen Jahren an demselben entlang fuhr, waren die Ausdünstungen so stark und offensiv, daß man sie mit Mühe ertrug. Das Städtchen liegt dicht am Strande, auf felsigem Boden, und

ziemlich geschützt vor der Einwirkung der Aria cattiva. Auf einer einzigen Straße gelangt man dahin, und das malerische mittelalterliche Thor mit seinen Befestigungen läßt etwas Besseres erwarten, als man im Innern findet. Denn obgleich einst Hauptort eines Fürstenthums, ist es doch nur ein schlechtes Nest. Am Meere, bei dem Zollamte, ist der vormalige Palast der Appiani. Elise Bacciocchi ließ ihn in ein Bagno für Sträflinge umschaffen; seit etwa fünfzehn Jahren aber hat er, so viel ich weiß, gar keine Bestimmung. Der neuere Palast liegt an der geräumigen Piazza d'arme, von welcher man eine schöne Aussicht auf das Meer hat und das benachbarte gebirgige Elba. An ansehnlichen Gebäuden fehlt es übrigens nicht. Das Fort hat zwar nicht mehr die frühere Bedeutung, ist aber doch nicht ganz ohne Wichtigkeit; es wird indeß von einer Anhöhe beherrscht, auf welcher in der französischen Zeit ein Telegraf errichtet war. Die Gemeinde von Piombino zählt jetzt etwa 1600 Einwohner, im J. 1818 hatte sie nicht viel über 900. Die übrigen Orte sind ganz unbedeutend: Populonia, die alte Etruskerstadt, zählt mit den Umgebungen gegen hundert Seelen. War doch schon zur Zeit, wo Rutilius seine poetische Küstenfahrt schrieb, ihr gewaltiger Mauerring gebrochen und in Trümmer gelegt ihre Wohnungen *). Scarlino ist ein elender Ort, aus dem zur Sommerzeit die Bewohner fliehen; auch Follonica ist dann verlassen. Im Winter aber ist in dem letztgenannten Küstendorfe

---

*) Grandia consumpsit moenia tempus edax,
Sola manent interceptis vestigia muris;
Ruderibus latis tecta sepulta iacent.

ein reges Leben, denn dann sind die Schmelzöfen und Eisenhämmer, zu welchen man von Elba das reiche Minerai bringt, in voller Thätigkeit. Neuere Verhältnisse erst haben begonnen, etwas mehr Bewegung in diese Gegenden zu bringen, nachdem so manche frühere Versuche, sie zur Cultur zurückzuführen, gescheitert waren an der Ungunst der Umstände, die auch jetzt noch den heilsamen Neuerungen hemmend in den Weg treten. Die große und trefflich angelegte Straße, welche die Maremma ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, muß wesentlich dazu beitragen, sie wieder in den allgemeinen Verkehr hineinzuziehen, selbst bevor die hydraulischen Arbeiten ihr Ziel vollständig erreicht haben werden. Denn, wären auch die Sümpfe ausgetrocknet, die Luft würde darum allein doch noch nicht besser werden: Vieles muß zusammenwirken, bevor man dahin gelangt. Unterdessen sind jetzt schon Diligencen eingerichtet, welche von Livorno nach Grosseto fahren, und Alles würde viel rascher fortschreiten, wenn nur erst die Straße von Civitavecchia zur toscanischen Grenze verbessert wäre. Die von Florenz nach Livorno führende Eisenbahn, deren Bau im Werke ist und wovon man die Strecke wenigstens von Livorno nach Pisa bald befahren zu können hofft, wird auch auf die Maremma günstig einwirken, indem auf solche Weise die Verbindung derselben mit der Hauptstadt viel rascher werden wird, als gegenwärtig auf dem schwierigen und zeitraubenden Wege über Volterra oder über Siena. Gute Straßen sind ein vortreffliches Mittel, Länder zu cultiviren und zu bereichern: Toscana hat keinen Mangel daran und bleibt in steter Progression. Seit die lothringisch-habsburgische Dynastie herrscht, ist dieser Zweig der öffent-

lichen Arbeiten ein Hauptaugenmerk gewesen: mit welchem Erfolge, wird Jeder erfahren, der das Land in den besuchteren wie in seinen abgelegeneren Strichen durchreist.

Da ich einmal auf Straßen und Reisen gekommen bin, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß im Kirchenstaat die erstern zwar im Durchschnitt ziemlich gut unterhalten, es mit dem letztern aber keineswegs so bestellt ist, wie man wünschen möchte. Namentlich Dem, der aus England kommt, oder aus Belgien und Teutschland, muß dies auffallen. Die Hauptstraßen, welche in Rom ihren Vereinigungspunkt finden, sind die nachfolgenden: die Straße von Civitavecchia, 6¼ Posten lang, nichts weniger als in trefflichem Zustande. Daß sie entsetzlich langweilig ist, worüber man so viel klagen hört, liegt der Regierung nicht zur Last; daß man auf der ganzen Tour keinen bewohnbaren Ort findet, ist die Schuld der allgemeinen localen Verhältnisse. Durch die Vermehrung der Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeere, die in den letztern Jahren einen so bedeutenden Zuwachs erhalten, ist die Frequenz auf dieser Straße sehr gesteigert worden: wie viel sie an Wichtigkeit, für den Kirchenstaat wie für Toscana, gewinnen würde, wenn man sie über Corneto nach der Grenze weiter baute, deutete ich schon oben an. Denn die Maremmenstraße könnte mit der Zeit das Hauptverbindungsmittel zwischen dem nördlichen und südlichen Italien werden, wie sie es schon im Mittelalter war. Für eine Eisenbahn endlich, die über kurz oder lang angelegt werden muß, gibt es keine andere Richtung. Von der größten Bedeutung sind die beiden Florentiner Straßen. Die kürzere, über Radicofani und Siena, überschreitet die Grenze beim Ponte a Centino

von Rom bis dahin 23¼ Posten zählend; die längere geht durch das schöne Umbrien, über Civita Castellana, Spoleto, Fuligno, Perugia, und berührt, nachdem sie eine Strecke von 27½ Posten durchlaufen, am nordwestlichen Ende des Trasimens die Grenze, im Angesicht des hochgelegenen Cortona und der blühenden Ebene des Chianathals. Beide Straßen haben manche Schwierigkeiten zu überwinden und könnten an vielen Stellen weit besser unterhalten sein. Die Auffahrt vom See von Bolsena nach S. Lorenzo nuovo und die Passage der brückenlosen Paglia auf der ersten derselben sind böse Punkte. An malerischen Schönheiten fehlt es dieser zwar durchaus nicht, im Gegentheil sind die Gegend von Viterbo und der genannte See besonders zu rühmen: aber sie muß dennoch dem Peruginer Wege in jeder Hinsicht den Vorrang lassen. Dieser durchschneidet eine der schönsten Provinzen des schönen Italiens. In Fuligno, einem gewerbthätigen Orte zwischen Spoleto und Perugia, welchem mehr denn sonst etwas die herrliche Madonna, die von Raffael Sanzio für Sigismondo Conti gemalt und hier in einer Klosterkirche aufgestellt ward, Berühmtheit verschafft, treffen zwei andere große Heerstraßen zusammen, welche die nördlichen Theile des Kirchenstaats mit den südlichen in Verbindung setzen. Die eine ist die Straße der Marken, welche vorüber an Camerino, einst Hauptort eines Herzogthums, jetzt Universitätsstadt und Sitz eines Delegaten wie eines Bischofs, über Tolentino, wo Joachim Mürat seine letzte Schlacht verlor, über Macerata, eine der bedeutendsten Städte der Marken, wie jene mit Bischof, Delegaten und Hochschule zweiten Ranges, über Loreto, den Ruheplatz der Santa Casa, und Osimo nach Ancona führt, dem

wichtigsten Hafen des Kirchenstaats. Die Länge dieser Straße, von Rom an gerechnet, beträgt 24 Posten; sie durchzieht viel gebirgiges Land, und hat schon gleich zu Anfang den Paß von Colfiorito und Serravalle zu übersteigen, was im Winter nicht immer leicht ist. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die andere Straße, welche man nach dem Paß bei Fossombrone die des Furlo nennt. Sie setzt das Herzogthum Urbino und die Legationen in Verbindung mit Rom und ist der Hauptweg für den Waarentransport nach einem großen Theile des obern Italiens und nach Teutschland. In Bologna vereinigt sie sich, nachdem sie die Romagna ihrer Länge nach durchzogen und, eine Zeitlang der Küste des adriatischen Meeres folgend, Pesaro, Rimini, Cesena, Forlì, Faenza, Imola, mithin, wenn man das abgelegene Ravenna ausnimmt, alle wichtigen Orte der Provinz berührt, mit der großen toscanischen Apenninenstraße und endet, 38½ Posten lang, am Ufer des Po jenseit Ferrara, wo man beim Ponte di Lagoscuro auf das österreichische Grenzzollamt trifft. Von Pesaro an bleibt diese Straße völlig in der Ebene.

Dies sind die Verbindungsmittel mit dem Norden. Nun bleiben mir noch die beiden großen Straßen übrig, welche Rom mit dem Süden in Communication setzen. Die besuchteste derselben folgt großentheils der Linie der alten Via Appia: wo sie von ihr abweicht, ist's nicht gerade zum Vortheil. Bis Albano durchschneidet sie die öde Campagna, hat eine äußerst malerische, aber nicht ebenmäßig bequeme Strecke von dort über Ariccia nach Genzano, ein sehr schlecht unterhaltenes Stück über Velletri nach Cisterna, wo sie in das ebene Terrain der pomptinischen Sümpfe tritt, die sie in gerader Linie, mit Baumreihen

besetzt, bis Terracina durchzieht. Gleich hinter dieser Stadt ist die Grenze. Der andere Weg, im Mittelalter, wo die Via Appia beinahe völlig unbrauchbar geworden, die Hauptstraße, geht nördlich am Albaner- und Volsker-Gebirge vorüber, zwischen diesem und jenem der Sabiner, Herniker und Aequer, durch das fruchtbare Thal des Sacco, vorbei an Anagni, wo Papst Bonifaz VIII. von den Colonnesen gefangen genommen ward, über Ferentino, das seine mächtigen Polygonmauern bewahrt hat, und Frosinone, den Hauptort der südlichsten Delegation des Staates, nach Ceprano, wo er im Thale des Garigliano (Liris) die neapolitanische Grenze findet und, an Monte Cassino vorüber, nach Capua zieht. Der eine Weg ist 10¾ Posten lang, der andere gegen 75 Millien.

Und wie kommt man fort auf diesen Straßen?

Alle sind Poststraßen, mit Ausnahme der letztgenannten über Ceprano. Ich will über die Posteinrichtungen nicht zu sehr klagen: aber sie sind unvollkommen, und der Reisende ist so vielfachem Aerger ausgesetzt, so vieler Willkür preisgegeben, daß aus diesem Grunde schon mancher zu den Vetturinen seine Zuflucht nimmt, namentlich wenn es um das Wegschaffen großer und schwerer Wagen sich handelt. Man kann vielen Unannehmlichkeiten entgehen, wenn man beim Hauptpostamt in Rom den Wagen besichtigen und sich einen Routezettel ausfertigen läßt, in dem die Zahl der Pferde genau bestimmt ist. Aber auch mit einem solchen entgeht man keineswegs immer dem Streit. Dasjenige, wovor man sich am meisten zu hüten hat, ist der erste Vorspann: es geht immer progressiv und wird endlich eine Lawine. Geduldige Reisende sind mit sechs Pferden vor einer Kalesche ange-

kommen. Sonst fährt man im Ganzen gut, ist aber auch in dieser Hinsicht den Launen der Postillone in die Hand gegeben. So viel von den Extraposten. Einzelne Reisende, die keinen eigenen Wagen haben, fahren am besten mit den Briefcourieren. Diese gehen, mit viersitzigen Wagen, dreimal wöchentlich nach Florenz über Radicofani, nach den Marken und der Romagna, und nach Neapel über Terracina. Die Beförderung ist mäßig rasch (nach Florenz in 36 Stunden, wobei man in Acquapendente den Wagen wechselt), der Preis hoch. Diligencen, von der Regierung conzessionirte Privatunternehmungen, fahren zwei- bis viermal in der Woche nach Civitavecchia, nach Florenz über Siena (einmal über Perugia), nach Bologna und Ferrara, nach Ancona, nach Neapel auf beiden Straßen. Sie könnten besser sein, sind aber im Allgemeinen nicht gerade schlecht; die Preise sind mäßig. Nach Florenz fährt man in 40—44 Stunden. Vetturine findet man immer noch in Menge auf allen großen Straßen, wenn ich die durch Umbrien und die von Ceprano ausnehme, welche sie wenigstens in der Regel nicht befahren. Sie sind nicht theuer (9—10 Scudi nach Florenz über Siena, mit Einschluß des Abendessens und Nachtlagers), aber nur Der kann sich ihrer bedienen, dem es nicht darauf ankommt, fünf Tage lang in großentheils öder Gegend und vielleicht sehr gemischter Gesellschaft sich zu langweilen und auf so lange Zeit einen Fuhrmann unumschränkt über sich gebieten zu lassen. Das ist nun nicht Jedermanns Sache. In Toscana findet man so ziemlich dieselben Verhältnisse.

Am besten ist die Dampfboot-Communication bestellt. Mit jedem Jahre mehren sich die Schiffe: es ist auf dem

Mittelmeere wie auf dem Rheine. Aber die Preise sind immer noch hoch. Von großen und kleinen Booten fahren jetzt der Ercolano, Mongibello, Castore (sein Zwillingsbruder Polluce ist leider bei Elba ertrunken, vielleicht um das schon von Alters her bekannte Misgeschick der Dioskuren zu bewähren), Francesco primo, Maria Cristina, Ferdinando, Leopoldo secondo, Maria Antonietta, Virgilio, Dante, Giano, Charlemagne, Pharamond, Henri quattre, Sülly u. a., Neapel, Toscana, Sardinien, Frankreich gehörend. Die kleinen päpstlichen Dampfschiffe dienen nur zum Remorquiren auf der Tiber.

Bei dem vielen Umherwandern bin ich ganz abgekommen vom Fürsten von Piombino. Der im Sommer 1841 verstorbene Don Luigi Buoncompagni galt für einen der reichsten Kapitalisten Roms. Die Borgheses, Rospigliosis, Corsinis, sämmtlich toscanischen Ursprungs, und andere der hiesigen Familien haben viel mehr Landbesitz: keiner aber soll im Stande gewesen sein, über so bedeutende Geldmittel zu disponiren. Man hielt ihn allgemein für sehr geizig: dies hinderte ihn indeß nicht, für einen ungewissen Erfolg große Summen zu wagen, wie denn der famöse Cesarinische Erbschaftsprozeß mit seinem Gelde durchgefochten worden sein soll. Ich komme ein andermal auf diese Geschichte zurück, die in ganz Italien Aufsehn genug erregte. Da die Sache günstig ausschlug, so soll der Fürst sein Geld auf gute Zinsen verliehen haben. Bei Römern wie Fremden hatte er sich namentlich durch die Unfreundlichkeit verhaßt gemacht, womit er die Villa Ludovisi beinahe hermetisch verschloß. Man ist sonst in dieser Hinsicht in Rom liberal. Von der Villa Borghese nicht zu reden, welche der öffentliche Spaziergang ist wie der Pin-

cio, und der man nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei Todesfällen in der Familie, oder wenn etwa, wie vor einiger Zeit geschah, die Polizei im Ernste glaubt, die Villa sei Gemeingut, anmerkt, daß sie Privateigenthum ist — von dieser abgesehen, sind die meisten Villen täglich oder an bestimmten Tagen den Besuchenden geöffnet und erst neuerdings ist diese Freiheit hie und da beschränkt worden, z. B. bei der reizenden und an Kunstschätzen überreichen Villa Albani, seit sie in den Besitz der Familie Castelbarco übergegangen, oder bei der Mellinischen auf dem Monte-Mario. Aber auch zu diesen wie zur Villa Adriana bei Tivoli erlangt man Einlaßkarten mit größter Leichtigkeit. Von den Galerien ist, was deren Benutzung durch Künstler betrifft, nicht ganz dasselbe zu sagen. Ein Muster an Liberalität ist der Fürst Borghese, während der Fürst Sciarra-Colonna sich für jedes Bild, das in seiner Sammlung copirt wird, fünf Louisd'or zahlen lassen soll. Da dies nun etwas kostspielig ist, so macht man lieber Copien nach Copien, und ein hiesiger Maler, der namentlich von Engländern protegirt wird, hat ein ganzes Magazin davon, eine schlechter als die andere. Das ist aber der Mehrzahl der Käufer völlig gleichgültig.

Was nun die Villa Ludovisi betrifft, welche man jetzt gegen besondere Erlaubniß Donnerstags besuchen kann, so hat wol Mancher mit Sehnsucht das vergitterte Thor angeschaut, wenn er von Piazza Barberini nach Porta Salara ging. Sie wurde von dem Cardinal Lodovico Ludovisi angelegt, welcher unter der Regierung seines Oheims, Gregor XV., die Staatsgeschäfte mit so viel Talent wie Geschick leitete und die prächtige Kirche S. Ignazio baute, die er dem vom Papste canonisirten Stif-

ter des Jesuitenordens widmete und für welche er in seinem Testamente die Summe von 100,000 Ducaten aussetzte. Erst lange nach seinem Tode — er starb jung und nachdem er manche Widerwärtigkeiten ertragen, welche die Feindschaft der Barberini, die ihm im Regimeute folgten, ihm zugezogen — wurde die Kirche vollendet, deren Façade von Algardi ein zwar nicht fehlerfreies, aber doch imposantes Werk ist und in welcher er selber neben dem großen, aber geschmacklosen Monument Papst Gregors eine Ruhestätte gefunden hat. Die Architektur der drei Casino's, welche man in der Villa sieht, ist nicht besonders ausgezeichnet, doch macht das bedeutendste derselben, welches vom Domenichino gebaut ist, eine malerische Wirkung. Derselbe berühmte Künstler soll auch die Anlage des schönen Gartens großentheils geleitet haben; wie es heißt, hatte auch Le Nôtre an diesen Anlagen Theil. Es ist gewiß ein höchst anmuthiger Punkt. Wie in der Villa Pamfilj ist auch hier die Regelmäßigkeit französischer Laubgänge mit freierer Benutzung des Terrains verbunden, und der Ruhm der einst hier befindlichen Sallustischen Gärten ist wieder aufgelebt. Die herrlichsten Steineichen bilden ein dunkelgrünes, undurchdringliches Laubdach.

Die Antikensammlung ist nicht groß, enthält aber einige der berühmtesten Werke der alten Kunst. Die erste Stelle unter ihnen gebührt dem kolossalen Kopfe der Juno, überall unter dem Namen der Ludovisischen bekannt. Es ist die vollendetste Personifizirung weiblicher Hoheit und majestätischer Schönheit; es ist die Königin der Götter und der Sterblichen. Zwei der interessantesten Marmorgruppen sind hier zu sehen: die eine, nach der

wahrscheinlichsten Annahme, Electra mit Orestes, voll Wahrheit und mit dem anmuthigsten Ausdruck besorglicher Theilnahme und hingebender Anhänglichkeit. Die andere, einst für Arria und Pätus gehalten, jetzt namenlos, nachdem, der Gewohnheit gemäß, die Antiquare sich daran abgequält, und ohne Zweifel einen gefangenen Barbaren darstellend, der sich ersticht, indem er seine sterbend zusammensinkende Gattin zu halten sucht. Man wird bei diesem Werke von selbst an den sogenannten sterbenden Fechter erinnert: gleich diesem ist es in gewissem Maße eine Elegie auf das Unterliegen der bis dahin ungebändigten, frischen, starken Naturkraft. Nenne ich nun noch eine vortreffliche sitzende Statue des Mars, so habe ich die hervorragendsten Stücke der Sammlung bezeichnet, in welcher leider die Kunst oder richtiger das Handwerk des Restaurators in schlimmster Form aufgetreten ist. Eine seltsame Wirkung macht unter diesen Antiken eine Gruppe Bernini's, der Raub der Proserpina. Komisch schaut der bärtige Pluto drein, mit seinem gelockten Haupthaar, seinem Satyrsgesicht und den strotzenden Muskeln seines blank polirten Körpers, während die arme Entführte in seinen gewaltigen Armen zappelt und eine verzweifelnde Angst an den Tag legt, die man ihr in solcher Gesellschaft nicht übel nehmen kann. Es ist der grellste Abstich, von der vollendetsten Kunst der Griechen zum dicksten Zopf.

Früher schon habe ich der Fresken des Guercino in einem andern Gartenhause erwähnt. Die außerordentliche Farbenwirkung und die Kraft der Schattenpartien sind das Bemerkenswertheste an der berühmten Aurora: weniger ist die Composition zu loben, obgleich einige reizende Köpfe und graziöse Attitüden in dem Bilde vorkommen.

Vortrefflich ist das Deckengemälde der Fama im obern Geschoß: es ist ein Reichthum und eine Weichheit des Colorits, die über das, was das Fresco vermag, hinauszugehen scheinen. Wer aber an diesen Kunstwerken sich erfreut hat, dem rathe ich, auf die Platform zu steigen.

Rom liegt vor ihm ausgebreitet, in all seiner Glorie, in der Majestät seiner unerreichten Schönheit! Da die Stadt, Hügel und Thal und Ebene, aneinander gereiht in langen Linien, aufeinander gethürmt in gewaltigen Massen, sich hebend und senkend in unerschöpflichem Wechsel. Und da die Villen im nie vergehenden Schmuck ihrer Boskette, Gruppen von Lorber, von Platanen und Steineichen, überragt von den in der Luft sich wiegenden Pinien, weißschimmernde Gebäude davon umhegt und eingeschlossen, wie der Opal von Smaragden. Und zwischendurch das in einzelne Massen gedrängte oder in scharfkantiger Kette sich dahinziehende Gebirge, und drüber der tiefblaue Himmel.

Eilfter Brief.

Zwei Frauen aus dem Hause Colonna.

Kränze und Kronen verschiedener Art sind dem Hause Colonna zu Theil geworden, und Glück wie Unglück, Gunst wie Ungunst in reichem Maße. Seit im Kampfe des Papstthums mit dem Rothbart von Hohenstaufen das römische Volk dem Oddo Colonna die Wohnungen niederriß und seine feste Burg Palestrina vergeblich bestürmte; seit, im Jahr 1167, Alexander III. den Bann der Kirche über das Geschlecht aussprach, sind, das ganze Mittelalter hindurch und bis zur Zeit, wo die großen Feudalfamilien ihre politische Bedeutung verloren, die Colonnesen von Kampf zu Kampf gegangen, von Niederlage zu Sieg, zu Größe von Vernichtung. Eine an wichtigen Ereignissen, an Schicksalswechseln, an Bewegung so reiche Familiengeschichte wie die ihre gibt es wol nicht. Wenn ganz Rom guelfisch war, saßen sie, hartnäckige Gibellinen, auf ihrer quirinalischen Burg, dem Volke trotzend wie dem feindseligen Adel, oder schauten von der Warte von Präneste, wo sie das durch seine Lage schon

beinahe unangreifbare Castell S. Pietro durch starke Befestigungen mehr noch gesichert, hinab auf die römische Ebene, die sie durch ihre Reisigen eben so leicht beunruhigten, wie sie, begünstigt durch die Lage ihrer Burgen, die am Monte Cassino vorüber nach Neapel führende Straße sperren konnten durch die Scharen ihrer Vasallen.

Dem vielfachen Kriegsruhme, dem Ruhme, der Kirche zahlreiche Cardinäle und nach vieljährigem Schisma den ersten von der gesammten Christenheit wieder anerkannten Papst gegeben zu haben, ward auch der Ruhm der Wissenschaft und Dichtung zugesellt. Nachdem der Augustinermönch Egidio Colonna, welcher 1316 zu Avignon starb, durch sein Buch „De regimine principum" und seine Streitschriften über die Collisionen der weltlichen mit der geistlichen Macht seinem Namen große Verehrung, sich selber vielen Haß und viele Liebe erworben; nachdem, durch Petrarca's Dichtungen und Briefe und durch die Freundschaft, die den großen Mann mit mehren Gliedern des Hauses Colonna verband, der Name dieses Letztern gleichsam verschwistert worden mit dem der schönen Frau von Avignon: wetteiferte im 16. Jahrhundert eine Colonnesin mit dem Sänger Laura's.

Vittoria Colonna wurde zu Marino am Albanergebirge, einem Lehen ihrer Familie, im J. 1490 geboren. Ihr Vater war Fabrizio Colonna, ihre Mutter Agnese von Montefeltro, die Tochter des ruhmwürdigen Herzogs Friedrich von Urbino. Die Zeit, in der sie das Licht der Welt erblickte, war die letzte Zeit der Ruhe für Italien: nicht lange darauf brach der Krieg aus, welcher Fremden die Hälfte des Landes geben sollte und die nazionale Unabhängigkeit vernichtete. Die meisten italischen Großen

wurden hineingezogen in den Strudel der gewaltigen Ereignisse: keiner mehr denn Vittoria's Vater, der (etwas Ungewohntes für einen Colonna) kurze Zeit hindurch auf der Seite Frankreichs, den Rest seines Lebens hindurch für Spanien kämpfte, bei Ravenna Gaston de Foix gegenüber stand, dem zweiten Julius trotzte, indem er dem bedrohten Herzog von Ferrara zur Flucht aus Rom behülflich war und, nach vielen Wechselfällen und kriegerischen Thaten, die er, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, dem Willen seiner Familie entgegen mit der Theilnahme an der Vertreibung der Türken aus Otranto begann, im J. 1520 zu Aversa starb, die Würde eines Großconnetable von Neapel seiner Familie erblich hinterlassend. So groß war sein Ruhm der Kriegskunde, daß Machiavelli in seiner „Arte della guerra" ihm die Rolle des unterweisenden Redners bei den Zusammenkünften in den Rucellaischen Gärten in Florenz zutheilte. Im Kindesalter wurde Vittoria mit Ferrante d'Avalos, dem Sohne des Marchese von Pescara, verlobt. Politische Verhältnisse waren vornehmste Veranlassung zu dem Bündnisse, welches dann erst fester geschlossen ward, als der Zweig des aragonischen Königshauses, der damals den Thron Neapels besaß und auch durch Familienverbindungen das Geschlecht der Colonnesen immer mehr in sein Interesse zu ziehen suchte, längst aufgehört hatte zu regieren und das Land eine spanische Provinz geworden war.

Am 27. Dezember 1509 fand die Vermälung des jungen Paares statt auf der Insel Ischia, die den D'Avalos gehörte und wohin Vittoria von Marino sich begeben hatte. Selbst von der Ausstattung der Braut ist uns Kunde geblieben. Wir finden da ein Bett „nach fran-

zösischer Mode", mit Vorhängen und sonstigem Zubehör von Carmoisinseide mit blauem Taffet gefüttert, mit breiten Streifen von gewebtem Gold und goldenen Franzen, dazu drei Matrazen, eine Decke von Carmoisinseide von gleicher Arbeit und vier Kopfkissen derselben Art mit Franzen und Knöpfen von Gold. Drei Obergewänder (camorre) erhielt sie, von violettem Sammt und carmoisinrothem und schwarzem Brocat. Eine Decke und Zäumung von gewebtem Gold für ein Maulthier. Die Mitgift betrug 14,000 Ducaten. Unter den Kleinodien, die der Bräutigam schenkte, befanden sich ein Kreuz von Diamanten an goldener Kette, tausend Ducaten im Werth, andere gefaßte Diamanten, Rubine und Smaragde und zwölf goldene Armbänder; überdies eine Menge Toilettegegenstände von Sammt, Brocat und Seide.

Vittoria verbrachte glückliche Tage in Neapel. Sie hatte hineingeheirathet in eine hochgestellte Familie, die, spanischen Ursprungs, unter Neapels aragonischen Herrschern zu Reichthum, Würde und Macht gelangt war und deren Nachkommen jetzt noch unter den vornehmen Häusern des Landes genannt werden. An dem Hügel, den heutiges Tages das Castell von S. Elmo einnimmt, besaßen die D'Avalos die schöne Villa Pietralba, von der man auf Stadt und Golf und Inseln blickte, ein wundervoller Anblick. Am beliebtesten aber war der Aufenthalt auf Ischia, wo Ferrante's Muhme Costanza d'Avalos, Marchesa (nachmals Herzogin) von Francavilla, in deren Hand die Leitung der Familienangelegenheiten lag, Haus hielt und wo ein glänzender Kreis von Kriegern und Staatsmännern, von Dichtern und Frauen sich zu vereinigen pflegte. Dies bezeichnet Bernardo

Tasso, Torquato's Vater, in einem an die Insel gerichteten Sonett:

> Du hegst der Waffen Ruhm: in dir verbirgt sich
> Die keusche Schönheit, Kraft gepaart mit Anmuth
> Wie Himmel nie der Erde Höh'res sandte.

Nicht lange aber sollten so glückliche Zeiten währen. Julius' II. unruhige Regierung ließ Italien nicht Frieden genießen. Der große Papst wollte das Land befreien von der Fremdherrschaft, aber er vermochte es nicht, trotz der gewaltigen Hülfsmittel seines Riesengeistes, und mehrte nur Noth wie Unordnung. Die übermüthigen Venezianer zu Paaren zu treiben, erdachte er die Ligue von Cambrai: als aber Venedig dem Unterliegen nahe war, löste er die Ligue auf und wandte sich mit Venedig und Spanien gegen die nämlichen Franzosen, deren er sich bediente, um die Meereskönigin zu demüthigen, und deren Uebergewicht in Italien er nun fürchtete. Im Lande jenseit der Apenninen wurden die entscheidenden Schlachten geschlagen: bei Ravenna siegte zwar Frankreichs Heer unter Gaston de Foix, aber nach des heldenmüthigen Führers Falle ward der Sieg schlecht benutzt. Großentheils verschuldete die Niederlage der Vicekönig Neapels, Ramon da Cardona, welchen Ludwig XII. von Frankreich spottend „Madame de Cardone" zu nennen pflegte: Fabrizio Colonna und Ferrante d'Avalos, welche ihm nach dem „Meeresufer, wo der Po herabgeht," gefolgt waren, geriethen in jener blutigen Schlacht in französische Gefangenschaft. Vittoria war auf Ischia zurückgeblieben: einen Theil ihrer Zeit verwandte sie auf die Erziehung des jungen Vetters ihres Gemals, Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto, der nachmals eine so

große Rolle spielte und dessen Name leider mit der Geschichte der Unterdrückung Italiens durch die Spanier eng verbunden ist. Auf den talentvollen, aber heftigen, trotzigen, rachsüchtigen Jüngling hatte Niemand so vielen Einfluß wie Vittoria: sie konnte ihn zur Milde umstimmen, ja den Geschmack an Poesie und Kunst flößte sie ihm ein, und wenn in spätern Zeiten von ihrer Kinderlosigkeit die Rede war, pflegte sie zu sagen: „Unfruchtbar kann ich nicht genannt werden, denn aus meinem Geiste habe ich diesen da geboren.“

Doch in Unruhe und Trauer flossen ihre Tage hin während der Abwesenheit des Gatten und Vaters. Sie schildert ihren Zustand in dem schönen Briefe, den sie an Pescara während seiner Gefangenschaft schrieb:

Sempre dubbiosa fu' la mente mia;
Chi me vedeva mesta, giudicava
Che m'offendesse assenza o gelosia.

Ma io, misera me! sempre pensava
L'ardito tuo valor, l'animo audace,
Con che s'accorda mal fortuna prava.

Altri chiedeva guerra; io sempre pace
Dicendo: assai mi fia se il mio marchese
Meco quieto nel suo stato giace.

Non nuoce a voi tentar le dubbie imprese;
Ma a noi, dogliose, afflitte, che aspettando
Semo da dubbio e da timore offese!

Voi, spinti dal furor, non ripensando
Ad altro che ad onor, contro al periglio
Solete con gran furia andar gridando;

Noi, timide nel cor, meste nel ciglio,
Semo per voi; e la sorella il fratre,
La sposa il sposo vuol, la madre il figlio *).

Die Pflicht der Gattin, dem Gatten stets zu folgen, überall mit ihm zu theilen Glück und Unglück, drückt sie dann in trefflichen Versen aus:

Seguir si deve il sposo e dentro e fora,
E, s'egli pate affanno, ella patisca:
Se lieto, lieta: e se vi more, mora.

---

*) Stets war der Zweifel Spielball meine Seele;
Wer so betrübt mich sah, der mußte wähnen,
Daß in der Stille Eifersucht mich quäle.

Doch ach! mir Armen stand vor den Gedanken
Dein hoher Muth stets und dein kühn Beginnen,
Die übel passen zu dem falschen Glücke.

Nach Krieg verlangten Andre; ich nach Frieden,
Und sagte: Selig, wenn der theure Gatte
An meiner Seite süßer Ruh' genießet.

Euch frommt es wol, Gefahren aufzusuchen;
Doch wir, die bange harren und in Trauer,
Wir sind zugleich von Furcht bestürmt und Zweifeln.

Von Muth entflammt, des Ruhmes nur gedenkend,
Stürzt ihr dem Kriegsgetümmel euch entgegen
Und fordert keck das Schicksal in die Schranken.

Gepreßten Herzens, thränenschwer die Wimper,
Sind wir um euch: die Heimkehr unsrer Lieben
Erflehn wir täglich von der Gottheit Güte.

A quel che arrisca l'un, l'altro s'arrisca;
Eguali in vita, eguali siano in morte;
E ciò che avviene a lui, a lei sortisca*).

Aber nicht langwierig war noch hart die Gefangenschaft des Colonna wie Pescara's. Dem Einen half namentlich die Freundschaft des, französischer Partei folgenden Herzogs von Ferrara, dem er bald darauf seinen Dienst vergelten konnte; dem Andern die Theilnahme seines Verwandten, des großen Marschalls Trivulzio, welcher lange Zeit in der Lombardei aufrecht gehalten das französische Ansehen **). So wurden Beide bald befreit. Pescara war verwundet in die Hände der Feinde gefallen: während er im mailänder Castell, wohin man ihn gebracht, seine Heilung abwartete, schrieb er einen Dialog über die Liebe, den er seiner Gattin sandte. Endlich ward dieser das Glück, ihn wiederzusehen: in einem Sonett,

---

*) Des Gatten Pfad muß auch die Gattin wandeln:
Wenn Leid ihn drückt, soll es auch sie bedrücken,
In Glück und Noth sein Loos es sei das ihre.

Was Einer wagt, das soll der Andre wagen;
Im Leben gleich, seien sie gleich im Tode:
So lasset Beide Ein Geschick verbinden.

**) Gian Giacomo Trivulzio's zweite Gemalin war Beatrice d'Avalos von Aquino. Ihr Denkmal sieht man neben dem seinigen in dem Octogon der Vorhalle der Basilika S. Nazaro zu Mailand, wo die Sarkofage der Trivulzen in hohen Mauernischen stehen, auf dem des Marschalls die bezeichnende Inschrift:

Io. Iacobus Magnus Trivultius
Antonii filius
Qui nunquam quievit quiescit
Tace.

das sie lange nachher in schmerzlicher Erinnerung an bessere Tage schrieb, gedenkt sie seiner „belle ferite". So sagte Isabella d'Aragona, die vom Schicksal hart geprüfte verwitwete Herzogin von Mailand, zu Pescara: „Ich möchte ein Mann sein, Herr Marchese, wäre es auch nur, um Wunden im Gesicht zu erhalten wie Ihr, und um zu sehen, ob sie mich so gut kleiden würden wie Euch."

Lange währte die Ruhe nicht. Mit seinem Schwiegervater und dessen Anverwandten, Prosper Colonna, dem ersten Taktiker seiner Zeit, nahm Pescara von neuem Antheil an den italischen Feldzügen, ging als Abgesandter des neapolitanisch-aragonischen Adels nach Flandern zum jungen Könige Carl, der bald die Kaiserkrone tragen sollte, war mit Vittoria in Rom, wo Papst Leo X. regierte, zog mit Prosper in jenen großen Krieg, wo Carl V. und Franz I. zum ersten Male die Macht ihrer Reiche miteinander maßen, das unglückliche Herzogthum Mailand, das beinahe ganz in den Händen der Franzosen, wiederum der Kampfplatz. Auf des Kaisers Seite standen der Papst und die Eidgenossen. Der Marschall von Lautrec, muthiger denn glücklich, befehligte das französische Heer in der Lombardei und verlor Mailand im November 1521. Nicht lange darauf starb Leo X., aber der Krieg währte fort unter seinem Nachfolger Hadrian VI. Prosper Colonna und Georg von Frundsberg, der Führer der teutschen Landsknechte, schlugen Lautrec bei La Bicocca in Mailands Nähe (27. April 1522), Pescara nahm und plünderte Genua. Der letzte Sforza, Franz II., erhielt sein väterliches Erbe wieder; im Jahre darauf war nur das Castell von Cremona im Besitze der

Franzosen geblieben, die kurz vorher fast die ganze Lombardei inne gehabt.

Aber sie stiegen wieder mit großer Heeresmacht herab in die lombardische Ebene. Ihr oberster Führer, Admiral de Bonnivet, des Königs Günstling, belagerte Mailand, wo Prosper Colonna am 30. Dezember starb; Pescara, der Connetable von Bourbon, welcher seinem Vaterlande als Feind gegenüber stand, der Niederländer Charles de Lannoi, der nachmals Vicekönig von Neapel ward, befehligten die kaiserlichen Truppen. Das Glück war ihnen hold: Bonnivet wurde zum Rückzuge genöthigt. Beim Uebergange über die Sesia ereilte und schlug ihn Pescara. Es war der Tag, an welchem Bayard fiel (30. April 1524). Den Geschlagenen folgte das kaiserliche Heer. Bourbon und Pescara fielen in die Provence ein und lagerten vor Marseille, welches durch zwei Italiener, Renzo da Ceri aus dem Hause Orsini und Federigo da Bozzolo aus dem Hause Gonzaga, tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung zog sich in die Länge: Krankheiten und Verluste nöthigten die kaiserlichen Feldherren zum Rückzuge. Dieser erste Versuch, dem Feinde in seinen südlichen Erbstaaten beizukommen, hatte keinen glücklichern Erfolg als der zweite, den zwölf Jahre später der Kaiser in eigner Person unternahm und der wie jener in der Provence scheiterte.

König Franz rüstete von neuem, während zwischen dem Papst Clemens VII. und Carl V. Uneinigkeit ausbrach und Ersterer dem französischen Interesse sich zuwandte. Ein Intriguenspiel, wie kaum je noch irgendwo ein ähnliches gesehen worden, begann. Clemens, als Minister seines Vetters Leo glücklicher denn als Herrscher,

in seinen Entschlüssen stets wankelmüthig, außer da, wo sie ihn dem Verderben zuführten, war ganz in seinem Element; sein Datar und Vertrauter, Giovan Matteo Giberti, einer der gewandtesten Staatsmänner der Zeit, hielt die Fäden in der Hand. Der Herzog Franz von Mailand, dem Kaiser schon grollend wegen der aufgeschobenen Investitur, ließ sich bethören durch die päpstlich-französische Partei: sein vornehmster Rathgeber Girolamo Morone wandte alle seine Klugheit und Geschicklichkeit auf, die kaiserliche Faction in Italien zu schwächen. Alle Mittel waren gut. Vor allem suchte man Pescara zu gewinnen: Lohn seines Abfalls sollte die Krone Neapel sein.

Es fand ein förmlicher Antrag statt. Der traurige Zustand, in welchem, der Anstrengungen seiner Führer ungeachtet, seit dem Rückzuge aus der Provence das kaiserliche Heer sich befand, wurde von den Unterhändlern vorgeschoben. Inwieweit Pescara sich einließ auf die Vorschläge, die ihm von mailändischer Seite gemacht, von päpstlicher unterstützt wurden, ist nicht ganz gewiß. Sei es, daß Ehrgefühl und Anhänglichkeit ihn abhielten, vom Kaiser abzufallen; sei es, daß die Sache ihm zu gewagt vorkam: er weigerte sich, den Lockungen Gehör zu geben. Können wir Dem, was Paolo Giovio schreibt, Glauben beimessen, so wußte Vittoria um den Antrag und war dagegen. Denn bei jenem Historiker meldet sie ihrem Gemal: er möge eingedenk sein des angestammten Hochsinnes, durch den er an Ruhm und Ehre vieler Könige Glück und Ruhm übertreffe. Durch die Größe der Reiche nicht und nicht durch prunkende Titel erlange man die wahre Ehre, wol aber durch Tugend, welche mit stetem

Lobe auf die Nachkommen übergehe. Sie verlange nicht Gemalin eines Königs zu sein, wol aber die Gemalin des großen Feldherrn, welcher im Kriege durch Tapferkeit, durch edle Gesinnung im Frieden die größten Könige zu besiegen gewußt habe.

Vielleicht war es in jeder Hinsicht ein Gewinn für Pescara, daß er jene Anträge abgelehnt. Das Glück wandte Frankreich den Rücken: bei Pavia fiel der glänzendste Theil des französischen Adels und, ein Gefangener Lannoi's, wurde König Franz nach Pizzighettone am Po, dann nach Spanien gebracht. Pescara wurde schwer verwundet: die Entschlossenheit aber, womit er den Durchzug des spanischen Fußvolks durch den Park von Mirabella bewerkstelligte und die geschickten Manövers, durch die er seine Füsiliere in die Lücken der feindlichen Linie schob, entschieden wesentlich den Tag. Er brach auf lange Frankreichs Macht: einige Jahre später beendigten die Erstürmung Roms und die Eroberung von Florenz (1527 und 1530) das verhängnißreiche Drama.

Ferrante d'Avalos, in dessen Hände, so viel wir urtheilen können, in dem oberwähnten Moment das Schicksal, das Wohl und Wehe Italiens gegeben waren, sollte diese letzten Ereignisse nicht mehr erleben. Seit dem J. 1521 sah Vittoria ihn selten: nur im nächstfolgenden Jahre, wo sie ihre Mutter, die eine Pilgerfahrt nach Loreto unternommen, auf dem Heimwege von derselben durch den Tod verlor, war er auf kurze Zeit in Neapel. Nur unvollkommen genas er von den bei Pavia erhaltenen Wunden. Im Sommer 1525 nahmen seine Kräfte rasch ab: man sprach, wahrscheinlich ohne Grund, von Gift, das ihm beigebracht worden sei. Sein Verhalten bei

jenen Intriguen hatte zu mancherlei Verdacht Anlaß gegeben, wenn gleich für ihn seine Vorliebe für Spanien sprach, die namentlich in den letzten Lebensjahren sich äußerte, wo er spanische Tracht anlegte, spanisch sprach und wol sagte, er möchte lieber Spanier sein denn Italiener. Als Vittoria von des Gatten lebensgefährlicher Krankheit vernahm, machte sie sich auf den Weg nach der Lombardei, aber in Viterbo schon erhielt sie die Kunde seines Todes. Pescara verschied zu Mailand am 25. November 1525, in jugendlichen Jahren (er war nicht älter als Vittoria), aber mit dem Ruhme, einer der ersten Feldherren und Taktiker gewesen zu sein in seiner an großen Kriegsmännern reichen Zeit.

Der Schmerz schien Vittoria anfangs zu überwältigen. Sie wünschte sich in das Clarissenkloster S.-Silvestro in capite in Rom zurückziehen zu können; der Papst ertheilte ihr dazu seine Erlaubniß mittels eines an die Aebtissin und Nonnen gerichteten Breve vom 7. Dezember, welches von dem berühmten Sadolet abgefaßt ward. „Da Wir erfahren haben" — heißt es darin —, „daß Unsere geliebte Tochter Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, vor kurzem ihres ruhmwürdigen Gemals beraubt, von Tage zu Tage mehr dem Schmerz und den Thränen sich hingibt und nach der Einsamkeit irgend eines Gott geweihten Ortes sich sehnt, dort dem Herrn ungestörter dienen und dem Gebete für die Seele ihres Gatten sich hingeben zu können: so haben Wir in jener liebevollen Berücksichtigung, die Wir Allen schuldig sind, und in Gemäßheit des besondern und väterlichen Wohlwollens gegen die Genannte und ihren Bruder, den edeln Herrn Ascanio Colonna, euer Kloster ihr zum Aufenthalte ange-

wiesen, welchem, wie Wir vernommen, die gesammte Colonnesische Familie eine besondere Verehrung zollt." Nachdem nun den Klosterfrauen anbefohlen worden, Vittoria mit ihrem Gefolge ehrenvoll aufzunehmen, schließt das Breve folgendermaßen: „Damit nicht, ihrem Schmerz eher Gehör gebend als reiflicher Ueberlegung, die Gedachte ihr Witwengewand mit Nonnentracht vertausche, verbieten Wir euch, bei Strafe der Excommunication im strengern Sinne, solches ohne Unsere besondere Genehmigung zu gestatten."

In der Ruhe und Abgeschiedenheit des Klosters scheint Vittoria vorzugsweise jener ernsten und frommen Poesie sich zugewandt zu haben, die ihr Trost in ihrem Schmerz wie unvergänglichen Ruhm verschaffte. Aber nicht lange sollte die Ruhe währen. Clemens VII., den Franzosen geneigt, konnte mit der kaiserlichen Partei nicht in Eintracht bleiben. Was die alten Päpste an Widersetzlichkeit und Trotz in ihrer eigenen Hauptstadt erfahren, ward ihm in reichem Maße zu Theil. Eine Zeit lang standen die Gegner, heimlich grollend, aber noch äußerlich ruhig, einander gegenüber: doch hielt Ascan Colonna es für gerathen, seine Schwester nach Marino zu bringen. Am 20. Sept. 1526 plünderten die Colonnesen mit den von ihren vielen Lehen im Kirchenstaat und im Neapolitanischen herbeigezogenen Vasallen und mit kaiserlicher Mannschaft den Vatican und nöthigten den Papst, nach der Engelsburg zu fliehen, wo am folgenden Tage ein förmlicher Vertrag abgeschlossen ward, bei dem indeß der Kaiser besser bedacht ward als seine römischen Bundesgenossen, denen eine ziemlich karge Amnestie zu Theil wurde. Dieses Ereigniß war nichts als der Vorläufer

der Plünderung Roms durch das wilde Heer des Connetable von Bourbon. Vor diesem beklagenswerthen Vorfall hatte Vittoria den Kirchenstaat verlassen und sich nach Ischia begeben, nachdem sie es durch ihre Bitten und Vorstellungen nicht zu hindern vermocht hatte, daß Pompeo Colonna des Cardinalshuts verlustig, ihr Bruder Ascan und alle Angehörigen in die Acht erklärt, sämmtliche Vasallen des Hauses ihres Lehnseides entbunden worden waren. Als nun das große Unglück geschehen war, als Rom von zuchtlosen Horden geplündert, der Glanz und Reichthum der Stadt und der Familien auf Jahre vernichtet, der Papst in der Engelsburg gefangen gehalten, viele Cardinäle und Prälaten in Feindes Hand Mishandlungen und den größten Gefahren preisgegeben, alle Hülfsmittel erschöpft waren: benutzte Vittoria den Einfluß, den sie bei den Ihrigen und bei ihrer Partei hatte, dies harte Geschick zu mildern, schrieb an den Cardinal Colonna, der bald das Elend beweinte, welches über seine Heimat herbeizuführen er selber mitgewirkt, an Del Vasto, an Andere, gab was sie besaß willig her, Gefangene zu lösen, die Habsucht der Spanier, die Gier der Deutschen zu befriedigen. Daß ihr Wirken nicht fruchtlos war, zeigt unter Anderm ein Schreiben des schon genannten Bischofs Giberto, der bestimmt war, zu der Zahl der vom Papst gestellten Geiseln zu gehören.

„Ich möchte wünschen — schreibt dieser am 20. November 1527 —, daß ich nicht früher schon der Zuneigung und des Wohlwollens, welches Ew. Excellenz mir geschenkt, so gewiß gewesen, wie es bei mir der Fall war. Denn wenn die Beweise davon, die ich erhalten und die

mit jedem Tage sich mehren, mir neu und unerwartet wären, so würden sie mich mit solcher Freude erfüllen, daß alle überstandenen Leiden mir wie Glück erscheinen müßten. Aber auch jetzt sind sie mir ein großer Trost, und mich dünkt, die Ketten, die ich getragen, erwerben mir die Hochschätzung Aller, welche sehen, wie lieb Euch meine Befreiung ist. Ich habe gesehen, was Ihr dem Cardinal Colonna geschrieben, der bisher so gegen uns alle sich benommen, daß wir ihm verpflichtet sind, und der uns hoffen läßt, unsere Angelegenheit zu gutem Ende geführt zu sehen. — — Ich würde Ew. Excellenz für das Anerbieten der eigenen Besitzungen als Pfand für mich danken: wie soll ich aber danken, oder was soll ich noch versprechen, da ich mich Euch schon ganz zu eigen gegeben und Euch jetzt mehr denn je verpflichtet bin?"

Im folgenden Jahre fand Vittoria von neuem Gelegenheit, einflußreiche Verwendung eintreten zu lassen, als ihr Bruder Ascan und der Marchese del Vasto in jener blutigen Seeschlacht, welche am 28. Mai 1528 Filippino Doria, Neapel von der Seeseite angreifend wie der Marschall von Lautrec auf der Landseite, dem Vicekönige Ugo de Moncada lieferte, in des Feindes Hände fielen, während Moncada selbst im Kampfe den Tod fand. Während dieser langwierigen Belagerung, die, unter glänzenden Aussichten begonnen, mit dem Untergange des französischen Heeres und dem Tode seiner Führer endete, lebte Vittoria meist auf Ischia, von wo sie, als die Seuche, die in Folge der Einschließung und des Mangels die Stadt verheerte, auch nach der Insel drang, nach ihrem Lehen Arpino sich begab und von dort nach Rom, wo sie längere Zeit verweilte, bis sie den reizenden Golf

Neapels wiedersah. Damals schon war sie nicht minder durch den Glanz ihres Geschlechts und durch die Stellung, die sie einnahm, als durch das treue Andenken, welches sie ihrem verstorbenen Gatten bewahrte, und ihr seltenes Dichtertalent berühmt. Verschiedene Anträge, eine zweite Ehe zu schließen, wurden ihr gemacht: sie lehnte sie ab, trug immer Witwenkleider, feierte in schönen Versen den Ruhm und die Thaten Pescara's und blieb ungetröstet über seinen Verlust. Im siebenten Jahre nach seinem Tode beweinte sie ihn wie im ersten. Dann aber ward sie durch jene Hand, die den Himmel gebildet („quella mano che formò il cielo"), über den irdischen Schmerz emporgehoben, und ihr Geist und ihre Poesie wandten sich immer mehr den überirdischen Dingen zu. Ihren geistlichen Gedichten verdankt sie den größten Ruf. Alles, was Italien damals an ausgezeichneten Männern zählte, schaarte sich um sie: Bernardo Tasso, Luigi Alamanni, Trissino, Giberti, Annibal Caro, Giovio, Gio. Guidiccioni, Franc. Maria Molza u. A., und unter den Cardinälen Pietro Bembo, Gaspare Contarini, Reginald Poole, Jac. Sadoleto, Federigo Fregoso, zu deren Erhebung sie zum Theil mitwirkte. Diese allgemeine Bewunderung spricht das folgende schöne Sonett Bembo's aus:

Erhab'ne Säule Du, die sonder Wanken
Der Stürme Wuth bestand, zur Zier gereichen
Dir holde Glieder, jetzt in Trauerzeichen,
Himmlische Worte, heilige Gedanken,

Und Lieder, wohllautreich, so daß, den Schranken
Der Zeit zum Trotz, ihr Ruhm, statt zu erbleichen,
Ein späteres Jahrtausend wird erreichen;
Die süß einst klangen, jetzt in Schmerz versanken.

Wie Euch mit Gaben alle Sterne schmückten,
Vielleicht kann man's erdenken; doch kein Mund
Ermäße solchen Ozeanes Grund.

Nur fleh' ich: Sehnsucht nach dem Euch Entrückten,
Sie mache nicht, daß Ihr das Leben haßt;
Mit uns zu weilen, sei Euch nicht zur Last.

Im J. 1536 war sie wieder in Rom, wo Paul III. sie aufs ehrenvollste empfing und Kaiser Carl V., der die Weltstadt besuchte, sich zu ihr und ihrer Schwägerin Giovanna d'Aragona verfügte. Eine Zeitlang lebte sie in Ferrara und dachte ernstlich an eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe: aber die Vorstellungen der Freunde und schwache Gesundheit hielten sie davon ab und sie kehrte von neuem nach Rom zurück. Hier begann ihre Bekanntschaft mit Michel Angelo Buonarroti — zwei hohe Geister erkannten sich, und der große Künstler, dessen edler Stolz vor irdischem Glanz sich zu beugen verschmähte, hat in seinen leben- und charaktervollen Dichtungen ausgesprochen, was er Vittoria verdankte. Wie unter der Hand des Bildhauers aus der „umil' materia" das Modell entstehe, welches sodann der Meisel aus edlem Stein von neuem hervorrufe, so sei es ihm ergangen:

Hat erst die Kunst, die gottgeborne, reine,
Ein Menschenbild erfaßt, so formt gemach
In niederm Thon sie den Gedanken nach,
Daß ihre Erstgeburt dem Aug' erscheine.

Doch in der zweiten erst, im harten Steine
Erfüllt der Hammer das, was er versprach;
Verklärt und neugeboren kennt hernach
Begrenzung seines Ruhms das Kunstwerk — keine.

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkommn'res Werk geboren werde.

Mein Zuviel tilget, es ergänzt die Lücken
Eu'r Mitleid; doch verscherzt' ich das in Roheit,
So wendete mir alles Heil den Rücken *).

Noch aber warteten neue Stürme der schon mehrfach Geprüften und von neuem sah sie „batter la sua colonna entro ed intorno". Denn wegen der erhöhten Salzsteuer, die Paul III. 1540 ausschrieb, eine Maßregel, die so großes Misvergnügen im Kirchenstaate erregte und Perugia zu offener Rebellion trieb, entstand arge Mishelligkeit zwischen dem Papste und den Colonnesen. Ascan widersetzte sich dem Befehle des Papstes, das Salz für seine Lehen in Rom zu kaufen, aber seiner Burgen eine nach der andern wurde durch Pier Luigi Farnese genommen, über ihn die Acht ausgesprochen. Im Königreich Neapel fand er Aufnahme, Vittoria aber ging nach Orvieto in das Kloster S. Paolo, wo sie indeß nicht lange blieb, sondern noch im Laufe des Jahres nach Rom zurückkehrte. Es war um diese Zeit, wo die Lehren der teutschen und schweizerischen Reformatoren in Italien einzudringen anfingen **),

*) Die Uebersetzung dieses berühmten Sonetts („Poscia ch'appreso ha l'arte intera e diva") wie des vorhergehenden des Bembo („Alta colonna, e ferma alle tempeste") verdankt der Herausgeber der Güte seines theuren Freundes Carl Witte, den Italien wie Teutschland als einen der gründlichsten Kenner italienischer Literatur, namentlich der Dante'schen Zeit, anerkennt und von dessen Studien beide Länder sich noch reiche Früchte versprechen.

**) Vgl. S. 175.

und manche talent- und geistvolle, aber unruhige und erregte Männer, in ihrem Misvergnügen über die Misbräuche, die sich in die Kirche, namentlich in die Disciplin eingeschlichen, zu Meinungen sich hinzuneigen begannen, welche endlich ihren völligen Abfall von der katholischen Kirche zur Folge hatten. Daß diese reformatorischen Prinzipien in Ferrara bei der Herzogin, Renée von Valois, Schutz und Begünstigung fanden, ist bekannt. In Florenz zeigten sie sich; in Rom machte eine Zeitlang der Kapuzinermönch Fra Bernardino von Siena (Ochino) durch seine Bußpredigten Aufsehen, bis er, seiner dem Papstthum immer schärfer entgegentretenden Grundsätze wegen verdächtig, entfloh und sich zum Protestantismus bekannte. Mit ihm, mit Pier Martire Vermigli, der aus einem Augustiner-Chorherrn zu Fiesole einer der einflußreichsten protestantischen Theologen und Professor zu Oxford ward, mit jenem talentvollen Florentiner Carnesecchi, der endlich durch Cosmus I. der Inquisition ausgeliefert ward, und Andern, die denselben Meinungen hold waren, stand Vittoria wenigstens eine Zeitlang in Verbindung: gegen die Anschuldigung, daß sie selbst solche Meinungen getheilt, ist sie vielfach, und wie es scheint mit Recht, vertheidigt worden. Ihre eigenen Aeußerungen berechtigen wenigstens nicht zu einer solchen Annahme. Wie dem auch sei, nach jener Zeit scheint sie namentlich der Leitung des Cardinals Poole in Gewissenssachen sich anvertraut zu haben. Im Oct. 1541 war sie im S. Katharinenkloster zu Viterbo, wo Poole und andere ihrer Freunde sich befanden. Buonarroti schrieb ihr wiederholt und übersandte ihr Poesien; sie ersuchte ihn einmal, es weniger häufig zu thun, sonst werde sie verabsäumen, die Abendandacht in der Kapelle

zu halten, er, die Morgenstunden in der Peterskirche zuzubringen. Aber sie bewahrte ihm eine solche Zuneigung, daß sie nie in die Nähe Roms kam, ohne nach der Stadt zu gehen, ihn zu besuchen, wie Michel Angelo's Schüler, Condivi, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Sie wurde gefährlich krank; der berühmte Fracastoro, den man um Rath frug, gab von Verona aus Heilmittel an, fügte aber hinzu: es thue noth, ihr einen Seelenarzt zu finden, sonst werde das schönste Licht dieser Welt erlöschen. Ihr Leben währte noch einige Zeit, aber ihre Gesundheit stellte sich nicht wieder her. In Viterbo verweilte sie bis zum J. 1543, dann begab sie sich nach Rom in das damalige Benedictinerkloster S. Anna de' Funari, welches jetzt in ein Waisenhaus umgewandelt ist. Hier schrieb sie ihre letzten Dichtungen und lateinische Gebete; hier hatte sie den Schmerz, den Tod Del Vasto's zu vernehmen, der 1546 starb, mitten in den glänzendsten Hoffnungen und Aussichten, als Feldherr hochgerühmt und eine der Stützen seiner mächtigen Partei, der aber seinen Namen durch Härte und Habsucht befleckte und eins der geschicktesten Werkzeuge in des Spaniers Hand zur Knechtung Italiens war.

Als sie das Ende eines Lebens, das „fra poche dolci e assai lagrime amare" verstrichen, herannahen fühlte, ließ sie sich in die Wohnung Giuliano Cesarini's bringen, der eine ihrer Verwandten geheirathet hatte, und machte dort am 15. Febr. 1547 ihr Testament, in welchem sie unter Anderm jedem der vier Klöster, in denen sie gelebt, ein Vermächtniß hinterließ und die Cardinäle Poole, Sadolet und Morone zu Gewährsmännern ernannte. Das Testament hat die eigenhändige Unterschrift:

Ita testavi ego Victoria Columna. Wenige Tage darauf starb sie, im 57. Jahre ihres Alters. Buonarroti sah sie noch als Leiche. Ihrer eigenen Verfügung zufolge wurde sie in der Gruft beigesetzt, in welcher die Nonnen von Sta. Anna begraben liegen. Kein Stein bezeichnet den Ort, wo ihre irdischen Reste ruhen. Aber schon zu ihren Lebzeiten wurde ihr Name und ihr Bildniß durch Denkmünzen der Nachwelt überliefert: zwei derselben zeigen sie in der Jugend, als glückliche Gemalin eines gefeierten Helden, eine andere als trauernde Witwe nach Pescara's Tode, noch eine endlich in vorgerücktem Alter, auf dem Revers ein Fönix, der, in den Flammen wieder auflebend, mit ausgebreiteten Flügeln zur Sonne emporschaut.

Vittoria's Poesien sind, mit sehr geringen Ausnahmen, aus der Zeit, welche dem Tode Pescara's folgte, und wie sie fürder stets Witwenkleidung trug, so herrscht auch in ihren Dichtungen eine trübe Stimmung vor: Schmerz über den unersetzlichen Verlust, Trauer über die Verödung, wehmüthige Erinnerung an vergangenes Glück. Dabei aber, wenn ich so sagen darf, ein Schwelgen im Gedanken an die glänzenden Eigenschaften und glorreichen Thaten des Gatten und ein Sichkräftigen am wärmenden Stral dieser ihrer Sonne, wie sie D'Avalos nennt, deren Licht nicht Zeit, nicht Tod verdunkelt und die in voller Glorie zu schauen keine irdische Hülle mehr sie hindert. Was von frühern Poesien Vittoria's vorhanden war, zum Theil an ihren Gatten gerichtet, scheint mit Ausnahme des schon genannten Briefes nach der Ravennaschlacht, den man eine echte Heroide nennen darf, verloren. Petrarca ist augenscheinlich Vorbild bei jenen Sonetten ge-

wesen. Aber es ist keine weichliche Nachahmung; es ist nicht alle Harmonie und Abwechselung, alle Zartheit und aller Schmelz des Trecentisten, aber auch nicht seine frasenreiche Künstelei; es ist ein kräftigerer Geist, wenngleich der eines Weibes.

So ist der erste Theil der Dichtungen. Der zweite, meist religiösen Inhalts, dürfte Vittoria's Ruhm bei weitem am sichersten begründen. Denn hier spricht sich in wohllautenden Versen eine tiefe Frömmigkeit aus, ein festes Gottvertrauen, eine nicht wankende Zuversicht, eine frohe Hoffnung, ein inniges Durchdrungensein von den Wahrheiten des Glaubens. So schön auch in den frühern Gedichten die Sprache ist: in den spätern erhebt sie sich mit dem Gegenstande zu größerm Reichthum, höherm Schwunge, größerer Mannigfaltigkeit der Form, größerer Präcision und Würde. In Vittoria's Dichtungen leben wir ihr Leben mit: in ihnen liegt der Kreislauf ihrer Empfindungen vollendet und abgeschlossen da. Sie sagt uns, weshalb sie dichte: „Ich schreibe, auszulassen inn'res Leiden"; als Rechtfertigung müssen ihr dienen „des Glaubens Reinheit, Feuereifer, tiefer Schmerz"; ihre Gedichte seien „bittere Thränen, nicht Gesanges Süße — trübe Seufzer, nicht heitere Stimme". Sie gedenkt des Glücks der vergangenen Tage: „Welch ruh'ge See, welch hellen Wellenspiegel — durchfurchte einst mein starkgebauter Nachen"; sie gedenkt der Heimkehr des ruhmgekrönten Gatten nach Ischia und der wehmüthigen Erinnerung, die der Ort ihr nun erweckt: „Wie jetzt er Leid mir gibt, gab er mir Freude!" Nachdem sieben Jahre seit Pescara's Tode verflossen, war ihr Schmerz noch lebendig: „Ich hoffte, daß die Zeit vermindern würde — die heiße

Sehnsucht" — das Hoffen ward getäuscht, denn sie fand noch keinen Trost und Alles auf der Welt war ihr verloren: „Was Leben hier für mich, raubte der Tod — an Einem Tage mir mit meiner Sonne."

Aber endlich findet sie Tröstung im Hinblick auf das Jenseits und macht sich immer mehr los von den irdischen Banden und Wünschen. Das erste Sonett der Rime sacre spricht es aus: „Die blinde Liebe der Welt hielt eine Zeitlang die Seele mir nach Ruhme dürstend und wärmte gleichsam am eigenen Busen eine Schlange; deshalb schmachtet sie jetzt in Thränen zum Herrn gewandt, der ihr die Heilung sandte. Fürder seien mir Federn die heiligen Nägel, das köstliche Blut die reine Dinte, makellos Papier der heilige Körper, auf daß ich schreibe das, was er gelitten. Nicht darf Parnassus ich anrufen mehr, noch Delos: nach andrer Quelle streb' ich, andre Berg' ersteig' ich, die Menschenfuß nicht ohne Hülf' ersteiget. Die Sonne, die Urstoffe hellt und Himmel, bitt' ich, daß, ihren Stralenquell eröffnend, sie Labung sende meinem heißen Durste." Andre Gegenstände wählt ihre Muse — in diesen Empfindungen und Gesinnungen findet sie Trost, Beruhigung und Glück: „Selig die Seele, die der Welt entsagt und dem, was hier das arme Leben bietet"; aus traurigem, ödem Winter geht sie ein in den blühenden Frühling: „Aus Freud' zur Freude, seligen Gedanken, die Reih' an Reih' sich leuchtend schließen, führet aus düsterm Wintertag zu ihrem Frühling, dem warmen, grünen, mich die ew'ge Liebe". Das Dunkel, das ihre Seele umfing, hat ein heller Himmelsstral durchdrungen, scheuchend die umher gelagerten Nebel. Voll geistiger Befriedigung ruft sie endlich aus:

„O selig die, welche die Frucht und Wurzel
Der Welt verachtet, und mit ihrem Herren
Nun andre Lust und ewige genießet!"

So war, im Leben und in der Dichtung, die Colonnesin ein reiner, großartiger Charakter, ein Gemüth, das weibliche Zartheit und Hingebung mit Manneskraft vereint, ein reiches und in seiner keuschen Strenge dennoch anmuthiges Dichtertalent *).

Sie war es werth, daß Lodovico Ariosto sie feierte in den schönen Stanzen des Orlando **):

„Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle Die,
Die selbst verstummen heißt des Neides Toben,
Und keine zürnt mir wol, erwähl' ich Sie,
Um, von den andern schweigend, Sie zu loben.
Sie hat nicht nur durch süße Melodie
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben,
Auch jeglichen, von dem sie singt und spricht,
Versetzt sie aus der Gruft zum ew'gen Licht.

---

*) Vittoria's Poesien wurden noch zu ihren Lebzeiten mehrmals gedruckt, mehrmals nach ihrem Tode, zuerst in Parma 1538, zuletzt in Bergamo 1760. Keine dieser Ausgaben ist genau und vollständig zu nennen. Einen neuen sehr glänzend ausgestatteten und durch Vergleichung der Handschriften wesentlich verbesserten und bereicherten Abdruck veranstaltete im J. 1840 auf Kosten des Fürsten Torlonia und bei Gelegenheit der Vermälung desselben mit einer Colonna, P. E. Visconti, der eine sehr gut geschriebene Biografie der Dichterin voraussandte, welche in gegenwärtiger Darstellung vielfach benutzt worden ist.

**) Gesang XXXVII, Str. 16 fg. (Nach der Streckfuß-schen Uebersetzung, Ausg. v. 1839.)

Wie auf die weiße Schwester aus der Ferne
Am liebsten Föbus schaut, sie mehr erhellt,
Als Venus, Maja und die andern Sterne,
Die wandeln oder stehn am Himmelszelt,
So gibt er, daß sie mehr als Andre lerne,
Wie man mit hoher Lust die Herzen schwellt,
Den hohen Worten Kraft zu unsrer Wonne
Und schmückt den Himmel aus mit neuer Sonne.

Victoria heißt ihr Nam' und ziemt der Hehren,
Geboren einst beim Sieg, die, wo sie weilt,
Trofäen stets, Triumfe stets verklären,
Der nach und der voraus Victoria eilt.
Hoch ist sie, Artemisien gleich, zu ehren,
Der großen Ruhm die Gattenlieb' ertheilt,
Ja höher noch — denn schöner ist's, den Gatten
Der Grabesnacht entziehn, als ihn bestatten.

Wird Porzia noch, wird Laodamia,
Argia mit viel Andern hochgepriesen,
Wird noch gerühmt Evadne, Arria,
Die sterbend sich den Gatten treu erwiesen,
Welch einen Ruhm verdient Victoria?
Denn mochte neunfach ihn der Styx umschließen,
Sie zog den Gatten, trotz des Todes Graus
Und trotz der Parzen, doch zum Licht heraus.

Konnt' Alexander einst dem Neid nicht steuern,
Daß sich Homer Achillens Ruhm erkührt,
Wie würd' er wol, Pescara, sich erneuern,
Hört' er, ins Leben jetzt zurückgeführt,
Von solcher keuschen Frau, der Dir so theuern,
Den Ruhm besungen, welcher Dir gebührt,
Der weit ertönt im Laut des Wiederhalles
Und nicht vermißt Trompeten hellern Schalles.

Würd' Alles, was ich von ihr sagen kann
Und sagen möchte, von mir aufgeschrieben,
So währt' es lang', auch wäre selber dann
Noch immer Vieles ungesagt geblieben,
Und jene schöne Mähr', die ich begann,
Müßt' ich indessen ganz bei Seite schieben,
Die ich erzählen wollte, wenn ihr käm't,
Und noch fürlieb mit diesem Sange nähm't."

Während Vittoria Colonna die Bewunderung und Verehrung ihrer Zeitgenossen, die in dem Urtheile der Nachwelt Widerhall gefunden, in reichem Maße erwarb, zog eine andere, demselben Hause angehörige Frau beinahe nicht geringere Aufmerksamkeit auf sich.

In der Gemäldesammlung des Louvre, in dieser endlosen, so viel Herrliches neben so vieler Mittelwaare enthaltenden Galerie, deren Länge allein auch den herzhaftesten Kunstfreund abschreckt, wenn er, dem blutgefärbten Schnee und den mit dem Tode gräßlich ringenden Grenadieren in Gros' Schlacht von Eilau den Rücken wendend, den gewölbten Saal hinabblickt (falls eine solche Unform Saal genannt werden darf), wo Bild neben Bild an den Wänden hängt, von Girodet und David aufwärts zu Cimabue und den Byzantinern — im Louvre, sage ich, gibt's ein Frauenporträt, eine Perle, die Raffael Sanzio geschaffen. Dreihundert Jahre sind über dies liebliche Gesicht hinweggegangen, aber es stralt in immer gleicher Anmuth und Jugendblüte, die blauen Augen blicken mild leuchtend; die feingeformte Nase, der reizende Mund, das Kinn mit dem Grübchen, die blonden Haare, welche die freie Stirn umgeben, die edle Haltung vollenden die seltenste Schönheit. Ein Hut von

rothem Sammt mit Perlenschmuck, ein amaranth-rothes Gewand von demselben Stoffe, ein halb zurückgeworfener Pelz sind die Kleidung. Sie sitzt in einem reichen Gemach, das zu ihrer Rechten sich vertieft und durch ein Bogenfenster die Aussicht auf Gegend und Himmel gewährt. Dem größern Theil der Beschauer ist dies Bild*) unter dem Namen der Königin von Neapel bekannt: die Dargestellte aber ist Giovanna d'Aragona Colonna, die Gattin Ascans, Vittoria's Schwägerin und Mutter jenes Marc Antonio Colonna, der in der Seeschlacht bei Lepanto die Galeeren Pius' V. und die des Ordens Sanct Johanns von Jerusalem siegreich gegen die Türken führte.

Giovanna d'Aragona war eine Tochter Ferdinands, Herzogs von Montalto, eines natürlichen Sohnes König Ferdinands von Neapel, der selbst ein unrechtmäßiger Sohn Alfons' von Aragon war, ein Umstand, worauf nachmals König Ferdinand der Katholische die Gültigkeit seiner Ansprüche auf Neapel, als rechtmäßiger Enkel Alfonsens, gründete, als er nach Vertreibung der Franzosen das Königreich für sich behielt. Ihre Verheirathung mit Ascan Colonna, Fabrizio's Sohn, war eine Maßregel derselben Politik, welche Ascans Schwester dem durchaus

*) Dasselbe kommt mehrmals vor. Außer dem Exemplar im Louvre, welches man allgemein für das Original hält, gibt es ein sehr schönes, wahrscheinlich eine Replik, beim Frhrn. v. Speck in Leipzig und eine vorzügliche alte Copie im Berliner Museum. Die Galerie Doria-Pamfilj in Rom zeigt dasselbe Bild, aber in einer Copie von irgend einem Schüler des Lionardo, der den Charakter des Kopfes nach dem Typus der Da Vinci'schen Fysiognomie gemodelt hat, so daß etwas ganz Verschiedenes daraus geworden ist.

aragonisch gesinnten Hause D'Avalos gab, während Giovanna's Schwester Maria wiederum einem D'Avalos die Hand reichte. Ascan war nicht geboren zu der Größe, die ihm zu Theil ward, mit der aber auch so viel Unglück über ihn hereinbrach, daß kaum einer der unruhigen Colonnesen ein so unruhiges Leben geführt hat wie er. Er hatte einen ältern Bruder, Federigo, der, an des Vaters Seite in den lombardischen Feldzügen kämpfend, in der Blüte der Jahre und der Hoffnungen starb. Als Fabrizio Colonna im J. 1520 zu Aversa verschied, bestätigte Kaiser Carl V. dem Sohne die Würde eines Großconnetabels des Königreichs Neapel, die seitdem erblich im Hause der Herzoge von Paliano geblieben ist. Seine Gattin galt um diese Zeit für die schönste Frau Italiens. Agostino Niso, ein Schriftsteller, der in vielfachen Beziehungen zu der Colonnesischen Familie stand (in seinem Buche über das Kriegswesen: De regnandi peritia, ist Fabrizio der Hauptheld), stellte sie in seinem, 1529 geschriebenen Buche: De Amore, welches er ihr widmete, als die Verkörperung der Idee der Schönheit dar, indem er, mit vielen Dichtern wetteifernd, welche Poesien an sie richteten, ihre äußern Reize eben so sehr pries, wie ihren Geist und ihre Tugend.

Wie der Dichter des Orlando Vittoria feierte, so pries er auch, neben ihr und den andern schönsten und berühmtesten Frauen Italiens, Giovanna d'Aragona *):

---

*) Gesang XLVI, Str. 7 ff. Es sind zum Theil sehr berühmte Frauen, die in diesen Versen gefeiert werden. Denn Giulia Gonzaga, die Schwester Luigi Rodomonte's (aus dem Hause von Bozzolo und Sabbioneta) und Gemalin des Vespasian Co-

„Die Gattin, Mutter, Schwestern sind erschienen
Des Bozzolo, und stehen an den Wellen
Sammt den Visconten, den Pallavicinen,
Die Bentivoglien auch mit den Torellen —
Sieh' Jene dort, der alle Grazien dienen,
Der keine je sich wage gleichzustellen,
So viel Geprief'ne sind und jemals waren
Bei Griechen und Lateinern und Barbaren.

Julia Gonzaga ist's — wohin ihr Fuß,
Wohin sich nur die heitern Augen kehren,
Da weicht beschämt ihr jeder Reiz und muß
Bewundernd sie gleich einer Göttin ehren.
Die Schwäg'rin sieh, in Leiden und Verdruß
So fest und stark, die Treue zu bewähren,
Wich sie und wankt' im langen Kampfe nicht —
Sieh' Aragoniens Anna, Vasto's Licht.

Anna, die Edle, Schöne, Milde, Weise,
Die Lieb' und Treu' zu ihrem Tempel macht;

---

lonna von Traetto, war es, deren Schönheit Sultan Suleiman anspornte, durch den Piraten Chayreddin Barbarossa einen nächtlichen Angriff auf Fondi machen zu lassen, wo sie wohnte. Sie entkam unter seltsamen Umständen. Einer der ersten, die zu ihrer Rettung und zur Vertreibung der Seeräuber herbeieilten, war der Cardinal Hippolyt von Medici, der in jugendlichen Jahren an Gift starb und dessen herrliches Bildniß von Tizians Hand man im Palast Pitti sieht. Er ließ Giulia durch Sebastiano del Piombo malen. Gleich der Vittoria, kam auch sie in den Verdacht, ketzerische Ansichten zu hegen, wurde von der Inquisition nach Rom citirt und soll sich darüber zu Tode gegrämt haben. — Giulia's beide Schwägerinnen waren Isabella Colonna, die Tochter ihres Gemals Vespasian aus erster Ehe, und Luigia Pallavicini. Ihre Schwestern heiratheten in die berühmten Familien Pico della Mirandola, Sanvitale und Martinengo.

Die Schwester auch! Es sinkt in seinem Preise
Jedweder Liebreiz, wo der Ihre lacht.
Sieh' jene, die in nie erhörter Weise
Vom Styx herauf und aus der langen Nacht,
Will Tod und Parze gleich es nicht gestatten,
Zum Himmel hebt den siegbekrönten Gatten."

Kein friedliches Leben ward ihr zu Theil. Wie Vittoria, und unendlich mehr noch als diese, wurde sie hineingezogen in den Strudel der großen Ereignisse ihrer Zeit. Im J. 1521 zog Ascan in den lombardischen Krieg, kämpfte 1524 gegen den Herzog von Albany (Jacob Stuart), der gen Neapel gesandt, mit französischen Truppen in der römischen Campagna stand, während König Franz bei Pavia unterlag, befehligte 1526 bei jenem schon erzählten Angriff auf den Vatican und wurde, nach vielfachem Kampfe in den Umgebungen Roms, in den Bann gethan, wieder zu Gnaden aufgenommen, mit den übrigen Colonnesen in die verwirrten Händel hineingezogen, deren blutige Catastrofe die Plünderung Roms war*). Betrachten wir recht den Zustand Roms während dieser Epoche, so sehn wir, daß das Mittelalter noch lange nicht zu Ende war. Noch ist es der kleine Kampf zwischen den einzelnen Familien, die sich wie vor Alters in zwei Factionen schaaren und Erinnerungen aus der hohenstaufischen Zeit ins Leben rufen; noch ist es ein Kriegführen vor unbedeutenden Burgen, ein Belagern von Bergschlössern, ein Verlegen der Pässe, ein Plündern der Ländereien des Gegners. Der Papst kämpft mit, geistliche wie weltliche Waffen führend, nicht selten im Nach-

*) Röm. Briefe II. 386 ff.

theil, weil die ihm feindliche Partei stets einen Anhalt findet bei einer größern Macht. So ging es lange noch, bis die Bedeutung des italienischen Adels verringert, seine Kraft gebrochen war und Räuberschaaren die Stelle der kleinen Heere von Vasallen einnahmen, selbst zum Theil unter adeligen Führern fechtend, wie um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als die sogenannten Compagnien an der Tagesordnung waren, und noch um die Mitte des 17., als größere Souveraine gegen die Räuber ordentlich Krieg zu führen gezwungen waren, um sie zu vernichten.

Schon war von Ascans Zwistigkeiten mit Papst Paul III. die Rede und von der Veranlassung zu denselben. Es war aber noch ein anderer Grund vorhanden gewesen, die Colonnesen gegen den Papst zu stimmen. Livia Colonna, eine Tochter Marc Antons aus dem Hause von Paliano, der bei der Belagerung des Castells von Mailand, welche sein Oheim, der berühmte Prospero, leitete, im J. 1522 gefallen war, wurde im J. 1539 plötzlich und gewaltthätig aus dem Hause ihrer Mutter entführt. Man wußte, Marzio Colonna, ein Neffe des Cardinals Pompeo, sei der Räuber, und des Papstes Sohn, Pier Luigi Farnese, habe die Hand im Spiele gehabt. Ascan, als Haupt der Familie, verlangte Genugthuung: er erhielt sie nicht nur nicht, sondern wurde vom Papste genöthigt, für die Aussteuer seiner Muhme zu sorgen. Dies mehrte den Widerwillen, und als der offene Krieg ausbrach und Pier Luigi gegen die Colonnesischen Burgen zog, war Marzio bei den päpstlichen Truppen, während ein anderer Colonnese, Fabio, ein naher Verwandter Ascans, Paliano tapfer vertheidigte

und nur der großen Uebermacht wich. So standen die Mitglieder dieser Familie einander gegenüber in feindlichen Reihen. Ascans Widerstand war fruchtlos: er verlor alle seine Lehen im Kirchenstaat, die der päpstlichen Kammer einverleibt wurden. Ein Versöhnungsversuch des Kaisers nutzte zu nichts: Ascan stand lauernd und drohend in den Abruzzen, wo Tagliacozzo, den Gibellinen traurigen Andenkens wegen der Schlacht, die der letzte Hohenstaufe verlor, und andere Schlösser ihm gehörten. Seine Gattin, die meist nach dem genannten Städtchen, das den Fürstentitel gab, geheißen wurde, lebte mit ihren Kindern, von denen Fabrizio an des Vaters Seite gefochten, Marc Antonio noch im Kindesalter war, bald dort, bald in Neapel. So lange Paul III. regierte — und er überlebte um zehn Jahre Ascans Verbannung — nahmen die Schicksale der Colonnesen keine günstigere Wendung und der größere Theil ihrer Besitzungen war und blieb verloren.

Kaum war der Papst todt, so brach Ascan auf. Als der Cardinal del Monte die dreifache Krone empfing, waren, in der Unordnung des Interregnums, welches drei Monate gewährt hatte, die Burgen wieder in seine Hand gefallen. Die Furcht in Rom, als man von seinem Annahn vernahm, war so groß gewesen, daß man Orazio Farnese und die Orsinische Partei aufbot, die Stadt und den Vatican zu schützen. Ascan aber begnügte sich mit der Wiedereroberung seiner Erbgüter und der neue Papst, dem es sehr darauf ankam, den Kaiser zum Freunde zu haben, wußte nichts besseres zu thun, als ihm den Besitz dessen zu bestätigen, was er schon hatte. Die Porfyrschale im runden Sale des Vaticanischen Museums, viel-

leicht die größte in der Welt und einst in den Titusthermen, wurde damals dem Papste vom Colonna geschenkt. Es währte lange, bis man sie zu ergänzen und ihr den frühern Glanz wiederzugeben verstand.

Man hätte glauben können, für Ascan wie für Giovanna, die beide längst über des Lebens Frühling hinaus waren, würden nun friedlichere Tage gekommen sein. Aber das Schlimmste stand ihnen noch bevor, und die Regierung Julius' III. war nur ein Waffenstillstand zwischen zwei Kriegen. Es war, als brächte der Name Paul den Colonnesen Unglück. Paul IV. saß nicht lange auf dem päpstlichen Thron, so ging der Sturm von neuem los. In seinen ersten Jahren stand dieser Papst ganz unter der Herrschaft seiner Nepoten, von denen er den einen, Carlo Caraffa, der seine Jugend in allen Unordnungen des damaligen zügellosen Soldatenlebens zugebracht, zum Cardinal gemacht, andere zu hohen Würden und Reichthümern befördert hatte. Aber die Caraffas waren noch nicht zufrieden. Einer von ihnen begehrte eine Tochter Giovanna's d'Aragona zur Ehe: sie ward ihm abgeschlagen, gewiß nicht seiner Familie wegen, denn sie war eine der ältesten und besten. Da kochte nun schon der Groll in der Brust des Papstes und der Seinigen. Es kam dazu, daß längst schon der Fiscus mit Ascan im Streite lag und selbst eine Confiscation seiner Güter verordnet hatte. Das Uebel zu mehren, herrschte in der Familie selbst Unfriede: Ascan und Marc Anton standen einander feindselig gegenüber, und Giovanna scheint der Interessen des Sohnes sich angenommen zu haben. Marc Anton kehrte eben heim aus dem Kriege gegen Siena, an dem er unter dem Oberbefehl Gian Giacomo

Medici's, des Marchese von Marignan, Theil genommen: die Stadt, das letzte Bollwerk der Freiheit im mittlern Italien, hatte nach langwieriger Belagerung und tapferer Gegenwehr dem Feinde die Thore öffnen müssen. Mit Ruhm gekrönt war der junge Colonna nach Rom gekommen: er fand den Papst im Begriff, gegen den Kaiser sich zu erklären, und die Lehen seiner Familie im Begriff, in des Papstes Hände zu fallen. Marc Anton eilte nach Paliano: Ascan verließ den Kirchenstaat und zog sich auf seine neapolitanischen Lehen zurück. Aber Paliano war nicht stark genug, den päpstlichen Truppen zu widerstehn: es fiel in ihre Hände und Marc Anton entwich gleichfalls nach dem Königreich.

Giovanna d'Aragona, ihre Schwiegertochter Felicia Orsini von Bracciano, die Gattin Marc Antons, seine Schwestern waren in Rom zurückgeblieben. Als die Sachen zum Aeußersten kamen, ließ der Papst den Frauen Hausarrest verkündigen, zugleich verbot er, unter Strafe des Bannes und der Vermögenseinziehung, daß die Töchter ohne seine Zustimmung heirathen sollten. Voll Sorge weilten sie in ihrem Palast bei der Apostelkirche, bis die Besorgniß, daß der Papst, auf Frankreichs Beistand rechnend, zu noch größerer Härte sich hinreißen lassen würde, sie zu einem entschiedenen Schritte vermochte. Denn die Aragonerin war durch ihren Hochsinn und ihren männlichen Geist so bekannt und stand bei dem den Colonnesen geneigten Volke so in Gunst, daß Paul, ihrem Einfluß zu wehren, damit umging, sie nach der Engelsburg bringen zu lassen. Sie kam ihm zuvor. Es war im Frühling des J. 1556, als eines Tages Giovanna, ihre

Töchter und Schwiegertochter in männlicher Kleidung aus ihrer Wohnung entflohen. Wie gewöhnlich war das Mahl bereitet worden: die Dienerschaft wartete; als die Herrinnen nicht erschienen, stellte man Nachforschungen an, und es fand sich, daß sie zu Pferde durch die Porta San Giovanni entkommen waren. Der Papst wüthete: der Hauptmann der Thorwache büßte seine Nachlässigkeit oder Bestechlichkeit am Galgen. Bevor man die weitere Flucht hindern konnte, waren die Frauen in Sicherheit auf neapolitanischem Gebiet. Der Herzog von Alba, welcher dort den Oberbefehl führte, empfing sie mit Ehrfurcht und Zuneigung, und begrüßte in ihr eine zweite Clölia, aber eine, die aus mütterlicher Liebe das Wagniß der Flucht unternommen. Am 4. Mai hielt Paul ein Consistorium und erklärte Ascan und Marc Anton ihrer Lehen für verlustig, weil sie den päpstlichen Befehlen sich widersetzt, weil sie die Getreidezufuhr nach Rom gehindert, weil sie endlich mit des Papstes Feinden in Complotte sich eingelassen. Giovanni Caraffa, Graf von Montorio, wurde bald darauf mit Paliano belehnt.

Ascan lag in Tagliacozzo und bereitete sich zu einem Einfall in den Kirchenstaat, als der Cardinal Pacheco, Vicekönig von Neapel, ihn plötzlich aufheben und in das Castel nuovo bringen ließ. Hier saß er längere Zeit und starb am 24. März 1557. Was der eigentliche Grund dieses Verfahrens gegen ihn gewesen, ist noch nicht aufgehellt. Es heißt, er sei auf Verlangen der Inquisition eingesperrt worden, und man erklärt so das Geheimniß; Andere wollen, die Gunst, welche sein Sohn beim Könige Filipp fand, der dem Kaiser Carl in der Regierung Spaniens und Neapels nachgefolgt, habe ihn

veranlaßt, französischen Vorstellungen Gehör zu geben und in Unterhandlungen sich einzulassen.

Bevor Ascans ruheloses Leben zu Ende ging, hatte Papst Paul mit Filipp sich völlig überworfen, hatte ihn, am 27. Juli 1556, des sizilischen Königreichs verlustig erklärt, wobei Salvestro Aldobrandini, des nachmaligen Papstes Clemens' VIII. Vater, die Citation verlas, und hatte endlich, vom Herzog von Alba in die Enge getrieben, Frieden machen müssen. In diesem Frieden, zu Cave bei Palestrina, einem colonnesischen Orte, am 14. September 1557 abgeschlossen, kamen die Colonnas am schlechtesten weg. Aber kaum war Paul todt, so eroberte Marc Anton Paliano und die übrigen Burgen. Papst Pius IV., unter dessen Bruder, dem Marchese von Marignan, der Colonna seine ersten Lorbern gewonnen, annullirte alle Prozesse und Interdicte*).

Diesen günstigen Moment benutzte Ascans Witwe, um nach Rom zurückzukehren. Sie hielt einen förmlichen Triumfzug. Je mehr das römische Volk den Caraffas entgegen war, die sich eine Catastrofe bereits durch ihre Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten zugezogen hatten und deren ein noch schlimmeres Geschick wartete, um so freudiger empfing es die Colonnesen. Giovanna d'Aragona, die so viel Unglück, so heftige Verfolgungen erduldet, lebte lange genug, um das Glück und den Ruhm Marc Antons zu sehen, der im Jahre 1559 das goldene Vließ erhielt, im Jahre 1571 bei Lepanto siegte und nach antiker Weise durch die niedergerissene Mauer in Rom einzog und auf dem Capitol

*) Röm. Br. II. 398 ff.

seinen Triumf feierte. Sie starb in hohem Alter am 11. September 1575, bis in ihre späteren Jahre noch die Spuren jener Schönheit bewahrend, die sie in der Jugend so berühmt gemacht hatte. Einen großen Garten, den sie auf dem Quirinal besaß, vermachte sie den Capuzinerinnen, welche dort, durch milde Beiträge unterstützt, Kirche und Kloster Sta. Chiara bauten.

Zwölfter Brief.

Verhältnisse des Grundeigenthums in Italien zur Zeit der französischen Revoluzion. Besondere Verhältnisse der römischen Campagna und Reste des Lehnwesens. Landbau und Viehzucht, und Colonisationsprojekte. Bevölkerung Roms und Zustand der arbeitenden Classen. Landwirthschaftliche Institute und Gesellschaften. Parallele des römischen Landmanns mit dem Toscaner und Lucchesen.

Die römische Campagna, der Zustand und die Benutzung derselben, die Ursachen der Entvölkerung und die Mittel zur Herbeiführung von Verbesserungen, die Verhältnisse und Bedingungen des Grundbesitzes in der Umgebung Roms, der Zustand endlich der untern Classen der Bevölkerung, sind anderweitig sowol wie in diesen Briefen Gegenstand wiederholter Besprechung gewesen*). Bevor ich dahin zurückkehre, über manches Neuere, namentlich manche in jüngster Zeit stattgefundene Verbesserung und Modification Aufschluß zu geben, halte ich es für ersprießlich, die Verhältnisse des Grundeigenthums im Allgemeinen, im Kirchenstaat nicht nur, sondern im gesammten Italien,

---

*) Röm. Br. II. 1 ff., 149 ff.

wie sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmälig umgestaltet worden sind, in Betracht zu ziehn. Es wird sich hiebei namentlich darum handeln, die stufenweise Befreiung des Bodens von Feudalgerechtsamen und von Servituten aller Art darzustellen: die römische Campagna wird sodann Veranlassung geben, in einem besondern Falle zu zeigen, wie es mit dem Grundbesitz in der Nähe der Hauptstadt beschaffen ist, und wie diese Ländereien sich zu nachbarlichen Gegenden verhalten.

Die von der französischen constituirenden Versammlung im Jahre 1789 verordnete Aufhebung aller Lehnsverhältnisse und Ablösung der herrschaftlichen Rechte (droits seigneuriaux) wurde durch den Contakt, in welchen Italien bald mit dem revoluzionirten Frankreich kam, für das erstere Land eine Maßregel von höchster Wichtigkeit. Will man auch nicht behaupten, durch die aus diesem Prinzip hervorgegangenen Veränderungen sei die Gestalt der sozialen Institutionen eine völlig andere geworden, indem das große Gebäude des politisch-ökonomischen Systems des Mittelalters viele Stöße schon erlitten hatte: so wurden doch die Beziehungen der verschiedenen Classen der Gesellschaft zu einander wesentlich dadurch modifizirt. Wenn sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Zerstörung der Feudalität und die beinahe gänzliche Freimachung des Besitzes der ungebundenen Bewegung und der Entwicklung der Industrie, namentlich der landwirthschaftlichen sehr förderlich gewesen ist: so kam sie doch auf der andern Seite auch wieder dem Bestreben der Regierungen zu statten, welche jede intermediäre Autorität und Gewalt aus dem Wege zu räumen wünschten, um die Monarchie zu kräftigen und die Staaten auf den Fuß einer gouver-

nementalen Einheit zu setzen, welche den Regierenden weit bequemer, den Regierten in mancher Beziehung nützlicher sein mag, welche aber in sich selber von wesentlichen Uebelständen nicht frei ist, während sie der natürlichen und organischen Entwicklung sozialer und politischer Körper wenig entspricht.

In denjenigen Provinzen, welche die Franzosen von 1792 an besetzten, zum Theil sie zu integrirenden Bestandtheilen des Gebietes der französischen Republik machend, zum Theil ihnen unter der Form neumodiger Freistaaten einen Schein von Unabhängigkeit lassend, wurde das Prinzip der Wegräumung aller früher bestandenen Gerechtsame sogleich in seiner vollen Ausdehnung angewandt. So war es der Fall mit den zu den Staaten des Königs von Sardinien gehörenden Grafschaften Nizza, Tenda und Benil, welche durch den am 15. Mai 1796 abgeschlossenen Vertrag an Frankreich förmlich abgetreten wurden; so in der Lombardei nach dem Feldzuge desselben Jahres, wodurch sie für Oesterreich verloren ging; so im Herzogthum Modena und in den päpstlichen Legationen nach der Gründung der efemeren norditalischen Republiken. Auch in jenen Ländern, deren Besitz den bisherigen Herrschern auf kurze Zeit noch und beständig bedroht blieb, glaubte man es der Zeit wie den Umständen angemessen, zu ähnlichen Maßregeln zu schreiten. Der neue König von Sardinien, Carl Emanuel IV., machte in den ihm noch gebliebenen Theilen der savoyischen Monarchie auf dem Festlande im J. 1797 den Lehnsverhältnissen ein Ende, indem er das bisherige Lehnsbesitzthum in Allodium umwandelte und eine Ablösung der Servituten mittelst Geldzahlungen verordnete. Ueberdies verbot er die Errichtung

neuer Majorate und beschränkte die Dauer der bestehenden auf zwei Grade vom dermaligen Besitzer an. In Toscana war schon längst im nämlichen Sinne gehandelt worden. Die Beschränkung der Feudalrechte, namentlich hinsichtlich der Mediatgerichtsbarkeit, der Jagd, des Fischfangs u. s. w. hatte bereits im J. 1749 unter der Regierung des Großherzogs Franz II. (Kaiser Franz I.) begonnen, welcher 1751 auch die Vermehrung des Besitzes der sogenannten todten Hand, mit alleiniger Ausnahme der Wohlthätigkeitsanstalten, untersagte. Sein Sohn, der Großherzog Peter Leopold, vollendete, was unter dem Vater begonnen worden war. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf die Förderung der landwirthschaftlichen Industrie, welcher von 1767 an zahlreiche Verordnungen aufzuhelfen suchten, durch die der Uebergang des Eigenthums aus einer Hand in die andere erleichtert, manche Lasten abgeschafft, Servituten und sonstige Hindernisse, welche den Besitz beschwerten und der Ausübung der Agricultur im Wege standen, weggeräumt wurden. Im J. 1776 wurden die Frohndienste und übrigen Spuren der Unfreiheit des Landvolks abgeschafft, und zehn Jahre später sämmtliche noch bestehenden Privilegien der Feudatare, indem durch diese Verfügung die 1749 begonnenen Maßregeln gleichsam den Schlußstein erhielten. Die Auflösung der bestehenden Fideicommisse und Majorate, und das Verbot, neue zu stiften, standen mit erwähnten Maßregeln in genauer Verbindung. Dieselbe erfolgte im J. 1789, nicht lange bevor der Großherzog den kaiserlichen Thron bestieg, und gab dem von ihm durchgeführten legislativen System der Freimachung des Besitzes die Vollendung.

Die kleine Republik Lucca, welche schon im J. 1764, als sie noch von einer geschlossenen Aristokratie regiert ward, nöthig befunden hatte, die Vermehrung des beinahe die Hälfte des Grundeigenthums bildenden Kirchenguts zu beschränken, schaffte im J. 1799 die Majorate und übrigen Fideicommisse ab, während im J. 1801 den zeitigen Inhabern von Kirchengütern, die auf Zeitpacht ausgegeben worden waren, die Befugniß ertheilt ward, durch Zahlung gewisser Abgaben diese Zeitpacht in immerwährende Erbpacht umzuwandeln. Im Kirchenstaat waren die Feudalrechte und Servituten nur in Einzeldingen modifizirt worden. Eine Verordnung Clemens' XIII. vom J. 1765, hinsichtlich des Holzfällens in den Domäne- und Gemeindewaldungen wurde von Pius VI. im J. 1789 und von Pius VII. im J. 1805 auch auf die Privatleuten gehörenden Waldungen ausgedehnt, um dem unmäßigen Fällen, ja der angedrohten Ausrottung der Wälder Einhalt zu thun*). Das Recht der Weide wurde durch Pius VII. im J. 1802 wenigstens auf solchen Ländereien aufgehoben, deren Besitzer die Urbarmachung derselben ernstlich vorhatten. Das freie Holzsammeln wurde zu gleicher Zeit sehr beschränkt. Maßregeln von entschiedenerer Art waren im Königreich Neapel ergriffen worden, wo die Feudalgerechtigkeiten mannigfaltiger, ausgedehnter und drückender waren, als vielleicht anderswo. Von ungefähr 2000 Gemeinden

---

*) Die südlichen Provinzen des Kirchenstaats — Patrimonium, Sabina, Latium, Marittima und Campagna — haben gegen 1416 □ Millien Waldung, wovon beinahe die Hälfte hochstämmig.

standen nur 384 unmittelbar unter der Landesregierung, alle übrigen waren Baronalortschaften. Unter der Regierung König Carls III. wie unter der Regentschaft zur Zeit der Minderjährigkeit Ferdinands IV. führte das Ministerium Tanucci's, den Grundsätzen hold, durch deren Anwendung die toscanischen Verhältnisse verändert wurden, vielerlei Modificazionen herbei. Schriftsteller von Ruf und Verdienst, Filangieri vor Allen, unterstützten und trugen diesen Geist der Reform, der während der Gährung der neunziger Jahre so stark ward, daß nur die Gegenrevoluzion von 1799, so gewaltsam wie blutig, damals das Feudalsystem vom völligen Untergange rettete.

So war es in Italien beschaffen bis zur Zeit, wo innerhalb weniger Jahre Frankreich die ganze Halbinsel seiner unmittelbaren oder mittelbaren Herrschaft unterwarf*), nach und nach überall die Napoleonischen Gesetzbücher einführend, indem auch die von den beiden französischen Königen für Neapel gegebenen völlig auf diese basirt waren. Die Maßregeln während der französischen

---

*) Die Französirung Italiens hatte folgende Fasen. Im J. 1792 wurde das Herzogthum Savoyen mit Frankreich vereinigt als Departement des Montblanc, und die Grafschaft Nizza als Departement der See-Alpen. Letzterem wurde 1793 das Fürstenthum Monaco hinzugefügt. Im J. 1797 (27. März) wurde die cispadanische Republik errichtet, am 9. Juli in cisalpinische Republik umgewandelt, welche, gemäß dem Vertrag von Campo-formio (17. October), aus der österreichischen Lombardei, Mantua, den venezianischen Provinzen auf dem rechten Ufer der Etsch, indem auf solche Weise die zwischen Frankreich und Oesterreich getheilte Republik Venedig ein Ende nahm, einem Theile des Her-

Administration kommen nun an die Reihe. Zuerst in der Lombardei. Hier war, bei der Aufhebung der Lehn-

---

zogthums Parma, Modena, Massa=Carrara, den durch den Vertrag von Tolentino, 19. Februar, abgetretenen drei päpstlichen Legationen, den kaiserlichen Lehen (der Malaspina) in der Lunigiana und dem Veltlin mit Chiavenna und Bormio zusammengesetzt ward. In demselben Jahre (22. Mai) wurde Genua in eine ligurische Republik umgeschaffen, die Marken in eine anconitanische Republik (5. Juni). Am 15. Februar 1798 entstand die römische Republik, und der König Carl Emanuel wurde (9. Dezember) zur Verzichtleistung auf seine Festlandstaaten und zur Abreise nach der Insel Sardinien genöthigt. Am 12. Juni wurde Malta dem Johanniterorden von den Franzosen genommen, diesen (5. September 1802) von den Engländern. Im J. 1799 (25. Januar) wurde die parthenopeische Republik proclamirt, am 22. März Toscana von den Franzosen besetzt. Der Wechsel des Waffenglücks in diesem Jahre veranlaßte manche neue Umwälzungen, und der südliche Theil des Kirchenstaats wie Neapel sahen ihre rechtmäßigen Herrscher wieder. Am 21. März 1801 wurde Toscana in ein Königreich Hetrurien verwandelt. Im J. 1802 wurde Parma besetzt, Piemont mit Frankreich vereinigt, die cisalpinische wurde eine italienische Republik und, am 15. März 1805, Königreich Italien. In demselben Jahre (18. März u. 23. Juni) wurden Piombino und Lucca Fürstenthümer, am 4. Juni die ligurische Republik Frankreich einverleibt, mit den Namen der Departements von Genua, von Montenotte und der Apenninen. In Parma wurde die französische Verwaltung eingeführt. Am 11. Februar 1806 wurde Neapel den Bourbonen genommen; Guastalla wurde ein Fürstenthum, dann zum Königreich Italien geschlagen, wie auch Venedig; Massa=Carrara, Parma, Piacenza, Benevent, Pontecorvo erhielten den Titel von Großlehen des Kaiserreichs. Im J. 1808 (24. Mai) wurde Hetrurien Frankreich einverleibt, und in die Departements des Arno, des Mittelmeers und des Ombrone getheilt; Parma wurde Departement des Taro; die Marken und Urbino zum Königreich Italien geschla-

gerechtigkeiten während der Invasion im J. 1796, in manchen Fällen auch der Besitz selbst verloren gegangen, weshalb, nachdem die öffentlichen Verhältnisse geordnet und einigermaßen consolidirt waren, im J. 1803 eine Restitution an die Exfeudatare und eine Ablösung des Zehnten und der Erbpacht stattfand. Ueber die Befugniß des Holzlesens und der Viehweide in den Waldungen wurden in den Jahren 1808 und 1811 Verordnungen erlassen, und letztere auf hochstämmige ältere Waldungen, wo kein Schaden zu befürchten, beschränkt. Ziegen, Schafe u. s. w. wurden aber gänzlich davon ausgeschlossen. Die Legationen und die Marken, als zum italischen Königreich gehörend, nahmen Theil an derselben Gesetzgebung. In den südlichen Provinzen des Kirchenstaats, welche 1809 mit dem Kaiserreich vereinigt wurden, welches nun die Mittelmeerküste entlang bis zur Grenze Neapels sich erstreckte, schaffte die neue Regierung sogleich alle Feudal- und gemischten Rechte ab, behielt sich indeß die Ablösung in Renten vor. Diese wurde im J. 1813 in solcher Weise angeordnet, daß sämmtliche Grundrenten für abtragbar erklärt wurden, wobei, wenn es eine Ablösung von Renten in natura, der 25fache Werth des jährlichen Betrags, wenn von einer in Geld, der 20fache Werth als Ablösungssumme angenommen werden sollte. In Betreff des Holzfällens wurden 1809 die strengen

---

gen, als Departements des Metauro, Musone und Tronto. Im J. 1809 wurde der Rest des Kirchenstaats eine französische Provinz, als Departement der Tiber und des Trasimen. Toscana erhielt am 2. März den Namen eines Großherzogthums wieder, ohne indeß aufzuhören, einen Theil des Kaiserreichs zu bilden.

französischen Gesetze eingeführt; in Bezug auf die freie Weide behielt einstweilen die päpstliche Legislation Geltung. In Toscana, seit 1808 Theil des französischen Reiches, war weniger zu verändern; Genua hatte schon als ligurische Republik die Umgestaltung seiner Gesetzgebung erlebt, bevor es mit Frankreich vereinigt ward. Im Königreich Neapel erfolgte die Abschaffung der Feudalität durch ein Gesetz des J. 1806. Es handelte sich erst darum, die Ländereien, welche Lehen waren, zu bezeichnen, die Ansprüche und Rechte wie Gewohnheiten der Gemeinden auseinanderzusetzen und deren Werth zu bestimmen. Die Frohndienste und persönlichen Leistungen jeglicher Art wurden ohne Vergütung abgeschafft, die Grundrenten in natura wurden zum Theil in Geldzahlungen umgewandelt, die Domänen getheilt, mit Ausnahme der den Gemeinden angewiesenen Waldungen, das emfyteutische Vergeben der Gemeindebesitzungen wurde befördert. Alles dies wurde in den Jahren 1806 bis 1810 verordnet, namentlich aber nachdem Joachim Mürat den Thron bestiegen. Eine oberste Behörde, unter dem Namen der Feudal-Commission, von deren Aussprüchen kein Appell stattfand, leitete die betreffenden Geschäfte, untersuchte die wechselseitigen Ansprüche und entschied die Streitsachen. Unterdessen blieben die Majorate und Fideicommisse noch bestehn. Die Latifundien des Tavoliere d'Apulia, der ungeheuern, wie Roms Campagna ausschließlich der Viehzucht überlassenen Ebne, wurden vom J. 1806 an nach und nach in immerwährende Erbpacht gegeben, indem zugleich die Servituten aufgehoben und die Ländereien frei gemacht wurden, so daß auch in diesen ursprünglich fruchtbaren, aber durchaus vernachlässigten

Strichen am adriatischen Meer die landwirthschaftliche Industrie aufzuleben begann.

Während dies in den Continentalstaaten Italiens vorging, wurden in Sizilien, wo ein großer Theil der Ländereien Lehen waren, Maßregeln getroffen, die den eben bezeichneten nicht unähnlich waren. Dort hatte schon im J. 1789 der Vicekönig Fürst von Caramanico, welcher sich zu den Tanuccischen und Leopoldinischen Ideen hinneigte, den Gemeinden vorgeschrieben, ihre Domänen in Erbpacht zu geben, ohne daß dies indeß zur Ausführung gekommen wäre. Im J. 1811, wo die nämlichen Prinzipien vorwalteten, ging man an eine Ablösung der Servituten der Grundstücke in Geld oder Ländereien; im folgenden Jahre, als jene Constitution, die unfreiwillig ertheilt, bald wieder genommen ward, den öffentlichen Verhältnissen eine veränderte Gestalt gegeben, wurde die Feudalität und mit ihr, ohne Vergütung, die Frohndienste, die Berechtigungen zu fischen, Holz zu sammeln u. s. w. abgeschafft. In Betreff der beiden letztern Rechte sollte nur dann ein Abkommen zwischen Baronen und Gemeinden stattfinden, wenn sie von einem Condominium sich herschrieben. Die Abschaffung der Fideicommisse wurde damals schon beabsichtigt, aber nicht ins Werk gesetzt.

Wenden wir nun die Blicke rückwärts auf das, was in dieser Epoche von beinahe unaufhörlicher Veränderung und Bewegung, von 1792 bis 1814, in Italien geschah, so können wir nicht umhin, zu erkennen, daß viele Institutionen verbessert, viele materiellen Güter gemehrt, die landwirthschaftliche Industrie thätiger und blühender geworden, daß der Zustand der mittlern und untern Classen

der Gesellschaft mittelst einer gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums, und die Verwandlung einer großen Masse bisher durch gesetzliche und Familienbestimmungen festliegenden Grundbesitzes in frei-disponirbaren, sich wesentlich gehoben hatte. Freilich wurde der volle Genuß des in diesen verschiedenen Bezügen Gewonnenen durch politische Verhältnisse und administrative Maßregeln verkümmert, und das Continentalsystem zeigte sich auch hier in seinen schlimmen Folgen, wenngleich andrerseits die Befreiung des Handels und Verkehrs von vielen lästigen Douanenlinien, die Zugänglichkeit der französischen Märkte für italienische Producte, die größere Gleichförmigkeit der Gesetzgebung manche üble Einwirkung paralysirtrn. Daß einzelne Theile des Landes litten, einzelne Städte, Rom vor allen, lag an Umständen, die mit der allgemeinen politischen Gestaltung eng zusammenhingen.

Das Jahr 1814 brachte, mit dem Sturz des großen Reiches, Italien eine neue gewaltige Umwälzung, die in ihrem Endresultate die Verhältnisse, wie sie vor 1792 bestanden hatten, in vielen wesentlichen Dingen wiederherstellte. Indem aber die angestammten Herrscher die verlassenen Throne wieder bestiegen, wollten sie nicht, und hätten sie's gewollt, konnten sie nicht die großen Erinnerungen der Vergangenheit vertilgen; sie konnten den Meinungen nicht wieder das frühere Maß anweisen, das, was zerfallen war, nicht rehabilitiren, nicht vernichten, was in Jahren, so reich an Begebenheiten wie fruchtbar für die Fortschritte des menschlichen Geistes, gewirkt worden war. Die Feudalität blieb entwurzelt und Regierungen und Völker blieben im Besitze der ehemaligen Rechte und Habe derselben. Bei der Einführung des den übrigen Provinzen

Strichen am adriatischen Meer die landwirthschaftliche Industrie aufzuleben begann.

Während dies in den Continentalstaaten Italiens vorging, wurden in Sizilien, wo ein großer Theil der Ländereien Lehen waren, Maßregeln getroffen, die den eben bezeichneten nicht unähnlich waren. Dort hatte schon im J. 1789 der Vicekönig Fürst von Caramanico, welcher sich zu den Tanuccischen und Leopoldinischen Ideen hinneigte, den Gemeinden vorgeschrieben, ihre Domänen in Erbpacht zu geben, ohne daß dies indeß zur Ausführung gekommen wäre. Im J. 1811, wo die nämlichen Prinzipien vorwalteten, ging man an eine Ablösung der Servituten der Grundstücke in Geld oder Ländereien; im folgenden Jahre, als jene Constitution, die unfreiwillig ertheilt, bald wieder genommen ward, den öffentlichen Verhältnissen eine veränderte Gestalt gegeben, wurde die Feudalität und mit ihr, ohne Vergütung, die Frohndienste, die Berechtigungen zu fischen, Holz zu sammeln u. s. w. abgeschafft. In Betreff der beiden letztern Rechte sollte nur dann ein Abkommen zwischen Baronen und Gemeinden stattfinden, wenn sie von einem Condominium sich herschrieben. Die Abschaffung der Fideicommisse wurde damals schon beabsichtigt, aber nicht ins Werk gesetzt.

Wenden wir nun die Blicke rückwärts auf das, was in dieser Epoche von beinahe unaufhörlicher Veränderung und Bewegung, von 1792 bis 1814, in Italien geschah, so können wir nicht umhin, zu erkennen, daß viele Institutionen verbessert, viele materiellen Güter gemehrt, die landwirthschaftliche Industrie thätiger und blühender geworden, daß der Zustand der mittlern und untern Classen

der Gesellschaft mittelst einer gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums, und die Verwandlung einer großen Masse bisher durch gesetzliche und Familienbestimmungen festliegenden Grundbesitzes in frei-disponirbaren, sich wesentlich gehoben hatte. Freilich wurde der volle Genuß des in diesen verschiedenen Bezügen Gewonnenen durch politische Verhältnisse und administrative Maßregeln verkümmert, und das Continentalsystem zeigte sich auch hier in seinen schlimmen Folgen, wenngleich andrerseits die Befreiung des Handels und Verkehrs von vielen lästigen Douanenlinien, die Zugänglichkeit der französischen Märkte für italienische Producte, die größere Gleichförmigkeit der Gesetzgebung manche üble Einwirkung paralysirtrn. Daß einzelne Theile des Landes litten, einzelne Städte, Rom vor allen, lag an Umständen, die mit der allgemeinen politischen Gestaltung eng zusammenhingen.

Das Jahr 1814 brachte, mit dem Sturz des großen Reiches, Italien eine neue gewaltige Umwälzung, die in ihrem Endresultate die Verhältnisse, wie sie vor 1792 bestanden hatten, in vielen wesentlichen Dingen wiederherstellte. Indem aber die angestammten Herrscher die verlassenen Throne wieder bestiegen, wollten sie nicht, und hätten sie's gewollt, konnten sie nicht die großen Erinnerungen der Vergangenheit vertilgen; sie konnten den Meinungen nicht wieder das frühere Maß anweisen, das, was zerfallen war, nicht rehabilitiren, nicht vernichten, was in Jahren, so reich an Begebenheiten wie fruchtbar für die Fortschritte des menschlichen Geistes, gewirkt worden war. Die Feudalität blieb entwurzelt und Regierungen und Völker blieben im Besitze der ehemaligen Rechte und Habe derselben. Bei der Einführung des den übrigen Provinzen

des Kaiserreichs im J. 1812 ertheilten Gesetzbuches, ließ die österreichische Regierung in dem neuen lombardisch-venezianischen Königreich manches von den Einrichtungen bestehn, welche sie vorfand. Im J. 1817 wurde den derzeitigen Besitzern früherer Lehngüter aufgegeben, bei der Regierung ihre Rechte zu legitimiren. Die vormaligen Privilegien der Feudatare, darunter die Gerichtsbarkeit, blieben abgeschafft. Ebenso im Herzogthum Modena, wo nach Wiedereinführung der alten Estensischen Gesetzgebung den Exfeudataren ihre Ehrentitel zurückgegeben und, nach vorgängiger Liquidation der in Folge der Revoluzion erlittenen Verluste, im J. 1825 das Kapital in unbeweglichen Gütern nebst Zinsen zu 3 Procent von 1814 an wiedererstattet wurde. In den sardischen Staaten des Festlandes, welche die früheren Gesetze Piemonts wieder annahmen, blieben die Verhältnisse im Ganzen wie sie waren: völlig umgeändert aber wurden sie auf der Insel Sardinien. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zählte diese Insel die für eine Bevölkerung von etwa 470,000 Einwohnern und 392 Pfarreien sehr bedeutende Zahl von 376 Lehen. Zeichen des Misvergnügens unter solchen Umständen fehlten nicht: im J. 1795 fand ein Aufstand eines Theils des Landvolks statt, welches die Abschaffung der Lehngerechtsame gegen verhältnißmäßige Vergütung verlangte. Während die königliche Familie zu Cagliari residirte, wurde indeß nichts verändert. Im J. 1820 erließ König Victor Emanuel einige Verordnungen in Betreff der Servituten, denen andere von Carl Felix 1830 folgten. Das Jahr 1835 aber sah den Beginn der großen Umwandlung, und Carl Albert entwickelte hier eine Thätigkeit, die statt vor der

Größe des Unternehmens und den mannigfaltigen Hindernissen zurückzuschrecken, ihnen gegenüber neue Kraft zu erlangen schien und mit den bedeutenden administrativen Verbesserungen in den Festlandstaaten Hand in Hand ging. Im Dezember des genannten Jahres setzte der König zu Cagliari eine Deputation ein, welche die Verhältnisse des Grundeigenthums und der darauf bezüglichen Rechte untersuchen sollte. Im April 1836 wurde der Frohndienst bei den königlichen Salinen abgeschafft, im Mai die Feudalgerichtsbarkeit. Im J. 1837 verordnete der König die Einsetzung einer neuen Delegation, zur Regulirung und Ablösung der Feudalprästationen. Im folgenden Jahre wurde sodann verkündigt, daß die Kronlehngüter, zweiunddreißig an der Zahl, ungerechnet das große für die Krone erworbene Lehngut Arcais, nach einem noch zu entwerfenden Plane so weit es thunlich vertheilt und Privatleuten überlassen werden, dabei von jedem Lehnszins frei sein und den neuen Eigenthümern vollkommenes Verfügungsrecht darüber zustehen sollte. Eine entsprechende Geldsteuer sollte nach Verhältniß und Vermögen der betreffenden Contribuenten unter die verschiedenen Gemeinden vertheilt werden. Viele Feudatare boten nun der Regierung ihre Lehngüter zur Ablösung an, und mit diesen ward wie mit den Krongütern verfahren. Wo keine Ablösung stattfand, sollte blos die erwähnte Delegation die Prästationen zu bestimmen haben. Für solche Fälle, wo die Ablösung nicht in Ländereien oder baar stattfinden konnte, wurden Anweisungen auf die Staatsschuld gegeben. Zu diesem Behufe wurde eine neue einlösbare jährliche Rente von 480,000 neuen Liren (Franken) gestiftet, mit einem Tilgungsfonds von 96,000 Liren,

und beide wurden auf den Ertrag der Douanen hypothezirt. Die Art und Weise der Vertheilung der Ländereien bestimmte eine Carta reale vom 26. Februar 1839, durch welche nächst der Parzellirung der größtmöglichen Quantität von Gemeindeländereien auch die Befreiung von Weide- und andern Gerechtigkeiten bezweckt ward. Die Anlegung neuer großer Fahrstraßen von einem Ende der Insel zum andern, Austrocknungen von Sümpfen und Anbau des gewonnenen Erdreichs und vielfache Vervollkommnungen in dem Verwaltungssystem, welches ungeachtet des langen Aufenthalts der regierenden Familie in Sardinien mit einer unendlichen Menge veralteter Formen und Misbräuche behaftet geblieben war, begleiteten die bezeichneten Maßregeln.

Die Herzogthümer Parma und Lucca behielten, wenn auch mit Modificationen, die französischen Gesetze. Im Großherzogthum Toscana fand, mit manchen Veränderungen, namentlich in Bezug auf die Handelsverhältnisse und das Hypothekensystem, die Leopoldinische Gesetzgebung wieder Aufnahme, die indeß schon unter der Regierung Ferdinands III. wie unter der Bourbonischen bis zum Jahre 1808 nicht wenige Umgestaltungen in Einzeldingen erlitten hatte. Die wiederhergestellten Commenden des Stefansordens geben dort den adeligen Familien einigen, wenn auch nur geringen Ersatz für das Nichtvorhandensein von Majoraten. Das Grundeigenthum ist von Servituten frei: was davon geblieben, wie Weide- und Holzungsrechte in der Maremma, wurde in den J. 1833 und 1840 abzulösen verordnet. Die Theilung vieler Latifundien, namentlich der großherzoglichen Domänen und einiger Kirchengüter, wird von der Regierung befördert,

die hierin den Grundsätzen des Systems Peter Leopolds treu bleibt, welches, in zu ausgedehnter Anwendung, im Laufe der Zeit nicht umhin können wird, jene Uebelstände herbeizuführen, die aus einer zu großen Zersplitterung des Grundbesitzes entstehn. In den südlichen Provinzen des Kirchenstaats, welche dem Papste noch vor dem Wiener Congreß wieder zufielen, stellte die Regierung bei der Wiedereinführung der frühern Legislation, mit Ausnahme des auf die Munizipalangelegenheiten sich beziehenden Theiles derselben, im J. 1814 die Feudaljurisdiction wieder her. In den später erlangten Legationen und Marken bestätigte sie dagegen die Unterdrückung dieser Gerichtsbarkeit. Nachher jedoch wurde den Feudataren die Bestreitung der Gerichtskosten nach einem von der Regierung festgesetzten System vorgeschrieben, worauf sie großentheils ihres Rechtes sich begaben. Das Centralisationssystem des Card. Consalvi war überhaupt allen particulären Gestaltungen entgegen, und während es einer Menge von Feudalrechten und Privilegien ein Ende machte, beschränkte es auch die Munizipalgerechtsame sehr, von welchen eigentlich nur die auf den Feldbau, die Wasservertheilung und was damit zusammenhängt, die Hutungen und Aehnliches sich beziehenden bestehn blieben. Einige Gerechtigkeiten wurden aus feudalen in allodiale umgewandelt; ein neueres Gesetz für die öffentlichen Weiden sollte zwar entworfen werden, kam aber, wie vieles Andere, nicht zu Stande.

Viel entschiedener und in sich abgeschlossener war das Verfahren der neapolitanischen Regierung. Im Königreiche diesseit des Faro wurden die französischen Anordnungen aufrecht erhalten, wenn man einige retrograde Verfügungen ausnimmt, die den Tavoliere d'Apulia be-

treffen, wo im J. 1817 der Ablösung der Servituten neue Hindernisse in den Weg gestellt wurden. Die Primogenituren wurden aufrecht gehalten, mit der Beschränkung jedoch, daß die Einkünfte eines Majorats die Summe von 30,000 neapol. Ducati nicht übersteigen und nicht unter 3000 bleiben sollten. Im J. 1817 verordnete ein königliches Decret für Sizilien, daß das Dominium utile der Ländereien künftig nicht mehr den Gemeinden gehören, sondern diese vertheilt und in Erbpacht gegeben werden sollten. Alle gemischten Gerechtsame sollten dabei aufhören und den Betheiligten ein dem Werthe der ihnen zustehenden Gerechtsame entsprechender Antheil an Ländereien als freies Eigenthum zufallen. Im J. 1824 wurde diese Verfügung erweitert und zur Ausführung gebracht. Die Fideicommisse und Majorate wurden im J. 1818 in Sizilien gesetzlich aufgehoben: doch hatte das Gesetz so geringe Wirkung, daß eine neue Verordnung vom constitutionellen Parlament für nöthig erachtet ward. Im J. 1819 wurde ein Gesetz in Betreff der Waldungen erlassen. Die Minister de' Medici und Tommasi wollten 1820 ein Gesetz über die Lehngüter erlassen, das den neapolitanischen Verfügungen von 1806 ähnelte, aber die Revoluzion von 1821 machte die Regierung ängstlich. Im genannten Jahre decretirte das Parlament die völlige Aufhebung der Feudalität, aber diese fuhr in manchen Theilen bis auf unsere Tage factisch zu bestehn fort. Im J. 1838 wurde die beschleunigte Ablösung der gemischten Rechte und die Vertheilung der Gemeindebesitzungen neuerdings vorgeschrieben, während die Erbpachtverleihung aller auf der Insel befindlichen königlichen Patronatsgüter, welche Prälaturen, Abteien, Benefizien gehörten, verordnet

ward. Diese Vorschriften wurden mittels der Decrete von 1841 zum Abschluß gebracht, durch welche die von der neapolitanischen Regierung in den Jahren 1808 und 1810 ergriffenen Maßregeln auf Sizilien Anwendung erhielten. Viele Latifundien sind jetzt von Servituten befreit, nachdem diese abgelöst worden; einige sind vertheilt, und die Agricultur macht Fortschritte. Dennoch bleibt hier noch unendlich viel zu thun und zu bessern.

Solcherart sind, seit beinahe einem Jahrhundert, die Schicksale des Grundeigenthums in Italien gewesen. Wie die mannigfaltigen Servituten ursprünglich vielleicht nur auf einem Gewohnheitsrechte beruhten, als große Gütercomplexe in der Hand Einzelner sich befanden, die Agricultur der Viehzucht Platz gemacht hatte, die Waldungen in großem Ueberfluß und preisgegeben waren, die Einwohnerzahl über die Maßen sich gemindert hatte: so mußten sie, nachdem man sie anfangs wenig beachtet, allmälig um so drückender werden, je mehr der Besitz sich theilte, der Ackerbau überwog, die Zahl der Bewohner sich mehrte und das Verschwinden ganzer Waldstrecken, das Nacktwerden der Hügel wie der Ebenen Besorgnisse einzuflößen begann. So mußte denn auf Abhülfe gedacht werden, die um so schwieriger war, je mehr man allseitig die vielen Berechtigungen schonen wollte und mußte, was keineswegs überall geglückt ist. Die Feudalität, aus dem Erblichwerden der Benefizien entstanden, durch welche anfangs noch umfassendere fiscalische oder geistliche Besitzthümer getheilt worden waren, unter den Kaisern Heinrich II. und Conrad II. in Oberitalien fest gegründet und bald über die ganze Halbinsel verbreitet, verschwand in unsern Tagen beinahe gänzlich, nach lan-

ger Blüte und noch längerm Verfall. Denn auch die Napoleonischen Stiftungen von grands fiefs de l'Empire, durch welche der Name von Lehen wieder hervorgezogen wurde, waren nur Ehrentitel, indem das Gesetz von 1806 ausdrücklich bestimmte, daß die neuen Großlehenträger in den Provinzen, nach denen sie benannt wurden, kein anderes Prärogativ haben sollten, als den herzoglichen Titel. Verschieden war es mit Benevent und Pontecorvo, welche Talleyrand und Bernadotte 1806 mit Souveränetäts- und Successionsrechten zugetheilt wurden, so wie mit Lucca, Piombino und Guastalla.

Fassen wir nun die Umgebungen Roms von neuem ins Auge, so finden wir eine Menge großer Güterbesitze und manche Spuren des Lehenwesens, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. An einem andern Orte habe ich von den Latifundien der Campagna gesprochen, auf deren Einfluß auf das Schicksal des Landes, auf ihr Dasein während der letzten Epoche der Republik und zur Kaiserzeit und so das ganze Mittelalter hindurch bis auf den heutigen Tag hingedeutet. Ich habe bei dieser Gelegenheit bemerkt, wie diese große Ausdehnung der Güter mit der Entvölkerung, und die Entvölkerung ihrerseits mit der verpesteten Luft in Verbindung steht, und wie diese Verkettung von Uebeln Abhülfe unendlich schwer macht, indem es nicht gut möglich ist, eines ohne das andere anzugreifen. Seit der Regierung Pius' VI. ist manche Veränderung im Besitze vorgegangen, aber die großen Familien haben so ziemlich dieselbe Ausdehnung des Grundeigenthums behalten, die sie damals besaßen, so daß auf das Haus Borghese über 12,000 Rubbien kommen, auf die Sforza über 5000, auf die Patrizj

über 3000, auf das Capitel von S. Peter gegen 11,000, auf das Spital von Sto. Spirito über 8000 u. s. w. Welche nun die Familien sind, denen die großen Tenuten im Agro Romano gehören, ergibt sich aus folgender Uebersicht, die ihre bedeutenderen Besitzungen aufzählt:

Altieri: Dragone, Solfarata, Valle Oliva.

Barberini-Colonna: S. Giovanni in Camporazio.

Borghese: Campo del Fico, Capocotta und Tor Paterno (Laurentum), Carocceto, Castell' Arcione, Castel Campanile, Castiglione und Pantano (Gabii), Marco Simone, Morolo, Ponte di nona, Porcareccino, Pratica (Lavinium), Rustica, Torrenuova (Rocca Cenci).

Buoncompagni-Ludovisi: Castel Malnome, Crescenza, Fiorano, Montemigliore.

Carpegna: Marciliana.

Chigi: Baccano (Baccanä), Campo leone, Castel Fusano, Olgiata.

Conti: Tornarancia.

Corsini: Sta. Colomba.

Falconieri: Torrimpietra.

Grazioli: Porcigliano, Vallerano.

Pallavicini: Campo di merlo, Torbino, Centocorvi.

Patrizj: Castelgiuliano, Villa del sasso, Petronella.

Riccardi: Falcognano.

Rospigliosi: Decimo, Isola Farnese (Veji) — nur emfyteutischer Besitz, während das dominium directum der verwitweten Königin von Sardinien als Erbin der Herzogin von Chablais gehört —, Maccarese (Fregenä).

Serlupi-Crescenzi: Tormaggiore.

Sforza-Cesarini: Ardea, Campo di carne, Campo selva, Casal della mandria, Cesarina, Focignano.

Strozzi (in Florenz): Lunghezza (bei Collatia).

Torlonia (Principe Don Alessandro): Roma vecchia, Valle Caffarella, Cecchignola, Ceri, Quadraro u. a.

Ueberdies besitzt das Vaticanische Capitel neben andern Tenuten Buccéa, Campomorto, Castel Giubbileo (Fidenä), Pietra Pertusa, Presciano u. a. Die vielen Besitzungen der übrigen Capitel aufzuführen, der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, würde zu weitläufig sein.

Die meisten dieser Familien aber besitzen in der nähern wie fernern Umgebung der Hauptstadt Ortschaften, in denen sie einst Feudalrechte ausübten oder wo ihnen solche zum Theil noch zustehen. Bisweilen trifft es sich, daß der größte Theil solcher Orte, in einzelnen Fällen wol das Ganze, ihnen gehört und die Bauern nur Erbpächter sind, in manchen Fällen auch blos Zeitpächter. Indeß kommt es auch vor, daß von dem frühern Dominium nicht viel mehr geblieben ist als einige wenige Ländereien und ein, leider oft sehr verfallenes Schloß, welches vielleicht einmal im Jahre auf einen Tag besucht wird, in welchem keine Glasscheibe heil ist, der Fußboden voll Löcher, das Dach schadhaft, die großen Räume leer und wüst. Es ist Schade um diese alten Burgen, welche die glänzendern aber auch gefahrvollern Zeiten des römischen Adels dahinschwinden sahn und nun langsam ihrem Verfall entgegengehn. Manche derselben sind aber immer noch in ziemlich gutem und bewohnbarem Zustande und können mit mäßigen Kosten darin erhalten werden. Ich lasse die wichtigeren unter diesen Baronal-Ortschaften fol-

gen, von denen viele ihren Besitzern den Fürstentitel geben, andere Herzogthümer genannt werden, noch andere Grafschaften und Marquisate. Wenn man die Menge solcher Besitzthümer in einzelnen Familien in Anschlag bringt und ihre in vielen Fällen äußerst geringe Bedeutung, so wird man sich nicht mehr über die Masse von Titeln wundern, denen man in Rom begegnet. Die Geschlechter und Lehen also sind die nachstehenden:

Altieri: Oriuolo (Forum Claudii), Viano.

Barberini-Colonna: Palestrina (Präneste).

Bolognetti-Cenci: Vicovaro (Varia).

Borghese: Astura, Castel chiodato, Licenza (Digentia), Mentana (Nomentum), Monte Compatri, Monte Porzio, Monticelli (Corniculum), Nettuno, Norma, Olevano, Palombara (Cameria?), Poggio nativo, S. Polo, Porto d'Anzo (Antium).

Braschi-Onesti: Nemi (Nemus).

Buoncompagni-Ludovisi: Monte Rotondo.

Buoncompagni-Ottoboni: Fiano.

Caetani: Cisterna, Sermoneta.

Chigi: Ariccia (Aricia), Campagnano, Cesano, Formello, Scrofano.

Colonna (Zweig des Groß connetable), Cave, Ceccano, Genazzano, Marino (Castromönium), S. Lorenzo, Paliano, Rocca di Cave, Rocca di Papa (Fabia), Scurcola, Sonnino, Sto. Stefano.

Colonna di Sciarra: Anticoli-Corrado, Bassanello, Carbognano, Correse (Cures), Monte Flavio, Monte Libretti (Mons Bruttii?), Montorio Romano, Palazzuolo, Rocca di mezzo.

Conti: Trevignano (Trebonianum).

Doria-Pamfilj: Valmontone (Tolerium).

Galli: Rocca Giovane (Fanum Vacunä).

Massimi (fürstl. Linie): Arsoli; (herzogl. Linie): Rignano.

Odescalchi: Palo (Alsium).

Rospigliosi-Pallavicini: Colonna (Labicum), Gallicano (Pedum), Zagarolo.

Ruspoli: Cerveteri (Cäre vetus), Vignanello.

Sforza-Cesarini: Città Lavigna (Lanuvium), Genzano, Segni.

Teodoli: Siciliano.

Tiberj: Castel Madama.

Torlonia (Duca): Bracciano, Guadagnolo, Poli (Bola); (Principe): Civitella Cesi.

Der apostolischen Kammer endlich gehören Albano, welches sie im J. 1697 auf etwas gewaltsame Weise von den Savellern kaufte, Castel Gandolfo und Rocca Priora, die sie ein Jahrhundert früher von denselben erstanden hatte, und andere Ortschaften. Nicht in allen diesen Städtchen, wenn man manchen solcher ummauerten Castelle, die oft wenige Hundert Einwohner zählen, diesen Namen geben kann, waren die Rechte der Barone dieselben, auch in den Zeiten nicht, als die Lehenrechte noch vollständig gehandhabt wurden. Im Allgemeinen hatten die Lehnsherren Ausübung der Civilgerichtsbarkeit in erster Instanz, in seltnern Fällen auch in zweiter. In Criminalfällen stand ihnen gleichfalls die Jurisdiction in erster Instanz zu: einige hatten das Jus gladii. Die übrigen Gerechtsame waren verschiedener Art und wechselten nach den einzelnen Orten und den Verträgen, die der Lehnsherr mit den Bewohnern abgeschlossen. Wege-

und Brückengelder wurden den Feudataren entrichtet; den meisten standen überdies die Privilegien des Mahlrechts, der Bäckergerechtigkeit u. a. zu; Wirthshäuser durften nur mit ihrer Erlaubniß und gegen Abgaben eröffnet werden. Die Jagdberechtigung war an den Grundbesitz geknüpft und wurde mit diesem gekauft und verkauft. Sie gehörte demnach ursprünglich den Baronen allein zu, indeß waren zu allen Zeiten die Modalitäten sehr verschieden, so daß an einigen Orten die Jagd völlig geschlossen gehalten ward, während man sie an andern Jedem freiließ. Erst in unsern Tagen ist mittelst der Verordnungen P. Leo's XII. von den Jahren 1824 und 1826 dieser Punkt genauer festgestellt worden. Gemäß diesen Verordnungen wurde das Recht der Jagd und des Fischfangs auf fremdem Eigenthum wie auf eignen Ländereien, die nicht durch Mauern, Hecken oder Verschläge abgesperrt, völlig aufgehoben. Jedem, der mit einem Erlaubnißschein versehen, sollte die Jagd freistehen, mit Ausschluß der eben bezeichneten Grundstücke und solcher, die entweder angebaut, oder zum Anbau vorbereitet worden. Ländereien dieser Gattung mußten aber den Localbehörden angezeigt und besonders bezeichnet werden, wenn die Eigenthümer ihre Rechte geltend machen wollten: auf älteres Herkommen wurde dabei keine Rücksicht genommen. Wie gesagt, gab es hinsichtlich dieser einzelnen Gerechtigkeiten und der Verhältnisse der Unterthanen zum Baron bedeutende Unterschiede je nach den Localitäten und dem zwischen beiden Theileu getroffenen Abkommen, oder aber nach den Gewohnheiten, die sich gebildet und zu Rechten geworden.

Als, wie ich schon bemerkte, die päpstliche Verord-

nung vom 5. Juli 1816 den Baronen hinsichtlich der Ausübung der Gerichtsbarkeit Beschränkungen auflegte und Garantien verlangte, welche der unordentliche Zustand, in dem dieselbe sich befand, und die vielen darüber lautgewordenen Klagen heischten, verzichteten die meisten auf ihre Rechte, und man kann sagen, daß damit das Feudalwesen im Kirchenstaat aufgehört hat und, wenn man einige Vorrechte von nicht sehr großem Belange ausnimmt, jetzt wenig mehr denn der Name geblieben ist. Dennoch fanden bei dieser freiwilligen Verzichtleistung einige Ausnahmen statt, die größtentheils in besondern Verhältnissen ihren Grund hatten. Die nicht renunzirenden waren: das Spital von Sto. Spirito, welchem, wie gesagt, zahlreiche Tenuten und Monte Romano gehören, der Majordomus des Papstes, der als Präfekt der Paläste Gerichtsbarkeit in Castel Gandolfo ausübt, der Commissair der apostolischen Kammer, dem die Jurisdiction in Rocca Priora zusteht, der Fürst Sciarra-Colonna (vom Zweige Barberini-Colonna) als Herr von Monte Libretto und andern Lehen, der Fürst Odescalchi, Herzog von Syrmien, als Herr von Palo, der Fürst Rospigliosi-Pallavicini als Besitzer von Colonna und Gallicano. Außer diesen hat Don Marino Torlonia seine Lehnrechte in Bracciano behalten, auf die er nicht verzichten darf, so lange dem Hause Odescalchi der Rückkauf dieses Ortes zusteht, von dem mehrmals, aber wie es scheint ohne Grund, die Rede gewesen ist. Im J. 1828 wollte Papst Leo XII. diesen Zustand der Dinge ändern. Vom Beginn seiner Regierung an war es eine seiner Lieblingsideen gewesen, dem Adel eine bedeutendere Stellung im Staate zu geben, und er hatte verschiedene römische Pa-

trizier gewissermaßen auffordern lassen, die Wiederherstellung der Baronal-Gerichtsbarkeit von ihm zu erbitten. Er pflegte zu sagen, es gebe kein anderes Mittel, den Glanz des römischen Adels wiederherzustellen. Zu Anfang des genannten Jahres gab er seine Absicht kund, den Baronen ihre alte Civil- und Criminal-Jurisdiction zurückzugeben und ihre Rechte selbst noch zu mehren. Zugleich sollten sie die Befugniß haben, auf ihren Lehen Truppen und, wenn die Umstände es heischten, Bürgergarden mit ihren Familienfarben zu halten; über die Kosten sollten sie sich bei Abtragung der Grundsteuer mit dem Finanzministerium verständigen. Der Adel war getheilt: einige Familien, Colonna di Sciarra, Bolognetti-Cenci, Buoncompagni, Massimi, bezeigten sich willig, den Vorschlag anzunehmen, während die meisten, die Altieri, Barberini-Colonna, Borghese, Chigi, Colonna di Paliano, Doria, Rospigliosi, ihn ablehnten. Der Papst wurde verstimmt und so blieb die Sache liegen.

Dies sind die geringen Reste des einst in diesen Gegenden so mächtigen Lehnwesens, die allmälig ganz verschwinden werden. Auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Campagna und die Benutzung der Ländereien haben sie, so viel man urtheilen kann, wenig oder gar keinen Einfluß mehr, insofern man nicht das Vorhandensein der großen Gütercomplexe mit jenen frühern factischen und Rechtszuständen in Verbindung bringen will, wozu keine Veranlassung da zu sein scheint. Sehen wir auf den jetzigen Zustand des Landbaues in der Campagna, so zeigt sich dasjenige, was hie und da zur Hebung desselben geschehen ist und noch geschieht, freilich als äußerst gering im Vergleich mit der Größe des Uebels (welches

übrigens von Vielen nicht als ein Uebel anerkannt wird, sofern es sich nicht gerade um die Aria cattiva handelt): indessen legt es doch immer Zeugniß davon ab, daß nicht Alle der Meinung sind, die hiesigen Verhältnisse könnten nicht zum Bessern sich wenden. Bevor ich auf diese Verhältnisse näher eingehe, halte ich es für nöthig, eine Uebersicht des Umfanges der verschiedenen Ländereien in dem Agro Romano, nach den Angaben eines neuern Schriftstellers über einheimische Oekonomie, anzuführen. Dieser gemäß beläuft sich das einfache Ackerland auf 53,643 Rubbien, mit Bäumen und Reben bepflanzte Ländereien 44 Rubbien, mit Oelbäumen 139. Weideland 7819 Rubbien, zum Theil mit Gesträuch bewachsene Weiden 24,323 Rubbien. Eichen- und Castanienwald nimmt 2214 Rubbien ein, niederer Wald, wo Kohlen gebrannt werden, 19,053, hochstämmiger Wald mit Bauholz 36 Rubbien. Die Vignen haben eine Ausdehnung von 5088 Rubbien, die Gemüse- und Obstgärten von 466, die Seen und Sümpfe 564 Rubbien, unfruchtbares Erdreich 453. Die Flüsse, Kanäle u. s. w. nehmen 3043 Rubbien ein, Straßen und Gebäude 849. Ich bemerke jedoch, daß der nach dieser Berechnung sich ergebende Flächeninhalt des Agro Romano weder mit dem Kataster Alexanders VII. stimmt, in welchem die Ausdehnung von Stadt und Campagna auf 114,737 R. angegeben wird, noch mit dem unter Pius VI. bearbeiteten und dem neuesten, in welchem der Eine den Flächenraum auf 111,106 R., der Andere auf 106,910 R. bestimmt. Es ist nicht unintereſſant, das Verhältniß der Ländereien in der Campagna zu denen des Kirchenstaats im Allgemeinen ins Auge zu fassen. Nach denselben

Angaben beläuft sich der Flächenraum des anbaufähigen Terrains im gesammten Staate auf beinahe eine Million Rubbien, nämlich einfaches Ackerland 543,357 R., mit Bäumen und Reben bepflanzt 381,118; mit Oelbäumen 51,172. Die Summe der zum Getreidebau verwandten Ländereien wird auf etwa 333,000 R. angegeben, die im Verhältniß von 5¼ R. nach Abzug der Aussaat einen Nettoertrag von etwa 1,740,000 R. liefern. Die durchschnittliche Maisernte ist 800,000 R. Berechnet man den Getreideverbrauch im Durchschnitt auf ¾ Rubbien für jedes Individuum, bei einer Bevölkerung von 2,771,436 Seelen, so findet sich (die Ausfuhr ungerechnet) ein Ausfall von 300,000 Rubbien Getreide, der durch den Mais gedeckt werden muß und gedeckt wird.

In der Campagna ist der Getreidebau in steter Abnahme begriffen. Gemäß der Verordnung vom J. 1783 sollten jährlich 23,140 Rubbien angebaut werden. In den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts beschränkte sich indeß der Anbau im Durchschnitt auf 13,792 R., im J. 1802 auf 10,415, in den J. 1823—1832 auf 8218, in den J. 1833—1840 auf 7582, im J. 1841 endlich auf 6386 Rubbien. In den J. 1823—1839 war in den Häfen des Mittelmeers der Durchschnittspreis für den Rubbio Getreide, Scudi 8, 88 Bajocchi; im J. 1841 sank er auf 7 Scudi, 16 Bajocchi, und 1842 kostete der Rubbio 7 Scudi, 40 Bajocchi. Daß also der Landwirth beim Getreidebau zu Grunde gehn muß, wenn er keine andern Hülfsquellen hat, ist klar. Dazu ist noch im letztgenannten Jahre das Misgeschick gekommen, daß durch die sehr frühe eingetretenen und äußerst heftigen und anhaltenden Gewitterregen eine große

Menge Getreide auf offenem Felde verfault ist, weil es in der Campagna an Gebäuden fehlt, es sogleich unterzubringen. Wenn dennoch eine bedeutende Quantität Getreide aus dem Kirchenstaat ausgeführt wird (im J. 1804 Rubbien 162,537, zum Werth von 1,334,221 Scudi, im J. 1830 R. 70,651 für 709,875 Sc., im J. 1840 R. 126,233 für 1,060,376 Sc.), so kommt davon der bei weitem größere Theil aus den Legationen und Marken, wie denn etwa nur das Fünftel der Summe aus den Mittelmeerhäfen verführt wird, wohin die südlichen Provinzen ihren Ertrag senden.

Die große Ressource des Landwirths in der Campagna ist nun die Viehzucht. Je mehr der Ackerbau abnahm, um so höher stieg die Blüte der Viehzucht. Die bedeutende Zunahme derselben während der letzten Dezennien ergibt sich aus folgender Uebersicht. Im J. 1820 wurden 828,192 Pfund Käse zum Werth von 73,602 Scudi verkauft, im J. 1830 923,623 Pfd. für 67,549 Sc., im J. 1840 1,133,928 Pfd. für 123,392 Sc. Rohe Wolle im J. 1820 639,616 Pfd. für 134,940 Sc., im J. 1830 1,178,260 Pfd. für 235,653 Sc., im J. 1840 1,424,963 Pfd. für 283,005 Sc. Gesponnene Wolle verkaufte man im J. 1830 für 38,053 Sc., im J. 1840 für 4013. Die Zahl der Felle belief sich im J. 1820 auf 330,717, die einen Ertrag von 33,045 Sc. lieferten, im J. 1830 auf 617,156 zu 126,832 Sc., im J. 1840 endlich auf 958,722 zu 191,692 Scudi. Von Vervollkommnung der Viehzucht aber ist nicht die Rede, und während man anderwärts für die Veredlung der Schafracen so viel thut, sinkt der Werth der hiesigen Wolle immer tiefer. So zahlte man einst 20—25 Baj.

für das Pfund, jetzt 15 — 18. Ueberdies ist für die Grundeigenthümer in der Campagna der bedenkliche, bis jetzt noch nicht hinlänglich erklärte Umstand eingetreten, daß in den beiden letzten Jahren die Zahl der Heerden, die zur Winterszeit zum Theil aus ziemlich entfernten Gegenden in diese Ebenen getrieben zu werden pflegen, sich wesentlich gemindert hat, so daß in dem letzten Winter (1842 — 43), welcher in Folge der ungewöhnlichen Feuchtigkeit des Sommers und Herbstes einen besonders üppigen Graswuchs darbot, mehr denn 12,000 Rubbien Weideland unbenutzt geblieben sind. Sollte dies sich wiederholen oder gar zunehmen, so würden Eigenthümer wie Mercanti di campagna genöthigt sein, auf irgend eine Abhülfe zu sinnen.

Steht es mit dem Getreidebau schlecht, so kommen die Besitzer und Pächter von Weinbergen kaum besser weg. Die Production ist zu sehr gestiegen, und da eine Zeitlang die Weinpreise hoch waren, so hat man auch in mindergünstigen Localitäten Reben gepflanzt, einestheils dadurch die Qualität verschlechtert und die Preise ungeheuer gedrückt. Es ist ein Uebelstand, an dem nicht die Nachbarschaft Roms allein krankt, sondern ein großer Theil des übrigen Italiens und namentlich Toscana. „Die Zukunft des Weinbaues," sagt einer der ausgezeichnetsten und verdientesten Agronomen, der Marchese C. Ridolfi, in Bezug auf das letztgenannte Land in einem interessanten Bericht über seine Musterwirthschaft zu Meleto im Elsathal, „zeigt sich dem Eigenthümer keineswegs erfreulich. Denn obgleich Alle nicht nur über den niedrigen Weinpreis, sondern auch über die absolute Unmöglichkeit des Absatzes klagen, sieht man überall die Reben

mit aller Sorgfalt, ja mit einer Art von Eifer mehren. Dies ist keine Folge von Berechnung, es ist auch nicht einmal ein Resultat des Nachdenkens, sondern es schreibt sich blos von der Gewohnheit her und von dem Bauern-Adagio: es wird nicht stets so währen. Wirklich hat's auch in andern Zeiten niedrige Weinpreise und jene Schwierigkeiten gegeben, die gegenwärtig so drückend sind. Ob aber das Elend diesmal vorübergehend sein wird, wie ehemals, ist eine andere Frage, denn da es nicht aus denselben Ursachen hervorgegangen, so können auch die früher wirksamen Abhülfmittel keine Anwendung finden." — Es sind nicht die Weinsorten der von der Natur vorzugsweise begünstigten Orte, welche zu dem gerügten Ueberfluß Veranlassung geben, denn von diesen ist die Masse keineswegs so sehr groß: es sind die Sorten von den schlechtern Terrains und aus den Ebenen. Da wird nirgend guter Wein erzeugt, und doch haben die Anpflanzungen in den jüngsten Jahren so sehr zugenommen. Für Rom sind diese geringen Chancen um so trauriger, da innerhalb des Mauerkreises der Stadt so viele Vignen liegen und in der nähern Umgebung gegen sechstausend Rubbien Landes dem Weinbau gewidmet sind, so daß allerdings das Wohl und Wehe eines beträchtlichen Theiles der Bevölkerung dabei auf dem Spiele steht. Wie ungünstig die Verhältnisse sind, ergibt sich aus einfachen Berechnungen. Die Bearbeitung eines Rubbio Vigne kostet jährlich gegen 117 Scudi und gibt in mittlern Jahren etwa fünf Botti Wein (ein Botte ist etwas über neun Hectolitre franz. Maß), die zu Zeiten zu 30—40 Scudi verkauft wurden, dann aber auf 24, selbst auf 15 Scudi sanken. Es ist folglich schwer, dabei seine

Rechnung zu finden. Die Stadt Rom verbraucht im Jahr gegen 45,000 Botti, meist aus den Vignen der Stadt und der nächsten Umgebung, wie aus den Hügelstrichen Latiums und der Sabina. Velletri sendet gegen 8000 Botti. Auch aus den Marken führt man Wein ein. Die Production ist nun aber so über den Bedarf gestiegen, daß z. B. in Velletri gegen 2000, in Zagarolo über 1000 Botti unverkauft stehn bleiben und man, wie es auch in Toscana schon vorgekommen ist, die Reben ausgerissen und das Feld zum Acker oder zur Weide gemacht hat.

Jedem, der längere Zeit in Rom verweilt, muß es auffallen, daß es so schwer ist, trinkbaren einheimischen Wein zu erhalten. Namentlich ist dies seit vorigem Herbste der Fall gewesen, und die schlechte Weinlese des letzten Jahres läßt für die nächste Zukunft nichts Besseres erwarten. Wird in Italien großentheils die Weinfabrication sehr vernachlässigt, während sie anderwärts sich vervollkommnet, so ist dies in der hiesigen Umgebung namentlich der Fall. Der meiste Wein ist kaum trinkbar: er ist unrein, süßlich, schwer, oder sauer. Da er sich nicht hält, so ist man fortwährendem Wechsel ausgesetzt, und selbst in den größern Weinhandlungen ist man nicht sicher, nach acht Tagen noch dieselbe Sorte zu erhalten, die man heute genießbar findet. Fahrlässigkeit und die Scheu vor ein wenig mehr Arbeit tragen die Hauptschuld, denn daß der hiesige Wein gut werden kann, beweisen einzelne Versuche und die Geschichte. Man denke an Horaz, der zu Mäcens Geburtsfeier neunjährigen Albaner auftischt, an Plinius, der den Veliterner den sizilischen Weinen aus der Gegend von Taormina und Messina

vorzieht. Noch im J. 1511 sandte Papst Julius II. römischen Wein als Geschenk nach London, was jetzt schwerlich Jemanden einfallen wird. Daß aber der Wein dieser anmuthigen Hügel trefflich genug werden sollte, mit berühmten Gattungen zu wetteifern, hindert nichts: der vulkanische Boden ist der Rebe äußerst günstig, und vom Anfange der Höhen bei den Ruinen Bovilläs bis nach Velletri hin bietet der sonnige Abhang des nach Mittag zu offen liegenden Gebirges die günstigsten Localitäten.

Einiges ist auch geschehen, dem Weinbau aufzuhelfen — qualitativ, denn die Quantität sollte eher vermindert werden. Man macht unter Anderm ein Erbpachtgut des bei neuern Ereignissen oft genannten Generals Zamboni in der Nähe der Stadt namhaft, welches seinem Besitzer für die darauf verwandte Mühe entsprechenden Ertrag geben soll, so wie die dem Fürsten Conti gehörende bedeutende Tenute von Tornarancia, die einst ein Eigenthum der Herzogin von Chablais aus dem Hause Savoyen war, welche daselbst die antiken Kunstwerke auffand, die unter dem Namen der Monumenti Amaranziani eine Abtheilung des Vaticanischen Museums bilden. Die dem nämlichen Fürsten gehörenden Ländereien von Trevignano am See von Bracciano haben ebenfalls in den letztern Jahren wesentliche Verbesserungen erfahren. Zu den eifrigen Agronomen gehörte der verstorbene Monsignor Nicolai, dessen Schriften über die Campagna und die pomptinischen Sümpfe mit Recht berühmt sind. Ob sein Vorschlag, statt der gegenwärtigen Bestellung der Weinberge die Reben an Ulmen und Pappeln emporzuleiten und das dazwischenliegende Feld zu besäen, bei

Kennern des Weinbaues Gunst zu erlangen geeignet ist, lasse ich dahingestellt sein. Pecuniär soll er vortheilhaft gewesen sein, aber es ist leicht zu errathen, daß die Qualität des Weins sich verschlechterte. Neuerdings hat sich zu Velletri eine Gesellschaft von Eigenthümern und Capitalisten gebildet, die es sich zum Ziele gesetzt hat, Weine geringer Qualität durch Anwendung der neuesten erprobten mechanischen Verfahrungsweisen zu verbessern und aus den ganz schlechten Spiritus und Aquavit zu brennen. Einen ähnlichen Vorschlag machte vor einiger Zeit Ridolfi, um den Wein aus den in Magazinen und Kellern unverkauft liegenden Fässern los zu werden und zu gleicher Zeit ein Passivum des Handels (der Spiritus kommt meist aus dem Auslande) aufzuheben. Unternehmungen dieser Art in Toscana haben günstigen Erfolg gehabt und der aus unbrauchbarem Wein erlangte Spiritus hat einen guten Ertrag geliefert. Die önologische Gesellschaft zu Velletri hat überdies die Absicht, Weinstein zu machen und behufs des Absatzes ihrer Producte nach dem Auslande Verbindungen in der Fremde anzuknüpfen. Das Gesellschaftscapital von 10,000 Scudi in zweihundert Actien war rasch geschafft. Der Plan ist gewiß lobenswerth: vor Allem aber hätte man darauf bedacht sein sollen, die Weinfabrication in ihren Anfängen zu vervollkommnen und veraltete Misbräuche, die nur dem Schlenderwesen ihre Fortdauer verdanken, radical abzuschaffen. Der Wein würde sich dann allmälig verbessern. Bei den vielen mechanischen Künsteleien und Handgriffen, durch die man gegenwärtig in Toscana Bordeaux- und andere Weine macht, kommt eigentlich nicht viel heraus.

Da ich mich beim Capitel vom Weinbau befinde, so kann ich nicht umhin, auf Zagarolo zurückzukommen, wovon ich bei einer andern Gelegenheit sprach *). Schon damals bemerkte ich, daß Herr v. Sismondi, welcher, so viel ich weiß, der erste war, der in der Abhandlung über die römische Campagna die Aufmerksamkeit des größern Publicums auf Zagarolo lenkte, die dortigen Verhältnisse in zu günstigem Lichte gesehn und dargestellt hat. Durch authentische Mittheilungen, welche der verdienstvolle Abate Coppi, der dem Zustande und der Verbesserung der Agricultur Aufmerksamkeit zu widmen fortfährt, über den genannten Ort gemacht, ist man in Stand gesetzt, ein richtigeres Urtheil zu fassen. Ich erwähne deshalb der Sache mit dem erforderlichen Detail. Zagarolo, auf einer der letzten flachen Vorhöhen der Sabinerberge gelegen, nicht ferne von Palestrina, gehörte einst den Colonnesen, für die es von Papst Pius V. im J. 1569 zu einem Ducato erhoben ward, kam im folgenden Jahrhundert mit den naheliegenden Ortschaften Colonna und Gallicano an die Ludovisi, dann an die Rospigliosi, denen alle drei noch gehören. Sie zahlten dafür die Summe von 876,000 Scudi. Das Territorium von Zagarolo umfaßt 2740 Rubbien, von denen 1471 dem Feudatar gehören, 860 den Buoncompagni-Ludovisi, der Rest verschiedenen Eigenthümern. Nach der Schätzung des Katasters beläuft sich der Werth dieser Ländereien jährlich auf 378,091 Scudi. Die alten Feudatare verliehen verschiedene Wohnungen und Bauplätze gegen den jährlichen Zins von zwei Kram-

---

*) Röm. Briefe II. 198.

metsvögeln (!) für eine. Auch vergaben sie mehre Grundstücke gegen verschiedene Zinse in Erbpacht, einige zu der geringen Abgabe von 43, andere zu 62 und 84 Baj. für den Rubbio, wieder andere zu höhern Preisen, so daß die Gesammteinnahme von 325 Rubbien sich auf 1828 Scudi belief. Nun verlieh der verstorbene Fürst Jos. Rospigliosi in den Jahren 1786—1828 andere 330 Rubbien, welche früher Weideland waren und zu 3—4 Scudi vermiethet zu werden pflegten. Der Zins bei diesen Emfyteusen wechselte zwischen 6 und 12 Scudi, und die Gesammteinnahme betrug 3264 Sc. oder im Durchschnitt 9 Sc. 89 Baj. für den Rubbio. Mit den frühern Verleihungen betragen folglich die emfyteutischen Grundstücke von Zagarolo 660 Rubbien, welche dem Besitzer des dominium directum eine jährliche Brutto-Einnahme von 5092 Sc. geben. Die neueren Verleihungen geschahn nicht blos an Zagarolesen, sondern auch an Bewohner der nicht fernen, im Albanergebirge liegenden Oertchen Monte-Compatri und Rocca Priora, die zusammen 237 Rubbien nahmen, während im benachbarten Gebiet von Palestrina gegen hundert Rubbien an Leute aus Zagarolo abgelassen wurden. Die Erbpächter verwandelten die Grundstücke meist in Vignen nach römischer Art und mehrten bald ihre Production so sehr, daß sie an 5000 Botti Wein lieferten. Als der Wein wenigstens 30 Scudi galt, hatten sie, nach Abzug des eignen Verbrauchs, einen Ertrag von ungefähr 100,000 Scudi. Daher kam es, daß die Bevölkerung Zagarolo's in vierzig Jahren von 2766 auf 4239 Seelen stieg. Meist bearbeiten die Bewohner ihre eignen Grundstücke, wenige auf fremdem Boden um Taglohn. Seit aber die Wein-

preise gesunken, hat der Wohlstand Zagarolo's einen harten Stoß erhalten. Da die Reben in sehr engen Reihen gepflanzt sind, so liefert das Erdreich dort sonst nichts und die Bewohner sind fast lediglich auf den auch unter den günstigsten Verhältnissen sehr unsichern Ertrag der Vigne angewiesen. Wie es damit gegangen, habe ich oben erläutert. In Zagarolo war die Folge davon, daß viele Erbpächter nicht im Stande waren, den Zins zu erlegen, so daß sie dem Fürsten Rospigliosi gegenwärtig 14,000 Scudi schulden und der Ausfall auf 33 Procent anzuschlagen ist, während wegen der Vertheilung der Grundstücke an 750 Individuen die Kosten der Administration sich auf 9 Procent belaufen. Aus allem diesen ergibt sich, daß, während der Bruttoertrag des Rubbio der neueren emfyteutischen Verleihungen auf 9 Sc. 89 Baj. sich beläuft, der Nettoertrag nicht über 6 Sc. 29 Baj. ist, während das benachbarte Weideland im Durchschnitt 7 Scudi einbringt. Freilich sind unter solchen Umständen die gegenwärtigen Verhältnisse Zagarolo's weder für den Grundherrn, noch für den emfyteutischen Besitzer günstig, doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß jene Erbpachtverleihungen dem Orte längere Zeit wesentlich genutzt, seine Bevölkerung gemehrt, seinen Wohlstand erhöht, das Einkommen des Eigenthümers verdoppelt haben, und daß so glückliche Resultate, die dem emfyteutischen System zu danken sind, wo es dem kleinen Capitalisten und Landmann gestattet ist, sein Geld und seine Arbeit mit zuversichtlicher Hoffnung auf gutes Fortkommen anzuwenden, wieder sich ergeben würden, wenn man sich nicht blindlings auf Einen Erwerbszweig, und einen so unsichern dazu, werfen wollte. Die Emfyteuse scheint

doch immer noch das zuverlässigste Mittel zu sein, den nachtheiligen Folgen und Einflüssen der großen Gütercomplexe entgegenzuwirken.

Den Eigenthümern in der Campagna dürfte namentlich die Cultur des Oelbaums zu empfehlen sein, statt der verderblichen Mehrung der Rebe. Der Cardinal Fabrizio Ruffo, bekannt durch die energische Organisirung des royalistischen Aufstandes in Calabrien gegen die Franzosen und Republikaner, setzte zur Zeit, wo er noch päpstlicher Finanzminister war (1788), eine Prämie von 1 Paolo aus für jeden Oelbaum, der in den südlichen Provinzen gepflanzt werden würde. Man pflanzte damals gegen 200,000. Eine gleiche Prämie bestimmte unter Pius VIII. im J. 1830 der damalige Finanzminister Msgr. Mattei (jetzt Cardinal-Staatssecretär für die inneren Angelegenheiten), worauf in einem Dezennium an 309,000 Stämme gepflanzt wurden. Die gegenwärtige Olivenernte im Kirchenstaat reicht für den Bedarf bei weitem nicht hin, und jährlich gehn etwa 400,000 Scudi für Oel größtentheils nach dem Königreich Neapel. Sehr natürlich ist der Wunsch, ein so drückendes Passivum des Handels verschwinden zu sehn. Dies würde der Fall sein, wenn man von den mehr denn 100,000, jetzt größtentheils wüsten Rubbien Landes in der Campagna etwa 6500 mit Oelbäumen bepflanzte. Viele Localitäten würden sich ganz besonders für diesen Culturzweig eignen. Wie schön die Oelwaldungen z. B. in der Nähe Tivoli's sind, ist Jedem aufgefallen, der diesen Ort besucht hat. Und doch wird verhältnißmäßig nur geringe Pflege ihnen zu Theil. Manche Gattungen Boden, die sonst zu wenig oder gar nichts nutz sind, eignen sich vor-

trefflich für den Oelbaum: so kommt er auf den Kalkfelsen zwischen Tivoli und Castel Madama und bei Olevano, Poli und in allen diesen Strichen der Sabina sehr gut fort, liefert äußerst reichlichen Ertrag und beginnt schon nach dem zweiten Jahre Früchte zu geben, während er nach dem sechsten Jahre in voller Kraft ist. An diesen Orten wird zum Theil, wo man die nöthige Sorgfalt darauf verwendet, recht gutes Oel produzirt: es könnte weit besser noch und wie das lucchesische und provencer sein, gäbe man sich dieselbe Mühe und verführe man mit eben so großer Reinlichkeit und Aufmerksamkeit wie in diesen Ländern. Es wäre leicht, diesen Industriezweig, der auch das noch für sich hat, daß er im Winter einer Menge Leute Beschäftigung bietet, zu einem activen zu machen und, wie im Königreich beider Sizilien, in Toscana, Lucca u. s. w. bedeutenden Vortheil daraus zu ziehen. Denn die Nachfrage nach Oel wird mit jedem Jahre stärker und die kürzlich erfolgte Herabsetzung des Einfuhrzolles in den englischen Häfen kann Italien nur zu gute kommen.

Nächst dem Oelbaum muß die Seidencultur in Betracht gezogen werden, welche für den Kirchenstaat von so großem Belange ist und auch für die nähern Umgebungen Roms von Wichtigkeit werden könnte, wenn man die Anpflanzungen des Maulbeerbaums vermehrte. Dies ist sehr zu wünschen, und es ist erfreulich, daß neuerdings Eigenthümer und Pächter, auch in der Campagna, ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Die im J. 1830 ausgesetzte Prämie von 7½ Bajocchi für jeden neugepflanzten Maulbeerbaum hat zur Folge gehabt, daß die Zahl derselben in einem Dezennium um 200,000 zuge-

nommen hat. Der durchschnittliche Werth der Ausfuhr roher Seide während der letzten zwanzig Jahre beläuft sich auf 750,000 Scudi, und wenn in den letzten Jahren der Preis bedeutend gesunken, so ist die Production so ziemlich in demselben Maße gestiegen. Die Seide von Fossombrone, unter welcher Benennung man nicht blos die aus den näheren Umgebungen dieses im Metaurusthale liegenden Städtchens, sondern aus einem größern Theile der Romagna und Marken begreift, ist bekanntlich die vorzüglichste und gesuchteste im europäischen Handel.

Der Reis ist zwar bis jetzt in der römischen Campagna wenig zur Sprache gekommen, indeß ist vorauszusehn, daß bei der sich steigernden Aufmerksamkeit, die er in Anspruch nimmt, auch in den sumpfigen Strichen dieser Regionen Versuche mit ihm angestellt werden werden. Den einzigen machte bis jetzt, so viel mir bekannt, der Fürst Rospigliosi auf seiner großen Besitzung Maccarese. Diese Tenute, die nicht weniger als 2260 Rubbien Landes enthält, liegt in einer Entfernung von vierzehn Millien von Rom auf dem rechten Tiberufer, bei dem Ausflusse des kleinen Flusses Arrone ins Meer, da, wo einst Fregenä lag, in sumpfiger Gegend, und schon von Silius Italicus „obsessae campo squalente Fregenae" genannt. Auf diesem großen Gebiete, welches theils aus Waldung, theils aus Weideplätzen und versumpften Niederungen besteht, versuchte der Besitzer, neben andern agronomischen Unternehmungen, welche geglückt sind, auch die Anlegung von Reisfeldern. Drei Jahre lang wurden gegen 30 Rubbien Landes zu dieser Cultur verwandt und der Ertrag war bedeutend, denn der Reis gab das Vierzigfache der Aussaat. Indeß sah der Besitzer sich doch veranlaßt,

darauf zu verzichten. Einmal fand er es schwer, die Bewässerung so zu leiten, daß nicht ein Theil der Weide darunter litt, woraus ihm mehr Schaden erwuchs, als Gewinn vom neuen Product; sodann riß vermehrte Sterblichkeit unter den Ackerbauern ein, so daß es selbst bei Zahlung des höchsten Tagelohns schwer ward, Arbeiter zu finden. Ein Vormittag während der Ernte reichte hin, das Fieber zu geben. — Diejenige Provinz des Kirchenstaates aber, in der die Reispflanzungen von wesentlichem Belange sind, ist „la marina dove 'l Po discende — per aver pace co' seguaci suoi," *) nämlich das Ravennatische und die Niederungen des Bolognesischen. In der Legation Ravenna gibt es zahlreiche Sumpfstrecken, und nachdem man in frühern Zeiten und auch neuerdings noch über den Lauf der Flüsse und die Veränderungen in denselben vielfach sich gestritten und ganze Bücher geschrieben, haben die langwierigen und kostspieligen hydraulischen Arbeiten nur Palliativmittel an die Hand geben können und die Bewahrung der Ebene vor Ueberschwemmungen, die in den jüngsten Tagen wieder so unsägliches Unheil angestiftet haben, wie die Minderung der Sümpfe des adriatischen Küstenstrichs bleibt ein noch ungelöstes Problem. Im J. 1767 begann man im Ravennatischen die ersten Reisfelder anzulegen, welche bald bedeutend zunahmen, da der rasche Gewinn die Eigenthümer anlockte. Der größte Theil der Bevölkerung war diesem Culturzweige stets entgegen, die Verwaltung aber traf keine Anstalten, um Misbräuchen zu steuern, welche hiebei leichter denn irgendwo einreißen können und um so bedenklicher

*) Dante's Hölle, V. Gesang.

sind, als der Gesundheitszustand der betreffenden Gegenden wesentlich in Betracht kommt. In den J. 1809 und 1827 wurden, zuletzt von dem nun verstorbenen Cardinallegaten Rivarola, einige Verordnungen erlassen, welche bei den Reispflanzungen zur Norm dienen sollten, indeß ward, wie hier so häufig geschieht und bei dem häufigen Wechsel der obersten Beamten in den Provinzen leichter denn anderswo geschehn kann, wenig darauf geachtet. Der gegenwärtige Legat, Cardinal Amat, bestimmte durch einen Erlaß vom J. 1840 genau die Entfernung der Reisfelder von den bewohnten Orten, den großen Straßen und den Dämmen der Flüsse, und verordnete, daß in der auf die Ernte folgenden Jahreszeit die Ackerbauer das schlammige Stromwasser auf die Felder lassen sollten, um die Niederungen allmälig durch Colmaten zu erhöhen und trocken zu legen. Eine besondere Commission wurde mit der Beaufsichtigung beauftragt. Die gegenwärtig zu Reispflanzungen benutzten Terrains in der erwähnten Legation bestehn aus etwa 1800 Rubbien, die, als sie noch zur Hutung dienten, gegen 18,000 Scudi einbrachten. Jetzt produziren sie durchschnittlich 70,000 Säcke Reis zum Werth von 245,000 Scudi. Im J. 1842 schlug man sogar die Ernte auf 250,000 Säcke an.

Dieser außerordentliche Gewinn bei der Reiscultur ist Veranlassung gewesen, daß Manche gesagt und geschrieben haben, man könne nichts Besseres thun, als so viel sumpfiges Land als nur immer möglich diesem Producte widmen. Beinahe überall aber ist die große Masse des Volkes ihm abgeneigt, und das Schwanken der Legislation in einzelnen Ländern zeigt, daß man hinsichtlich der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser Cultur noch nicht ganz

ins Klare gekommen ist. Im Kirchenstaat ist sie, wie gesagt, erlaubt; im Bezirke von Pisa und Pietrasanta im Toscanischen und in den Strandgegenden des Herzogthums Lucca hat man neuerdings den Anbau gestattet, eigentlich aber nur versuchsweise. Im letztgenannten Staate war diese Cultur früher erlaubt, wurde im J. 1612 verboten, im J. 1822 wieder erlaubt, aber bald von neuem untersagt, weil man in Folge derselben Verschlechterung der Luft wahrzunehmen glaubte. Für die feuchten Ebenen der Lombardei ist der Reis bekanntlich eines der einträglichsten Producte. Ein Gleiches ist der Fall mit den sardischen Staaten des Festlandes, wo die Cultur desselben in den Provinzen von Vercelli, Novara, Lomellina und Casale frei, blühend und im Fortschreiten begriffen ist und der durchschnittliche jährliche Ertrag der Ausfuhr, nach Abzug des Verbrauchs durch vier Millionen Einwohner, auf 14—16 Millionen Franken sich beläuft. So ist diese Frage der Schädlichkeit oder Nichtschädlichkeit des Reisbaus für alle Länder, welche große sumpfige Strecken haben — was in den Staaten Italiens, die vom Meere begrenzt werden, mehr oder minder der Fall ist — und in denen der Wärmegrad dieser Cultur zusagt, von nicht geringem Interesse. Die unter der ackerbauenden Classe ziemlich allgemein verbreitete und so heftigen, in einzelnen Fällen selbst thätlichen Widerwillen erzeugende Meinung, daß die Reispflanze *an sich* der Luft schade, ist jetzt wol überall als ein Vorurtheil erkannt worden. Die Luft kann in keinem Falle darunter leiden, wenn der Reis in sumpfigen Gegenden gebaut wird, wo andere agronomische Unternehmungen nicht stattfinden können. Nur müssen die ungünstigen localen Luft-

verhältnisse nicht gerade von der Art sein, wie in den toscanischen Maremmen oder in den Sümpfen bei Ostia, wo die Pflege der Pflanze namentlich zur Zeit der Ernte wegen des Mangels an Menschen unmöglich ist, da die gegenwärtige verbesserte Verfahrungsart bei dieser Cultur, indem das Wasser stets fließend erhalten und erneut wird, fortwährende Aufsicht erheischt und die Ackerbauer es in diesen Strichen nicht acht Tage aushalten würden. Man hat verschiedentlich auf den Vortheil der Reispflanzungen in Gegenden, welche behufs der Anschlämmung von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt werden müssen, hingedeutet, indem dieselben gewissermaßen den Uebergang zum Anbau trocknen Terrains bilden würden. Mit Recht aber ist bemerkt worden, daß in Sümpfen, wie z. B. die der Maremmen sind, welche zum Theil 10—20 Fuß unter dem Niveau des Meeres liegen, an eine solche Cultur in keinem Falle zu denken sein würde. Denn einmal sind die großen hydraulischen Unternehmungen, wobei ganze Flüsse in die Niederungen geführt werden, daselbst ihren Schlamm abzusetzen, von der Art, daß sie andere Operationen ausschließen; anderntheils bedarf die Reispflanze fließenden reinen Wassers, damit sie nicht ersticke, und es würde unmöglich sein, für dasselbe den nöthigen Abfluß zu bewerkstelligen.

Wo die Localverhältnisse günstiger sind und die Beschaffenheit der Luft weniger schlecht ist, wird der Reis immer eine große Ressource bleiben, und wo Wechselfieber doch einmal herrschen, ist es besser, daß diese Cultur den Bewohnern Mittel verschaffe, ihren Zustand erträglicher zu machen, statt daß sie, ohne Reis, kein Geld und doch Fieber haben. In Oberitalien hat man jetzt überdies so

viele nützliche Vorkehrungen getroffen, daß die Klagen über Zunahme der Sterblichkeit bei dieser Cultur sich bedeutend gemindert haben. Die durchgängige Einführung des Anbaus mit fließendem Wasser hat wesentlich genutzt, wie auch die Vorsicht, womit man die Vermischung dieses Wassers mit dem Trinkwasser zu verhüten sucht. Wo dies nicht durchweg bewerkstelligt werden kann, leidet der Gesundheitszustand am meisten. Ueberdies hat man darauf gesehen, den Reis nicht an solchen Stellen zu bauen, wo im Sommer die herrschenden Winde den bewohnten Orten die große Masse Feuchtigkeit zuführen, welche dadurch nothwendig veranlaßt wird. Ungetheilt ist wol die Meinung, daß es unzulässig ist, trocknes Land der Reiscultur einzuräumen, weil die Menge Wassers, deren die Pflanze bedarf, der Beschaffenheit der Luft, namentlich bei diesen hohen Temperaturgraden, jedenfalls schädlich werden muß. Ueberhaupt sollte man mit dieser Cultur und der Zulassung derselben sehr sorgfältig zu Werke gehn, indem die Hoffnung auf großen Gewinn leicht zu Misbräuchen Veranlassung geben dürfte, wie denn jetzt schon im Lucchesischen Ländereien, welche Mais und selbst Weizen trugen, in Reisfelder umgewandelt worden sind. In den ersten zwei bis drei Jahren pflegt in geeigneten Localitäten der Reis den dreißigfachen Ertrag der Aussaat zu geben, dann aber nimmt die Production ab und sinkt bald zum Achtfachen herab. Denn der Reis erschöpft den Boden in hohem Grade, was nicht außer Acht gelassen werden darf. Fährt man fort, mehre Jahre lang auf derselben Stelle zu säen, so wird der Ertrag am Ende so gering, daß die Kosten des Anbaues nicht mehr dabei herauskommen und man das Terrain lange Zeit

brach liegen lassen muß, um ihm neue Kraft zu geben. — Ein Einwand endlich, den die Gegner der großen Gütercomplexe gegen die Reiscultur machen, ist, daß sie die Vereinigung von umfangreichen Ländereien in Einer Hand befördert. So gibt es gegenwärtig im Gebiet von Vercelli ein Reisfeld, welches einen Flächenraum einnimmt, der früher vierhundert kleinen Eigenthümern gehörte. Ob dieselben bei solcher Zerstückelung des Grundbesitzes, wobei ein paar Morgen auf den Mann kommen, sich besser standen, ist freilich eine andere Frage.

So viel von den wichtigern Culturgegenständen, die bei der römischen Campagna in Betracht kommen können. Wie es nun angefangen werden soll, um dem trostlosen Zustande und der beinahe gänzlichen Verödung derselben einigermaßen abzuhelfen, darüber walten immer noch verschiedene Ansichten vor. Das Project, Colonien anzulegen, ist ein schon altes, wie es denn schon im 8. Jahrhundert durch die Päpste, welche die sogenannten Domoculten bauten, ins Werk gesetzt worden ist. Pius VII. ermunterte in den Jahren 1801 und 1802 dazu durch Verordnungen und Prämien, und man hatte mehrmals die Absicht, aus Findlingen und andern verlassenen Kindern eine ackerbauende Bevölkerung zu bilden. Dies versuchte bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts das große Findelhaus von Sto. Spirito, indem es die jetzt gegen tausend Einwohner zählende Ortschaft Monte Romano in der Provinz Civitavecchia gründete. Ein freilich geringer Theil der Bewohner des großen Arbeitshauses bei Sta. Maria degli Angeli in den Diocletianischen Thermen wird auch jetzt zum Feldbau verwandt. Eine Colonie von etwa 70 Bauern aus der Mark, welche auf

Veranlassung des Grafen Leopardi (des Vaters des berühmten Dichters) auf der Tenute Casetta de' Mattei vor der Porta Portese sich niederließen, löste sich bald wieder auf, nachdem einige von ihnen der bösen Luft erlegen waren. Ein Colonisationsproject, welches A. Coppi im Verein mit dem jetzigen Unter-Staatssecretär, Monsignor Francesco Capaccini, unter Papst Leo XII. veranlaßte, wobei es sich darum handelte, die Isola Farnese (das alte Veji), eine der günstigsten Localitäten in der Campagna, wo den ganzen Sommer hindurch etwa 60 bis 70 Bewohner aushalten, in Erbpacht zu nehmen und dort eine Colonie zu gründen, die aus achtzig Bauernfamilien und einer bestimmten Zahl von Kindern aus den Findel- und Armenhäusern bestehn sollte, gerieth in Vergessenheit nach dem Tode des Papstes, mit dem so viele Entwürfe untergingen. Dies Project hatte jedenfalls das für sich, daß es einen Ort wählte, welcher auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen das ganze Jahr hindurch, wenn gleich nur spärlich, bewohnt ist und daß es eine hinreichende Zahl Menschen verlangte, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß ein allzugeringes Häuflein der bösen Luft keinen Widerstand zu leisten vermag. Zwei noch spätere Vorschläge, Colonien auf den Ländereien der Wohlthätigkeitsanstalten zu bilden, wurden von der päpstlichen Regierung zurückgewiesen, weil sie die nöthige Garantie nicht darboten. Seitdem wurde ein Versuch, verlassene Knaben zum Ackerbau anzuleiten, von dem damaligen Governatore und Polizeipräsidenten, Monsignor Vannicelli Casoni, jetzt Cardinallegat in Forlì, unter Coppi's Beistand gemacht; sechsundzwanzig Knaben von 7—14 Jahren wurden in einer Vigne bei S.

Agnese untergebracht, mit Werkzeugen versehn und in den Elementen der Agricultur unterwiesen, aber der Sommer des J. 1841 erwies sich ihnen so schädlich, daß man nicht daran denken konnte, mit einer so beschränkten Zahl den Anfang zu einem Etablissement zu machen. Mehr Glück hatte die im J. 1841 von einem gewissen Campa eröffnete Anstalt, die Sta. Maria della Misericordia genannt wurde. Auf einem Grundstück von zwanzig Rubbien Umfang, welches vor der Porta Salara dicht bei der schönen Villa Albani liegt und drei große Gebäude hat, wurde dieser Versuch gemacht, aus Armenkindern nützliche Arbeiter und zugleich auf einem außerhalb der Stadt liegenden Punkte eine Bevölkerung zu bilden. Campa (ich setze die Worte Coppi's her) schlug dem Cardinalpräsidenten der Subsidien und dem Governatore vor, arme Knaben unter folgenden Bedingungen zu unterhalten, zu kleiden und im Ackerbau zu unterweisen. Vom siebenten zum vierzehnten Jahre nahm er sie auf und behielt sie bis zum einundzwanzigsten. Für die erste Hälfte der Zeit ihres Verweilens sollte der Cardinalpräsident jährlich 24 Scudi für den Kopf, der Governatore, der größern Zahl wegen, die er in der Anstalt unterzubringen dachte, nur 20 zahlen. Man begann mit einigen vierzig Knaben, die den ganzen Sommer über auf dem Lande blieben. Die nahen Gebäude und Baumpartien der Villa Albani schützen die Vigne, wo dieser Versuch angestellt ward, vor heftigen Einwirkung des Südwinds, und die verständige Lebensweise und Ordnung, welche eingeführt wurden, bewirkten, daß der Gesundheitszustand im Allgemeinen ein günstiger war. Einige Knaben erkrankten, aber keiner

gefährlich, und im Herbste waren alle wieder gesund. Dieser glückliche Umstand und der geringe Betrag der Kosten veranlaßten die Regierung, die Zahl der Zöglinge zu mehren, so daß zu Ende des Jahres 102 derselben vorhanden waren und nicht lange darauf die Zahl auf 150 stieg. — Worauf in dieser Anstalt das Hauptaugenmerk gerichtet wird, ist, daß gute Ackerbauer gebildet werden, die an die klimatischen Verhältnisse der römischen Ebne gewohnt sind. Nur die ersten Elemente der Agricultur werden ihnen für jetzt beigebracht: einige Leute, die gut pflügen, graben, pflanzen, den Weinstock zu behandeln wissen, arbeiten mit den Knaben und haben bei Tage wie Nachts auf sie Acht. Die Nahrung ist einfach, aber gesund; sie gehen gekleidet, wie ihr Stand es mit sich bringt. Für Unterricht in der Religion und Moral ist auf entsprechende Weise gesorgt, und gerade von dieser Seite hat die wohlthätige und heilsame Einwirkung der Anstalt sich bereits in reichem Maße kundgethan. Der Vorsteher wird von Allen Vater genannt und vertritt wahrhaft Vatersstelle bei ihnen: was Viele durch Furcht nicht erreichten, erlangte er durch Milde und Güte. Einige dieser Knaben waren, ihres jugendlichen Alters ungeachtet, bereits so verderbt, daß sie Ausschweifungen jeglicher Art sich hingegeben hatten und auf dem besten Wege waren, in die Correctionsanstalt oder ins Bagno zu wandern: mehre waren schon zu verschiedenen Malen eingesperrt gewesen; von Religion wußten viele kaum den bloßen Namen. Mit solchen Kindern, aus denen wahrscheinlich Taugenichtse und Verbrecher geworden wären, versuchte Paolo Campa sein frommes Werk,

und bis jetzt hat der Erfolg seine Anstrengungen mehr als man hoffen durfte belohnt *).

Nur indem auf solche Weise und durch andere Mittel Moralität, Ordnung und Arbeitsamkeit unter der niedern Volksclasse in Rom befördert werden, indem man die Kinder von den Straßen fortnimmt, unterrichtet und zur Thätigkeit anhält, indem man die Armenschulen vermehrt und das Beispiel eines wackern Mannes, Namens Michele Gigli, befolgt, welcher Abendschulen für die Söhne von Handwerkern eröffnete und so dem Vorwande entgegenkam, daß die Knaben die Schulen nicht besuchen könnten, weil sie bei Tage arbeiten müßten — Schulen, die nach kurzer Zeit über fünfhundert Zöglinge zählten: nur auf solche Weise, sage ich, ist es denkbar und möglich, den unteren Classen aufzuhelfen. Denn im Verhältniß zu andern Hauptstädten ist der Zustand eben kein günstiger, wie sich schon aus der neuesten (im Frühling 1843 ausgegebenen) Uebersicht der Bevölkerung Roms ergibt. Die Chiffren dieser Uebersicht will ich hier in der Kürze anführen. Am Schlusse des J. 1842 zählte Rom mit Einschluß der Bewohner der päpstlichen Paläste und der großen Anstalt von Sto. Spirito, wie der Campagna suburbana, 167,121 Einwohner in 34,449 Familien. Das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung war wie

*) Ich bedaure hinzufügen zu müssen, daß nach den neuesten mir zugegangenen Nachrichten die pecuniären Verhältnisse der Anstalt sehr in Unordnung gerathen sind und die Personen, welche zum Ankauf der Grundstücke und zur Einrichtung Capitalien hergaben, nicht geringe Verluste erlitten haben, so daß die Existenz des ganzen Instituts gefährdet ist. Spätere Anmerkung.

1:41, das der Sterbefälle wie 1:47, das der Heirathen wie 1:127. Von den genannten 167,121 Einwohnern waren 88,442 männlichen, 78,679 weiblichen Geschlechts, welches ein seltenes Misverhältniß gibt; 151,424 waren Einheimische, 15,697 ansässige Fremde. Ueber achtzig Jahre waren 800 Individuen. Die Zahl der geistlichen Dignitare belief sich auf 176, davon 30 Cardinäle, 21 Erzbischöfe und Bischöfe, 125 Prälaten; die Zahl der Weltgeistlichen betrug 1654, die der Mönche 2479, die der Nonnen 1550, mithin die Gesammtzahl der dem geistlichen Stande Angehörenden 5859. Die Zahl der Adeligen und Grundbesitzer war 2652, die der mit Wissenschaften sich Beschäftigenden 2158, die der Künstler 1522. Aerzte waren 213, Chirurgen 183, öffentliche Schullehrer 302, Civilbeamte 3733, Beamtete bei Privaten 2622, Industrielle 37,202, Dienstleute 12,128, Tagelöhner 15,158, Arbeiter bei den sogenannten lavori di beneficenza und Bettler 1913 — eine bescheidene Zahl, da unter den letzteren nur solche aufgeführt sich finden, welche mit dem sogenannten Bettelorden begnadigt und zum Almosenfordern berechtigt sind. Endlich junge Leute und Individuen ohne bestimmte Beschäftigung („senza stabile e propria condizione") 81,230 — eine erschreckende Menge, deren Vorhandensein nicht für die Blüte Roms spricht. Denn die Zahl der Kinder unter 14 Jahren beläuft sich auf 41,796, die der jungen Leute bis zum 21. Jahre auf 26,433, so daß, wollte man selbst alle bis zu 21 Jahren unter die Leute ohne bestimmten Stand rechnen, was eine Lächerlichkeit sein würde, die Zahl der im Alter vorgerückteren Proletarier immer noch sehr bedeutend wäre. Die stärkste Bevölkerung hat

der Rione Monti, der freilich einen beträchtlichen Raum und den größten Theil der in alten Zeiten bewohnten Stadt einnimmt. Er zählt 22,598 Seelen, meistentheils zur ärmsten Classe gehörend, viele darunter Wein- und Gartenbauer und Tagelöhner aller Art. Campomarzo hat 20,016 Einwohner; Ripa, am schwächsten bevölkert, 3097. Auf die Stadt jenseits der Tiber kommen 29,699 Seelen, nämlich auf Trastevere 19,338, auf den Borgo 10,361, auch diese größtentheils zu den ärmsten Bewohnern gehörend. Das Spital und Findelhaus von Sto. Spirito und das große Hospiz von S. Michele liegen in diesem Stadttheile. Die Zahl der Juden beträgt 3732 Individuen.

Stände der Wohlstand Roms zu der Bevölkerung im Verhältnisse, so hätte man allen Grund, über die bedeutende Zunahme derselben in den jüngsten Jahren sich zu freuen. Aber dem ist leider nicht so. Die Zahl der Hülfbedürftigen, oder richtiger der Hülfeverlangenden, nimmt nicht ab und die Bettelei findet Nahrung in Institutionen, die dem Prinzip nach schön und lobenswürdig sind, bei denen man aber oft fragen möchte, ob sie mehr Gutes stiften oder Böses. Dieser Bettelei abzuhelfen, wäre eine Riesenarbeit — unmöglich wäre es nicht. Die französische Verwaltung der J. 1809—1814 hat dies dargethan. Bei einer andern Veranlassung berichtete ich, nach den Angaben des damaligen Präfekten von Rom, Grafen von Tournon, in wie erschreckender Gestalt der Pauperismus in Rom auftrat, als die Klöster aufgehoben wurden, eine Menge Hülfsmittel, welche die päpstliche Regierung bis dahin gewährt hatte, wegfielen, durch die politischen und ökonomischen Umwälzungen viele Leute an

den Bettelstab gebracht waren, und wie die von den Pfarrern eingereichten Listen der Bedürftigen mehr denn 30,000 Namen enthielten. Aber verständige Vorkehrungen, die Einrichtung der großen Arbeitshäuser im Lateranischen Palast und im vormaligen Cisterzienserkloster Sta. Croce in Gerusalemme und die Anhaltung, ja Nöthigung zur Thätigkeit, namentlich zur Feldarbeit, gaben der Sache bald eine andere Wendung, und während die Zahl der in den Spitälern behandelten, in den Findelhäusern und Hospizien befindlichen, in den Arbeitshäusern beschäftigten Armen in den spätern Jahren auf 5000 sich belief, hatten noch 10,000 andere mehr oder minder an öffentlichen wohlthätigen Spenden Theil. Die Bevölkerung überstieg damals nicht 125,000, so daß die Zahl der Bedürftigen immer noch groß war. Aber die Bettelei war verschwunden. Die päpstliche Regierung dürfte nur versuchen, diesem in unserer Zeit wieder in all seiner Nacktheit, man kann sagen Schamlosigkeit, auftretenden Uebel abzuhelfen. So viele Verbesserungen sind ihr namentlich in den letzten Jahren gelungen — Verbesserungen, denen, wenn man auf Volksmeinung, Neigungen, althergebrachte Gewohnheiten und eingewurzelte Vorurtheile sah, unübersteigliche Hindernisse sich in den Weg zu stellen schienen: weßhalb sollte es nicht auch in diesem Falle geschehn können, wenn man ohne Härte, aber mit Beharrlichkeit ein durchgreifendes System befolgte? Wie unendlich Rom in jeder Hinsicht dabei gewinnen würde, nicht blos dem Aeußern nach, was doch auch in Betracht kommt, sondern in Rücksicht auf Moralität und Wohlstand, bedarf wol keiner Erläuterung. Wie unendlich würde schon der Vortheil sein, wenn man einerseits das Zuströmen der

gens sans aveu verhinderte, die aus den Provinzen sich einfinden, weil sie in einer volkreichen Hauptstadt am besten fortzukommen hoffen, und andrerseits die Kinder vom Straßenbetteln abhalten und zu nützlicher Beschäftigung anleiten wollte. Denn in dieser Fortpflanzung des Bettlerhandwerks von Vater und Mutter auf Sohn und Tochter, in dieser frühzeitigen Unterweisung in allen Pfiffen und Kniffen und allen Lügen, die aufgewandt werden, um das Mitleid zu erregen, in der Immoralität eines Lebens, dessen Jugend im Straßenkoth, dessen Mannes- und Greisenalter häufig auf der Galeere verbracht wird, liegt das Hauptübel. Hier kann die Vorsorge der Regierung am besten abhelfend eintreten — daß sie es thun wird, lassen die vielen Fortschritte hoffen, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben. Die Bettelei in Rom ist auf den äußersten Punkt gestiegen: bei jedem Schritte wird man belästigt; an besuchten Orten, an der Post, auf dem spanischen Platz, an den Kirchthüren, wird man von ganzen Schaaren umringt, Frauen laufen mit drei bis vier halbnackten Kindern umher; das Elend ist oft ekelerregend. Unter solchen Umständen muß man vorerst darauf sehn, die werdende Generation diesem Verderben, die Kinder den Händen dieser Eltern zu entreißen. Wenn Kinderasyle und Anstalten zur Bildung von Handwerkern und Ackerleuten irgendwo angebracht und nöthig sind, so ist es hier der Fall.

Man muß indeß nicht glauben, daß in Rom der Unterricht der niedern Volksclassen überhaupt vernachlässiigt werde. Es sind im Gegentheil zahlreiche Schulen verschiedener Art und Hospizien für arme Kinder vorhanden, deren Zahl sich in neuerer Zeit gemehrt hat, theils durch

die Vorsorge der Regierung, theils durch den wohlthätigen Sinn von Privatleuten. Das Findelhaus von Sto. Spirito in Sassia, welches Innocenz III. seine Stiftung, Benedict XIV. seine bedeutendste Vergrößerung verdankt, nimmt jährlich im Durchschnitt über 800 Kinder auf und zählt deren mehr denn 3000, mit Einschluß des Conservatoriums für Mädchen. In fünf Hospizien, unter denen S. Michele das größte, werden über 900 Knaben unentgeltlich unterrichtet und verpflegt, in siebzehn Conservatorien 1300 Mädchen*). Das Taubstummeninstitut

*) Die meisten dieser Conservatorien erheischen eine nicht unbedeutende Aussteuer der Kinder, die darin aufgenommen werden, mögen selbe nun zu denen gehören, welche ganz gratis erzogen werden, oder welche einen monatlichen Beitrag liefern. Im Conservatorium von S. Eufemia, welches gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gestiftet ward und wo von 30 Alumnen die Hälfte auf Kosten der Anstalt erhalten wird, die andern jährlich 36 Scudi oder 54 Reichsthaler zahlen, ist das Mitbringen folgender Gegenstände vorgeschrieben: Ein vollständiges Bette mit einer Matraze, vier Kissen, zwei Strohsäcken, drei Paar Leintüchern, acht Kissenüberzügen, einer Luccheser Decke und zwei gesteppten. Acht Hemden, acht Paar Strümpfe, vier Schürzen, acht Sacktücher, sechs baumwollene Halstücher, sechs Tischservietten, vier Handtücher, vier garnirte Mützen für den Winter, vier Schlafhauben, zwei Schnürleiber, zwei Paar neue Schuhe, ein schwarzes Kleid zum Ausgehen, ein schwarzer Hut mit Schleier, zwei schwarze Umschlagtücher, wovon eines von Circassienne, vier Hauskleider, ein wollenes für den Winter, drei von Baumwollenzeug für den Sommer, zwei Paar Handschuhe. Für die Wohnung sodann eine Commode, fünf Stühle, wovon einer zum Arbeiten, ein silbernes Gedeck, eine Lampe von Messing, ein Waschzeug, vier Gläser, zwei Wasserflaschen, mehre Teller, ein kleiner Schrank, eine Kiste, ein Korb

bei den Diocletianischen Thermen zählt 40 arme Zöglinge beider Geschlechter. Ferner gibt es hier die Regionärschulen, die sogenannten Scuole pie, welche der h. Josef Calasanzio stiftete, die Schulen der frères ignorantins, die Pfarrschulen, Abendschulen für Handwerker u. m. a. *). Nach der Berechnung Morichini's zählt man gegenwärtig in Rom 387 Elementarschulen mit 500 Lehrern und Lehrerinnen, wovon 26 von Geistlichen, 23 von Nonnen gehalten werden, mit 14,157 Zöglingen. Das Verhältniß der die Schule Besuchenden zur Bevölkerung ist also wie 1:8. Bringt man aber die Zahl der Kinder unter vierzehn Jahren, nämlich beinahe 42,000 in Anschlag, und ein Drittel derselben, als Kinder im zartesten Alter, in Abzug, so gibt es noch 28,000, von denen ein volles Drittel ohne irgend einen Unterricht bleibt, wenn man den Pfarr-Katechismus ausnimmt. „Man darf also," sagt der obengenannte Schriftsteller, „von der fernern

---

für die Wäsche, ein Nähekissen nebst Zubehör, ein Tisch, ein Crucifix, ein Heiligenbild, ein Weihwasserbehälter. — Dies Verzeichniß und der Betrag der jährlichen Beisteuer zeigen hinlänglich, daß es sich hier nicht von ganz bedürftigen Kindern handelt oder solchen, die keine Wohlthäter haben, welche die Stelle der Eltern vertreten. Andere Conservatorien begnügen sich mit Wenigerem, einige nehmen die Alumnen ohne irgend eine Zahlung auf, so das zum h. Herzen Jesu, welches im J. 1837 von einer Neapolitanerin gestiftet ward und dessen der mildthätige Commandeur Don Carlo Torlonia sich annahm, der den Unterhalt der 32 armen Mädchen, die im Alter von 7—12 Jahren aufgenommen werden, größtentheils aus seinen Mitteln bestreitet. Es befindet sich beim Kloster S. Onofrio auf dem Janiculus.

*) Röm. Br. II. 1 ff.

Ausdehnung der Wohlthat des Unterrichts und der Erziehung nicht ablassen und sollte sein Augenmerk darauf richten, aus den bestehenden Anstalten größern Nutzen zu ziehn. Namentlich die Kinderschulen bedürfen durchgreifender Reform. In den andern Schulen klagen sämmtliche Lehrer über den Mangel an tauglichen Büchern, und mit Recht, denn es ist eine schwere Aufgabe, gute Elementarbücher zu schreiben. Bei genauer Betrachtung des Zustandes unserer Schulen dünkt mich, daß namentlich drei Ursachen dazu beitragen, den Nutzen, den sie stiften, geringer zu machen, als man hoffen dürfte. Dies sind die geringe relative Fähigkeit mancher Lehrer und Lehrerinnen, der Mangel einer guten Methode, die völlige Vernachlässigung bei Vielen der Benutzung des empfangenen Unterrichts. Nimmt man die geistlichen Orden aus, welche mit dem Beruf den Vortheil einer Institution zur Bildung tüchtiger Lehrer verbinden, so erhalten die Uebrigen, die sich diesem Fache widmen, im Durchschnitt nicht die Bildung, die sie dazu befähigt, die Jugend zu unterrichten, und wenn sie auch Talent haben und bisweilen sogar Gelehrsamkeit besitzen, so ist in ihnen doch nicht diejenige Fähigkeit, die ich eine relative nennen möchte, die nämlich praktische Jugendlehrer aus ihnen macht. Daraus entstand ein Durcheinander von Methoden, welches die Kinder verwirren muß, besonders wenn sie von einer zur andern Schule gehn. In manchen Ländern gibt es Normalschulen zur Bildung guter Lehrer, und die Nützlichkeit eines solchen Instituts wird z. B. in der Lombardei durch den blühenden Zustand des Elementarunterrichts dargethan. Bei unsern Lehrern findet man strenge Sittlichkeit, welche gewiß das erste Requisit bei der Erziehung

ist; bei Einigen findet man nicht ungewöhnliches Talent: aber im Allgemeinen vermißt man ein ernsteres und eindringlicheres Studium der Art und Weise, wie ein so edler und nützlicher Beruf am förderndsten zu erfüllen ist."

Als Endresultat dürfte, wenn man auf den gegenwärtigen Elementarunterricht für die ärmere Classe in Rom blickt, sich wol herausstellen, daß es an gutem Willen, an Geldmitteln, an Anstalten keineswegs fehlt, wol aber an einer geregelten Leitung, an gemeinsamer Aufsicht und an Uebereinstimmung im Plan. Noch aber thut Eine Sache Noth, Bewahranstalten für ganz kleine Kinder. So lange man die Kinder auf den Straßen läßt oder in der elterlichen Wohnung, ohne Pflege, ohne Aufsicht, ohne Anleitung zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zur Arbeit, wird man mit dem bloßen Schulunterricht nicht weit kommen. Es kommt nicht allein darauf an, lesen, schreiben und rechnen zu lernen: es kommt darauf an, daß dieser Unterricht Hand in Hand mit der Erziehung gehe, welche letztere in zartem Alter namentlich von größerer Wichtigkeit ist denn ersterer; es kommt darauf an, daß neben der moralischen Erziehung auch für die fysische gesorgt und so jenes Gleichgewicht erlangt werde, ohne welches die Ausbildung des Menschen unvollkommen bleibt. Dies ist der Zweck der Kinderasyle, welche die Kleinen der ärmeren Classen aufnehmen und den ganzen Tag über behalten, sie bewachen, unterrichten und erziehen, und die von der Armuth oder Sorglosigkeit der Eltern sich herschreibenden Uebel mindern, zum Theil ganz entfernen. Es ist tröstlich, zu sehn, wie diese Anstalten in wenigen Jahren über den größern Theil

Italiens sich verbreitet haben. Im J. 1830 eröffnete der Abate Aporti zu Cremona das erste Kinderasyl. Im J. 1833 folgten Livorno und Pisa und bald darauf Florenz, wo der Abate Lambruschini eine mächtige Anregung gab. Andere lombardische Städte hatten bereits das Beispiel Cremona's nachgeahmt und bald sah man überall im obern Italien den edelsten Wetteifer: Piemont und Parma blieben nicht zurück, ebensowenig Neapel. Im Kirchenstaat ist, so viel mir bekannt, nur eine Anstalt in demselben Sinne eröffnet worden, die Armenkinderschule zu Macerata in der Mark, welche im J. 1842 durch die Bemühungen des Marchese D. Ricci gegründet ward und jetzt über hundert Zöglinge zählt, die im Alter von 3—8 Jahren aufgenommen werden. Ueberall steuert die Wohlthätigkeit von Privatleuten die Mittel bei, während, den Zweck der Institution würdigend, auch die Regierungen ihnen Unterstützung gewähren. Dies ist die rechte Wohlthätigkeit, welche nicht Trägheit und Nichtsthun nährt, sondern zu Arbeit und Tugend anfeuert und sich der Erziehung als wiederbelebender Kraft in ihrer Einwirkung auf das Volk bedient. — Rom verwendet, wie gesagt, große Summen auf den Elementarunterricht: man berechnet, daß die jährlichen Ausgaben auf 60,000 Scudi sich belaufen. Unter den Einwohnern fehlt es nicht an wohlthätigem Sinn: die Privatschulen für arme Kinder, die zum Theil in der neuern Zeit gestiftet worden sind, die des Marchese Massimo für arme Knaben in Trastevere, die Abend-Religionsschulen, die vier Schulen von frères ignorantins, welche die verstorbene Fürstin Guendaline Borghese, geb. Talbot, und der Pfarrer Massari stifteten, die von der Fürstin Ade-

laide Borghese, geb. Larochefoucauld, eingerichteten Mädchenschulen, die man Scuole della providenza nennt und welche mit den Kinderasylen viel Aehnliches haben, mehre Mädchenconservatorien endlich und andere Anstalten, die während der beiden letzten Dezennien entstanden sind, legen davon Beweise ab. Einem Institut, wie das der Bewahranstalten für kleine Kinder, dürfte es also an Unterstützung wol nicht fehlen. Ueberdies sind die Kosten mäßig. In Florenz betrugen sie im J. 1841 für ungefähr 500 Kinder in drei Schulen 24,842 Lire (3646 Scudi oder 5469 Reichsthaler) mit Einschluß aller außerordentlichen Ausgaben.

Je mehr für den Jugendunterricht gesorgt werden wird, um so mehr darf man der Hoffnung sich hingeben, daß die niedern Classen in Rom sich heben, daß die Handwerker an Fleiß, Tüchtigkeit und Selbstgefühl gewinnen werden, daß das gesammte Volk auf jenen Standpunkt sich stellen wird, den z. B. der Toscaner einnimmt, welchem der Römer so viel nachzusagen weiß, dem er aber doch an Thätigkeit, Ordnung, Respectabilität, Wohlstand weit nachsteht. Es sind in dem Römer aus der niedern Classe gute Elemente, und doch, wie wenig erfreulich ist im Allgemeinen sein Zustand! Ich stelle nicht gerne Vergleichungen an zwischen Rom und Florenz, um dem Vorwurf entschiedener Vorliebe zu entgehn: wer aber beide Städte genau kennt, wird mir unschwer zugeben, daß der Unterschied groß ist und keineswegs zum Vortheil der erstern. Fällt es doch dem Fremden gleich in den ersten Tagen auf. In einer Zeit, wo es für die arbeitenden Classen keine andere Aufsicht und Polizei gibt als die, welche auch mit der Sicherheit der Straßen und dem

Einziehn der Vagabunden zu thun hat, wo Zünfte und Innungen nicht mehr Gericht halten über die Genossen und guten Wandel und Ordnung heischen, wo Jeder, der einen Gewerbschein löst, eine Bude eröffnen kann: thut es um so mehr Noth, daß die Jugend mit festen Grundsätzen ins thätige Leben trete.

In unserer Zeit ist eine Institution aufgekommen, die großen Beifall gefunden hat und von der Art ist, daß sie auf die Verhältnisse der arbeitenden Classen nur den günstigsten Einfluß ausüben kann. Es sind die Sparkassen, welche unter dem Volke den Geist der Oekonomie und berechnenden Vorsicht fördern und dadurch der Moralität großen Vorschub leisten. Denn Elend und Laster gehn leicht Hand in Hand. In Italien wurde zuerst in Mailand, im J. 1823, eine Sparkasse gegründet, 1827 folgte Turin, 1829 Florenz, wo eine Gesellschaft von hundert Personen mit einem Capital von 10,000 Lire (1580 Scudi oder 2370 Reichsthaler) zusammentrat. Die meisten toscanischen Städte, selbst die kleinern, folgten dem Beispiel. Im J. 1836 wurde ein ähnliches Institut in Rom eröffnet, dann in Bologna, Spoleto, Rimini, Forlì, Ravenna. Die Summen, welche die Sparkasse in Rom annimmt, betragen von 1 Paolo bis 20 Scudi; der Zinsfuß ist 4 Procent, zweimal im Jahre werden die Zinsen gezahlt. Die bedeutende Zahl der Deposita, welche von der ärmern Classe gemacht worden sind, reden zu Gunsten des Volkes. Denn unter den 2985 Sparkassenbüchern, die im J. 1841 ausgegeben waren, befanden sich 982 von Handwerkern und Dienstleuten, 938 von Beamten und Eigenthümern, 345 von Wohlthätigkeitsanstalten, 78 von Waisenkindern, 61

von Gefangenen. Die Gesammtsumme der Bücher (libretti) belief sich auf 10,115, die Gesammtsumme der im letztgenannten Jahre gemachten Deposita auf 398,052 Scudi. Deposita unter 10 Scudi waren 794 an der Zahl. In Florenz, wo viel geringere Summen angenommen werden (bis zu ¼ Paolo), betrugen die im J. 1840 gemachten Deposita 1,803,270 Lire (284,916 Scudi oder 427,374 Reichsthaler): der Zinsfuß ist dort 3¾ Procent, und im genannten Jahre hatte die Gesellschaft einen Ueberschuß von etwa 90,000 Lire, während die Gesammtsumme der Deposita auf ungefähr 3½ Millionen Lire sich belief.

Die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes und der Aussichten desjenigen Theiles der Bevölkerung Roms, der bei der Agricultur am meisten berücksichtigt werden muß, hat mich von der Agricultur selbst ganz abgebracht. Es bleibt mir übrigens auch nur Weniges darüber zu sagen übrig, und dies Wenige bezieht sich auf die Merkmale von Interesse an Ackerbau und Landwirthschaft unter den höhern Ständen und auf die Anstalten zur Ermunterung und Beförderung derselben. Seit dem J. 1809, wo in Bologna die Società agraria gestiftet ward, von welcher zwei Zeitschriften: L'Agricoltore Italiano und Memorie di Agricoltura ausgingen, bis 1828 entstand keine ähnliche Gesellschaft. Im genannten Jahre aber constituirte sich zu Pesaro eine landwirthschaftliche Akademie, welche durch Aussetzung von Preisfragen, Einrichtung einer Musterwirthschaft und Herausgabe ihrer Verhandlungen (Esercitazioni) rühmliche Zeugnisse ihrer Thätigkeit ablegt. Im J. 1838 stiftete der Bischof von Jesi in der Mark, Cardinal Ostini (vormals Nunzius in Wien), in

genannter Stadt eine Società agraria; eine andere entstand zur selben Zeit in Perugia; 1841 ähnliche zu Rieti durch den Delegaten Monsignor Orsi, und zu Ferrara. Die neue Conferenza agraria Bolognese gibt über ihre Verhandlungen öffentlich Rechenschaft. Mit einigen dieser Gesellschaften sind Lehrstühle für den Unterricht in der Agricultur verbunden. Gleiche und zum Theil größere und umfassendere Thätigkeit gibt sich in andern italienischen Staaten kund, und dies zunehmende Interesse an Ackerbau und Landwirthschaft ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Denn Italien ist vorzugsweise auf den Landbau angewiesen. Vieles geschieht in den sardischen Staaten des Festlandes, wo schon 1785 eine Società agraria (zu Turin) mit bestimmten Einkünften gestiftet ward, die sich namentlich um die Ausbreitung der Seidenzucht verdient gemacht hat. Im J. 1838 wurde eine besondere Ackerbaugesellschaft für die Provinz Biella gegründet; im J. 1842 die durch eine königliche Verordnung vom 25. August bestätigte Agrar-Association, welche zu Turin ihren Sitz hat, aber das ganze Land umfaßt und den Zweck hat, „durch landwirthschaftliche und industrielle Verbesserungen und Verbreitung richtigerer Methoden zum Besten der zahlreichsten Classe des Volkes eine Mehrung des vornehmsten Quells des Wohlstandes und der materiellen Güter zu bewirken." Sie hielt am 17. Februar 1843 ihre erste Sitzung. Der Oberst Bertone de Sambuy, ein eifriger Beförderer der agrarischen Wissenschaften, begründet in diesem Augenblick eine landwirthschaftliche Anstalt auf seiner Besitzung zu Lesegno; Ackerbauschulen sollen auf Befehl des Königs auf der Insel Sardinien eröffnet werden, wo vielleicht mehr denn irgendwo

zu thun bleibt und wo die Sitten und Gewohnheiten des niedern Volkes, das hauptsächlich mit der Viehzucht sich abgibt, einer geregelten Agricultur und den Beschränkungen, die sie auflegt, am meisten entgegen sind. Die Stiftung einer Ackerbau-Ermunterungs-Gesellschaft in der Provinz Padua kam bei Gelegenheit der Zusammenkunft der italienischen Gelehrten in der genannten Stadt zur Sprache. Im Königreich beider Sizilien bestehn Ackerbau- und Industrie-Institute für Neapel und Palermo und ökonomische Gesellschaften in den Hauptstädten der Provinzen, welchen im J. 1833 eine Weinbaugesellschaft in Neapel sich anschloß. Italien hat übrigens den Ruhm, die erste landwirthschaftliche Akademie gegründet zu haben, die der Georgofili zu Florenz. Sie entstand im J. 1753 durch die Bemühungen des Don Ubaldo Montelatici, Abts von Fiesole. Zwei berühmte Gelehrte schlossen sich ihm an, Lami und Targioni-Tozzetti, deren Namen in Toscana stets mit Verehrung genannt werden. Eine festere Gestaltung erhielt diese Akademie (welcher die von Udine als die zweite nachfolgte) im J. 1767, und größere Bedeutung unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold (Kaiser Leopold II.), der sie vielfach begünstigte. Im J. 1791 begann sie die Herausgabe ihrer Verhandlungen, die zu einer beträchtlichen Reihe von Bänden angewachsen sind, und im J. 1827 veranlaßten einige ihrer Mitglieder das Erscheinen des vielgelesenen und inhaltreichen Giornale agrario Toscano. Diese beiden Publicationen und die von der Akademie jährlich gestellten verschiedenen Preisfragen, wozu ihr durch Verwilligung der Regierung wie durch Vermächtnisse von Privatpersonen bedeutende Geldmittel zu

Gebote stehn, die Deputationen, welche die Gesellschaft von Zeit zu Zeit in die Provinzen sendet, und die Vorträge bei den einmal im Monat stattfindenden gewöhnlichen Sitzungen haben zum Gedeihen der Landwirthschaft in Toscana mehr beigetragen, als vielleicht je durch eine andere Akademie gewirkt worden ist. Alle Notabilitäten des Landes nehmen an diesen Arbeiten Theil — Ridolfi, Gino Capponi, Lambruschini, Capei, Lapo de' Ricci, Marzucchi, Repetti, Amici, Buffalini, Salvagnoli, Gazzeri, Tartini u. A. Nicht blos Gegenstände des Ackerbaues und was mit diesem zusammenhängt, werden von den Georgofili behandelt — Alles, was in das Gebiet der Staatswirthschaft, der Industrie und des Handels u. s. w. einschlägt, gehört in den Kreis ihrer Untersuchungen. Lobenswerth ist dabei, daß das Praktische und die genaueren Beziehungen zu Toscana vorzugsweise Berücksichtigung finden. Die Geschichte der toscanischen Finanzen, die wichtigen Fragen über die Vor- und Nachtheile der großen Gütercomplexe, der großen und kleinen Cultur, wie der Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, über das Colonensystem, über die Handelsfreiheit u. s. w. sind hier nach verschiedenen Seiten hin auf die befriedigendste Weise beleuchtet worden.

Andere toscanische Akademien, namentlich die für das Tiberthal zu Borgo San Sepolcro, verfolgen, wenn auch mit geringern Mitteln und mit getheilten Kräften, dieselbe Bahn. In Siena ist durch einen vielfach verdienten Bürger, den Grafen Pieri, der Grund zu einem Agrar-Institut gelegt worden, dessen Leitung der dortigen Akademie der Fisiocritici anvertraut ist. Eine in der nämlichen Stadt durch den thätigen Gouverneur der Provinz,

Grafen Serristori (auch außerhalb Italiens durch seine statistischen Arbeiten bekannt), gegründete Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe steht wenigstens mittelbar damit in Verbindung, wie die Industrieausstellungen, die in Florenz, Siena, Arezzo und andern Orten stattfinden. Der größte Nutzen aber steht zu erwarten von der Stiftung eines Lehrstuhls der theoretisch-praktischen Landwirthschaft an der Universität Pisa, durch den regierenden Großherzog. Der Marchese Cosimo Ridolfi — ein Name, den Toscana zu seinen besten zählt — wurde zu dieser Professur ernannt und eröffnete seine Vorlesungen am 8. Januar 1843. Als Director der Musterwirthschaft zu Meleto im Val d'Elsa, mit welcher ein Institut für angehende Ackerbauer und Landwirthe verbunden war und welche im J. 1834 eröffnet wurde, hat Ridolfi um die Fortschritte der Agricultur, die Verbesserung der Werkzeuge, den verständigen Unterricht des Landmannes, mehr denn irgend Einer in Italien sich verdient gemacht, und dies Verdienst ist im ganzen Lande anerkannt worden. Das Institut zu Meleto ist mit dem J. 1842 geschlossen worden und dort eine bloße Musterwirthschaft geblieben, während die mit den theoretischen Vorlesungen zu Pisa verbundene landwirthschaftliche Anstalt nach modifizirtem Plane auf Staatskosten eröffnet ward. In seiner Antrittsrede verweilte Ridolfi namentlich bei dem Zusammenhang der landwirthschaftlichen Disziplinen mit der ganzen sozialen Verfassung eines Staates und der Einwirkung des Ackerbaues auf die Sittlichkeit der Bevölkerung. Versittlichend, sagt er unter Andern, mochte jede Art Arbeit genannt werden zu der Zeit, als jegliche Gattung Industrie so zu sagen im Familien-

kreise ausgeübt ward, als nicht bloße Berechnung der Hebel der Manufacturen und des Handels war. In unserer Zeit kann man nur die landwirthschaftliche Industrie eine moralisirende nennen, die sich mit der Erziehung so schön verschwistert, eben weil sie von jeder Manufactur dem innern Wesen nach verschieden ist, und nicht den zügellosen Begierden des Interesses ganz sich fügen, nicht gewissermaßen zwischen vier Mauern eingeklemmt werden kann, während keine andern Gesetze als die der Natur ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit Abbruch zu thun vermögen. Von dieser Unabhängigkeit gerade schreibt ihr größter Werth sich her, ihr anziehendster Reiz, ihr wahrer Bestand. Und jeder Versuch, sie abzuleiten von ihrer natürlichen Bahn, sie herabzuwürdigen zur Stellung und zum Charakter einer Fabrikunternehmung, hat keine andere Wirkung hervorgebracht, als ihren sittlichen Werth zu schwächen, ihre wohlthätige Einwirkung auf das Volk zu mindern, ihr die beste Kraft zu nehmen.

Da ich im Verlauf dieses langen Briefes nach Toscana geführt worden bin, so kann ich nicht umhin, dem Zustande des Ackerbaus und der ackerbauenden Bevölkerung in diesem Lande einige Zeilen zu widmen. Niemand hat Florenz besucht, ohne die Schönheit und den vortrefflichen Anbau der Umgebungen dieser Stadt zu bewundern. Der Eindruck, den dieselben hervorbringen, bleibt stets derselbe, man mag vom Norden kommen oder vom Süden. Denn, auch abgesehn von der Mannigfaltigkeit und dem immerwährenden Wechsel der Prospecte, hat die Lombardei selbst keine Strecke aufzuweisen, die an Leben, Bewegung und Heiterkeit, an Menge und Anständigkeit der Wohnungen, an dichter Bevölkerung, an Benutzung des

Bodens, mit dem florentinischen Arnothal sich messen könnte. Von der Einöde, die Rom umgibt, brauche ich nicht ferner zu reden. Die Terra di lavoro und Neapels Umgebungen sind lachend und blühend, aber wie gering ist dort das Verdienst der Bewohner in Vergleich mit dem der Toscaner, wie so wenig hat verhältnißmäßig der menschliche Fleiß gewirkt, wie viel mehr denn diesem ist der außerordentliche Reichthum an Producten der unerschöpflichen Gunst der Natur zu verdanken! In wie ganz andern Verhältnissen befanden und befinden sich die Bewohner der Umgebungen der toscanischen Hauptstadt. Menschenarbeit hat das Meiste gethan, denn der Boden ist ursprünglich nur mäßig fruchtbar, ja zum Theil ist er steinig und arm, und es bedurfte jahrtausendlangen Fleißes und der Mäßigkeit und Ausdauer der toscanischen Bevölkerung, um ihn umzuschaffen zu dem, was er gegenwärtig ist. In ganz Italien kenne ich keine Gegend, welche dem Wanderer, der nicht blos auf malerische Schönheit sieht (und in wie hohem Grade findet er auch diese!), sondern dem der Zustand des Landes und seiner Bewohner auch etwas gilt, einen so reinen Genuß verschaffte. Jede Handbreit Erdreichs benutzt, überall sorgfältig eingehegte Felder, Obst- und Küchengärten, Oel- und Weinberge, wohnliche Bauerhäuser, die reizenden Villen, welche von Boccaccio's Zeiten an und seit Polizian, Lorenzo de' Medici, Ariost, in jedes Dichters Munde sind; überall anständig gekleidete, gut aussehende, arbeitsame Bewohner. Die Zustände der Agricultur und des Landvolks in Toscana sind seit lange Gegenstand der Untersuchung tüchtiger Schriftsteller gewesen, und wenn einerseits Dichter und Agronomen vom 16. Jahrhundert an mit dem di-

daktischen Theil sich beschäftigten oder dem eigentlich beschreibenden, so wurde in unsern Tagen auch die kritische Untersuchung gehandhabt. Von den kleinern Werken der drei letzten Jahrhunderte, welche Georgica in Poesie und Prosa behandeln, zählt Italien mehre zu seinen classischen Schriften, so Rucellai's Api und Alamanni's Coltivazione, Soderini's und Davanzati's Coltivazione delle viti und Pier Vettori's Trattato degli ulivi, alle dem 16. Jahrhundert angehörend; Redi's berühmter Dithyrambus Bacco in Toscana, aus dem 17., Spolverini's Coltivazione del riso, Cl. Bondi's Giornata villareccia und Lorenzi's Coltivazione de' monti aus dem 18. Jahrhundert: Lehrgedichte, mit Ausnahme der Abhandlungen des Soderini, Davanzati und Vettori. In unserer Zeit haben Mehre mit der toscanischen Landwirthschaft sich beschäftigt, Sismondi in seinem Tableau de l'Agriculture Toscane und in den Etudes d'économie politique, worin er freilich beinahe lediglich den Zustand der Bewohner des Val di Nievole (der Gegend zwischen Pistoja und der Lucchesischen Grenze) in Betracht zieht, Lullin de Chateauvieux in seinen Briefen an Pictet, Bronn, Ridolfi, Mazzarosa, Capponi, Malenotti und manche Andere, und mit der historischen Seite, dem Ursprung des Colonensystems, besonders Rumohr und Capei.

Indem ich eine, von befreundeter Hand entworfene Schilderung des toscanischen Landvolks nachfolgen lasse, muß ich vorausschicken, daß hier vorzugsweise von den nähern Umgebungen der Hauptstadt, dem Valdarno Fiorentino, die Rede ist: andere Provinzen des Landes, die in verschiedenen localen und ökonomischen Verhältnissen sich befinden, so das Tiberthal, namentlich das Chiana-

thal, vor allen die Maremmen, bieten verschiedene Gesichtspunkte dar. Die Umgebungen von Florenz sind so mit Wohnungen und Menschen gefüllt, daß die Stadt von meilenlangen Vorstädten umgeben scheint, und Ariost's schöne Verse, welche sagen, daß „due Rome" sich nicht mit Florenz messen können, sprechen nur die Wahrheit aus. In den neuesten Zeiten hat zwar gerade hier die Industrie bedeutende Fortschritte gemacht und manche, selbst großartige Etablissements haben sich gebildet, seit die Seiden- und Strohhutmanufactur wiederum einen starken Aufschwung genommen hat: aber der bei weitem größere Theil dieser Bevölkerung, wie es in ganz Toscana der Fall, ist dennoch auf den Ackerbau hingewiesen. Das Land bringt bei weitem nicht genug Getreide hervor für den Bedarf der Einwohner, und alljährlich findet eine beträchtliche Einfuhr aus den Schwarzmeerhäfen statt: einer der lebendigsten Handelszweige Livorno's; allmälig jedoch nimmt der Getreidebau zu, und dies in um so höherm Grade, je weniger man bei dem übermäßig gesteigerten Weinbau Vortheil gefunden hat. Getreide also, Wein, Oel, Obst und Gemüse für den Verbrauch der Hauptstadt sind die wichtigsten Producte. Das Getreide gibt in mittlern Jahren das Sechs- bis Zehnfache der Aussaat; entschiedener Miswachs gehört in diesem Clima zu den Seltenheiten. Gewöhnlich wird zwei Jahre nach einander Getreide gebaut, dann gedüngt und im dritten und vierten Jahre mit andern Gattungen und mit Bohnen, Wicken u. s. w. abgewechselt. Die volle Olivenernte findet an den meisten Orten alle zwei Jahre statt, jährlich nur an besonders fruchtbaren Stellen, oder da, wo auf den Baum eine ungewöhnliche Sorgfalt verwandt

wird. Die Reben werden durch Kastanienpfähle u. s. w. gestützt. Wie schon oben gesagt, ist von den Fortschritten des Weinbaus im Allgemeinen nicht viel zu berichten, obwol an vielen Orten der vortrefflichste Wein gewonnen wird: leider ist man im Durchschnitt mehr auf Steigerung der Quantität bedacht gewesen als auf Verbesserung der Qualität. Die meisten Weinbauer begnügen sich damit, das Product schon im ersten Jahr verkaufbar zu machen. Die Obst- und Gemüseproduction ist bedeutend, indeß ist erstere vieler Vervollkommnungen fähig. Manche Obstsorten, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen u. s. w. sind in Teutschland vorzüglicher, wo man größere Sorgfalt sich nicht verdrießen läßt. Die Feigen sind vortrefflich. Einen sichern und reichlichen Ertrag gibt das Schlachtvieh, besonders da, wo der geringe Umfang des Pachthofes es nicht nöthig macht, das ganze Jahr hindurch Ochsen zum Ackern zu halten.

Das so zu sagen ausschließlich bestehende System ist das der Mezzeria, nämlich die Verpachtung an Colonen, auf Theilung des Ertrags in zwei Hälften begründet. Der Eigenthümer gibt dem Halbwinner das Haus zur Wohnung und hält es in Stand; er streckt das Capital zum Ankauf des Viehs und der Fütterung ohne Zinsen vor; zahlt für die Pflanzungen von Oelbäumen, Reben und sonstigen Bäumen, für die Erhaltung der Mauern, Dämme, Gräben, Canäle u. s. w. Ihm gehören die Weinkufen, sämmtliche Geräthe für Wein- und Oelbereitung und andere Geräthe. Die Prädialtaxe wie die Gemeindeabgaben sind ihm zur Last. Der Colone seinerseits zahlt die Familiensteuer, leistet dem Eigenthümer eine jährliche Entschädigung in Producten für den

Unterhalt der Weinbehälter und sonstigen Geräthschaften, zieht eine bestimmte Zahl Gräben für die Reben, liefert dem Besitzer eine Quantität Hühner, Eier und Obst, schafft ihm die Lebensmittel kostenfrei ins Haus und hat noch manche andere Verpflichtungen für den häuslichen Dienst, welche je nach dem Abkommen und nach der Beschaffenheit oder Entfernung der Pachthöfe verschieden sind. In guten Jahren geschieht die Aussaat ganz auf Kosten des Pachters, in unfruchtbaren trägt der Gutsherr die Hälfte. Die Mehrzahl der Pachterfamilien besteht aus sechs bis acht Individuen, welche wegen der Nachbarschaft der Stadt meist auf demselben Fuße leben wie die Bürger. So kommt es denn, daß man beim Umherwandeln beinahe nur gutgekleideten Leuten begegnet, die man für Städter halten möchte. Sie sind thätig und gewandt, halten viel auf Reinlichkeit im Hause und den guten Zustand des Hausgeräths, und vereinigen häufig die Gefügigkeit und Bonhommie des Landmanns mit dem gebildeten Ton des Stadtbewohners. Beinahe alle können lesen und schreiben, und die es nicht können, schämen sich dessen; in den nähern Ortschaften gibt es, neben den Gemeindeschulen, sogar Privatschulen, in denen Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Jede Pfarre hat ihren Singlehrer für den Canto fermo. Noch Eines anzuführen — man mag dies nun zum Lobe auslegen oder zum Tadel —, so kommen die jungen Leute aus den Umgebungen in die Stadt, um Tanzunterricht zu nehmen, und unter den Ausgaben für die Toilette kommen auch Handschuhe vor. Dabei aber gibt es im ganzen Großherzogthum keine Landleute, die arbeitsamer und eifriger

wären als gerade die aus der Nachbarschaft der Hauptstadt, welche sich in einemfort den mühsamsten, selbst ekelhaften Arbeiten unterziehn, wo es darauf ankommt, ihre Pachtgüter zu verbessern. Selbst die Frauen, deren zierlichen Anzug man an Sonn- und Festtagen mit Recht bewundert, sind in der Woche mit den ermüdendsten Feldarbeiten beschäftigt.

Die Nahrung ist im Allgemeinen gut. Sie essen Brod von reinem Weizen, womit sie nur in ganz schlechten Jahren ein Drittel Bohnenmehl vermengen. Seitdem die durch den regierenden Großherzog verordnete Aufhebung des Schlachtzwanges den Preis des Fleisches fallen gemacht, essen die Meisten zwei- bis dreimal in der Woche Fleisch, an den andern Tagen Hülsenfrüchte und Gemüse. Mäßigkeit ist vorherrschend, und gewöhnlich wird nur einmal des Tages, gegen Abend, eine ordentliche Mahlzeit mit Suppe und anderm gehalten, ausgenommen während der Zeiten der anstrengenderen Feldarbeiten, wo sie zwei- oder selbst mehrmal essen. Der durchschnittliche Weinverbrauch beträgt in einem Jahr für den Kopf drei bis vier Faß (barili zu 45 Litres): es ist meist ein herber Wein, und blos für die Erntezeit wird besserer genommen. Den Ueberschuß verkaufen sie. Der Verbrauch des Oels, Lampenöl eingerechnet, beläuft sich auf sechs bis acht Flaschen (fiaschi, von etwas über 2 Litres) für die Familie. Die Kleidung für einen Mann kostet jährlich gegen 8 Scudi (12 Reichsthaler), um ein Beträchtliches weniger die der Frauen, obgleich in ihrer Art eleganter und reicher, weil sie weniger leidet. Gewöhnlich findet man, daß auf den Anzug eine löbliche

Sorgfalt verwendet wird, und man trifft weit mehr Reinlichkeit als sonst auf dem Lande. Wenn irgend etwas, dürfte dies für die toscanischen Landleute reden.

Eine der wesentlichsten Auslagen ist der Taglohn der Arbeiter, welche dem Pachter beim Ernten, beim Dreschen, beim Einsammeln der Oliven, bei der Weinlese und auch beim Ackern zu helfen pflegen. Der Preis für die erstgenannte Arbeit wechselt je nach dem Bedürfniß größerer oder geringerer Beschleunigung derselben, oder auch, wenn das gleichzeitige Ernten in verschiedenen Gegenden die Zahl der Schnitter im Hügellande verringert. Der Tagelohn für das Dreschen pflegt auf vier Groschen sich zu belaufen, fünf Groschen für das Graben, ungefähr drei Groschen für das Einsammeln eines Kübels Oliven. Die Gesammtkosten des Lebensunterhalts einer Colonenfamilie von sechs bis acht Individuen belaufen sich auf 250—300 Reichsthaler, mit Ausschluß der Wohnung und Feuerung. Nicht die bloßen Einkünfte des Pachthofes helfen diese Auslagen bestreiten, sondern auch die Arbeiten, die der Landmann für den Eigenthümer unternimmt, wenn dieser auf seinem Grundstück Verbesserungen ausführen läßt; jene, die er leicht in der Stadt und auf benachbarten Pachthöfen sich verschaffen kann, und der Ertrag des Fleißes der Frauen, welche spinnen, weben, für die Stadt Wäsche besorgen und namentlich viel mit dem Strohflechten sich beschäftigen. Das Capital, welches im Haus- und Ackergeräth einer guten Colonenfamilie steckt, kann im Durchschnitt auf 125—200 Reichsthaler angeschlagen werden, während die mittlere Größe der Pachthöfe zwischen 18 und 25 toscanische Quadrati oder 16—22 Morgen zu 180 Ruthen beträgt. — Die Mitgaben der Töch-

ter belaufen sich auf 120—180 Reichsthaler, welche halb in Geld ausgezahlt werden, halb in Kleidern oder Hausgeräth. Bei Vielen dient das Geld zum Ankauf von Geschmeide, wozu der Bräutigam oft noch aus eigenen Mitteln zuschießt, während er für das Bett und die sonstige Ausstattung des Hauses zu sorgen hat. Sismondi gibt in dem obenerwähnten Aufsatz in den Études d'économie politique eine detaillirte Aufzählung dessen, was eine Bäuerin aus der Gegend von Pescia als Ausstattung mitbringt. Die Kosten bei einer Heirath pflegten früher so bedeutend zu sein, daß sie nicht selten dem Wohlstande beider Familien einen harten Stoß beibrachten. Namentlich wurde übermäßig viel Geld verschmaust. Dies hat sich jedoch neuerdings geändert, offenbar zum Vortheil des Landvolks. Der Ursprung davon und der für die Verhältnisse der Betheiligten oft hohen Mitgift, im italienischen Mittelalter mit teutschem Ausdruck Morgincap genannt, läßt sich in der Geschichte der Republik Florenz nachweisen, wo es wiederholt nöthig erachtet ward, den Betrag der Mitgift durch Gesetze zu bestimmen. Dies geschah noch im J. 1511, und zwar, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, „weil wegen des Heischens hoher Mitgift viele Mädchen unverheirathet blieben. Denn man sah nicht mehr auf Adel, nicht auf Sitten, noch auf das, was sonst werth gehalten zu werden pflegt, sondern wie man Wollentuch und Seide kauft, frug man nur nach dem Gelde. Wer dies besaß, er mochte auch noch so niedrig stehn, brachte seine Töchter in die besten Häuser, während die andern, war ihr Geschlecht noch so edel, sich in drückender Verlegenheit befanden." Eine Verordnung der Republik bestimmte damals den Be-

trag der Morgengabe zu 1600 Goldgulden als höchster Ansatz.

Einen andern interessanten Vergleichungspunkt bietet das an Toscana stoßende kleine Herzogthum Lucca. Eigentlich ein Theil Toscana's, dessen Erwerbung von jeher der eifrige Wunsch der Republik Florenz war, unter der Supremazie der Albizzi wie unter jener der ältern Medici, der aber, seines geringen Umfanges ungeachtet, unabhängig sich erhielt auch nachdem die mächtigern Städte Pisa und Siena längst ihre Freiheit verloren hatten; der endlich, in Folge von Staatsverträgen, mit dem Großherzogthum vereinigt werden soll, wenn das jetzt regierende Bourbonische Haus sein Erbe, Parma und Piacenza, wiedererlangt: ist dieser (wenn ich S. Marino ausnehme) kleinste der italienischen Staaten wegen seines vortrefflichen Anbaus innerhalb Italiens wie außerhalb mit Recht berühmt. Vor Allem ist dies der Fall mit jener schönen, von anmuthigen Hügeln durchzogenen, vom Serchio durchströmten Ebne, welche man das Thal der sechs Millien zu nennen pflegt, an deren südlichem Ende die Hauptstadt Lucca liegt. Freilich ist ein Theil dieser Ebne der Gefahr der Ueberschwemmungen durch die äußerst reißenden, plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfenen Gewässer jenes Flusses ausgesetzt, dessen Deiche und Dämme so große Auslagen verursachen, daß ein dortiges Sprüchwort sagt: „Costa quanto il fiume ai Lucchesi". Aber der Fluß ist auch wieder eine Quelle des Reichthums in der Sommerzeit, indem acht große Kanäle die Niederung bewässern und ihr eine doppelte Ernte sichern, während vermöge der vielen Bergströme, die in den benachbarten Schneegebirgen des Apennin ihren Ursprung

haben, selbst die höher gelegenen Striche nicht wasserarm sind. Von den Höhen gesehn, gleicht diese Ebne einem großen Park, so reich und schön geordnet ist die Vegetation, so fruchtbar sind die Hügel, welche sie einschließen, bis hoch hinauf terrassenförmig angebaut und bedeckt mit Villen und Bauerhäusern. Getreide, Hanf, Wein, Oel wird gewonnen, nicht zu erwähnen der Gartencultur. Besonders geschätzt ist das Oel, das beste der ganzen Halbinsel und das einzige, welches sich messen kann mit dem der Provence. Die Kenntniß der Art und Weise, wie der Anbau dieses Landes betrieben wird, kann für den Oekonomisten nicht anders als wichtig sein: so glaube ich denn meine nunmehr schon übermäßig lang gewordenen Bemerkungen über Eigenthums- und Ackerbauverhältnisse mit einer Schilderung der legislativen, sozialen und agronomischen Zustände beschließen zu können, die in der Hauptsache den gehaltvollen Untersuchungen des verdienten Marquis Mazzarosa folgt, dessen gutgeschriebene Geschichte von Lucca in Aller Händen ist.

Im Jahr 1764 wurde, wie ich schon im Eingange erwähnte, für nöthig erachtet, der fernern Vermehrung des Grundeigenthums der Kirche im Gebiete der Republik durch eine gesetzliche Verordnung ein Ziel zu stecken. Damals wurde öffentlich bekannt gemacht, daß von dem auf ungefähr 150 Millionen Luccheser Liren (1 Lira = 75 Centimes) Werth sich belaufenden Grundeigenthum im Staate beinahe die Hälfte, nämlich 71,625,000 Liren, der Kirche gehörten. Dieser Besitz blieb ihr bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts, mit Ausschluß eines Theils der Güter (zum Betrag von 693,900 L.), welche bei Aufhebung des Klosters S. Frediano 1780 zur Be-

streitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts angewiesen wurden. Von dem übrigen Grundbesitz waren gegen 25 Millionen Fideicommisse des Adels. Ungeachtet der Beschränkungen der Disponibilität des liegenden Eigenthums war der Zustand des Ackerbaus, im Ganzen genommen wie im Vergleich mit andern Ländern, ein günstiger. Daß er es war, darf namentlich der Erbpacht beigemessen werden, welche im Lucchesischen seit undenklichen Zeiten üblich war, namentlich auf den kirchlichen Grundstücken, woher es kam, daß das dominium utile meist in den Händen der Landleute sich befand, welche alle Hülfsmittel der Industrie darauf zu verwenden vom eignen Vortheil angespornt wurden. Nur die Oelbaumpflanzungen gegen die Küste zu werden gewöhnlich nicht in Erbpacht gegeben, sondern meist durch Factoren bewirthschaftet und im Ganzen gut gehalten.

Unter solchen Umständen braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die auch in frühern Jahren bedeutende Bevölkerung zunahm. Im Jahre 1733 zählte man 113,192 Einwohner, 1807 121,678, was für die Quadratmillie 370, für die Quadratlieue 3342 gibt. Die größere Zahl des Landvolks wurde freilich durch Halbwinner und einfache Tagelöhner gebildet. Im Gebirge war es einigermaßen verschieden, indem dort schon manche kleine Besitzthümer bestanden, welche zum Theil mit dem Ertrage der Gypsfiguren erworben worden sein sollen, deren Verkauf die Lucchesen auch jetzt noch durch ganz Europa führt.

Große Umänderungen folgten nun eine der andern. Schon nannte ich die bedeutendsten. Im J. 1799 näm=

lich wurden die Fideicommisse aufgehoben. Zwei Jahre darauf stellte man den Besitzern des dominium utile der Kirchengüter frei, mittelst Erlegung gewisser Abgaben auch das dominium directum zu erwerben. In den Jahren 1806—1808 erfolgte die Aufhebung der Klöster, Kapitel und Benefizien. Zugleich wurde in Gemäßheit des, 1806 eingeführten Code Napoleon den Frauen gleiche Erbberechtigung mit den männlichen Verwandten zugestanden. Durch die erste dieser Maßregeln, die Aufhebung der Majorate und sonstigen Fideicomisse, wurde Landbesitz zum Werthe von ungefähr 25 Millionen Liren freies Eigenthum; in Folge der zweiten Vergünstigung wurden eine große Menge von Erbpächtern Besitzer, mittels Erlegung einer im Ganzen nicht über 415,057 Liren betragenden Summe, die jedenfalls unbedeutend genannt werden kann im Vergleich mit den erlangten Vortheilen. Durch die Klösteraufhebung wurden Güter von mehr denn 6 Millionen Liren frei. Nicht ohne Einfluß blieb auch die vierte dieser Bestimmungen, die in Betreff der Erbberechtigung der Frauen, welche indeß 1818 wieder aufgehoben ward und dem Agnatenrechte weichen mußte.

Die beinahe unglaubliche Zunahme der Bevölkerung muß größtentheils der Freiwerdung und Theilung des Grundeigenthums beigemessen werden. Von 1807—1840 stieg die Einwohnerzahl von 121,678 auf 168,989, oder 515 auf die Quadratmillie, 4640 auf die Quadratlieue: ein Zuwachs von 47,311 Seelen in 33 Jahren, während in den vorhergegangenen 74 Jahren die Differenz nur 8485 gewesen war, was mit den mittlern Zahlen bei andern Nazionen ziemlich stimmt. Die Theilung von

Grundeigenthum im Werthe von etwa 32 Millionen Liren hat gewiß zu jener ungewöhnlichen Vermehrung am meisten beigetragen.

Denn jene Reichthümer, die einer beschränkten Zahl von Individuen und Genossenschaften gehörten, gelangten in die Hände Vieler, und in gleichem Maße mehrten sich die Heirathen. Der geringern Sorgsamkeit des Reichen und desjenigen, der für keine Nachkommen zu sorgen hat, folgte die Betriebsamkeit zahlreicher Familienväter, denen die Verbesserung ihres Looses und dessen ihrer Kinder am Herzen lag. Waren die Wirkungen größer, als auf irgend eine Weise sich erwarten ließ, so muß dies auch ungewöhnlichen Verhältnissen zugeschrieben werden, die dem Landvolk zugute kamen. Truppendurchzüge und commerzielle Conjuncturen machten, zu Anfang des Jahrhunderts, den Preis der Lebensmittel und Waaren bedeutend steigen, und da Abgaben und Erpressungen mehr die einst privilegirten Stände trafen als das Landvolk, so sah dieses sein Betriebscapital in nicht geringem Maße sich mehren. Die monarchische Regierung, der Engherzigkeit des ehemaligen aristokratischen Regiments entgegen, unternahm und beendigte mit Napoleonischer Schnelligkeit riesige Werke; sie brachte eine große Menge Geldes in Umlauf, welches bei den meist einheimischen Unternehmern und Arbeitsleuten circulirte und viele in Stand setzte, Erbpachten zu übernehmen oder Ländereien zu kaufen, wonach der Lucchesische Bauer fortwährend strebt. Die beinahe anhaltende Fortdauer dieser großen öffentlichen Arbeiten hat nun einen sehr raschen Geldumsatz erhalten. Der Reichthum in Masse ist dabei gestiegen, mittels der auf angebaute Ländereien verwandten größern Sorgfalt

und des Anbaus uncultivirter Striche, namentlich Seitens der Landleute, von denen viele Eigenthümer sind, die auf ihrem Grund und Boden wohnen. Die unter dem Namen Kataster bekannte Grundsteuer, welche erst zu Anfang dieses Jahrhunderts eingeführt worden, hat insofern zur Vervollkommnung des Ackerbaus beigetragen, als sie zu vermehrtem Eifer antrieb, in der Absicht, das durch diese Last Verlorengehende wieder zu ersetzen. Andererseits aber ist auch zu wünschen, daß sie in beschränkten und möglichst bestimmten Grenzen sich halte, um das Betriebscapital nicht zu mindern. Die seit nicht langer Zeit in Lucca eingerichtete Sparkasse ist ebenfalls geeignet, den Wohlstand der arbeitenden Classen aufrecht zu halten und zu mehren.

Noch immer aber ist ein sehr beträchtlicher Theil des Grundeigenthums unbeweglich. Namentlich seit dem J. 1818, wo das erwähnte Gesetz von 1764 annullirt ward, hat das Kirchengut nochmals sich angehäuft, so daß gegenwärtig der Werth der dasselbe constituirenden Ländereien auf mehr denn 60 Mill. Liren sich anschlagen läßt. Indeß sind die meisten dieser Besitzungen, so wie jene der frommen Stiftungen, in Erbpacht gegeben. Freilich in der Mehrzahl der Fälle nur auf bestimmte Termine, was dem Ackerbau minder nützlich sein dürfte, als die perpetuirliche Emfyteuse. Denn es trifft nur zu oft ein, daß in den letzten Jahren vor Ablauf der Pacht die Ländereien zu leiden gefährdet werden durch die Sucht, zu guter Letzt noch das Mögliche aus ihnen zu ziehen.

Was nun die Art und Weise der Bewirthschaftung betrifft, so cultivirt man das Land entweder auf eigne Rechnung, oder aber man überläßt es Erbpächtern, Zeit-

pächtern oder Halbwinnern. Die Olivenwaldungen in den Küstenstrichen werden, wie gesagt, größtentheils vom Besitzer cultivirt, der dafür Factoren hält. Ungeachtet der Sorgfalt, die sie erheischen, und mancher Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind, gewähren sie dennoch ein reichliches Einkommen. Dasselbe Verfahren befolgt man auch für Wiesen und Hutungen. Das System der Emfyteuse findet man namentlich bei den Ländereien in der Ebne, welche Getreide, Reben und Maulbeerbäume tragen. Die Zeitpacht kommt bei Saatfeldern, aber auch bei jedem andern Culturzweige vor. Halbwinner (mezzaiuoli, mezzaróli) übernehmen meist die Reben- und Oelbaumpflanzungen, so wie die Kastanienwaldungen, im Hügel- und Berglande. In einem wie in dem andern Falle wird der Zins im Durchschnitt in Naturalien statt in Gelde erlegt. Die große Zerstückelung des Grundbesitzes bringt es mit sich, daß kleine Capitalien hinreichen zur Aufrechthaltung einer guten Cultur: diese nun fehlen selten selbst dem Zeitpächter und Halbwinner. Guten Oekonomen mangelt es auch nicht leicht an größern Geldmitteln zur Ausführung wesentlicher Verbesserungen: Geld auf Hypothek zu erlangen ist nicht schwer, aber das mangelhafte Hypothekensystem ist dem Verleiher nachtheilig wie dem Besitzer des Grundstücks. Solche wesentliche Verbesserungen, durch Anschwemmung (Colmaten) in der Ebne, wo sie sumpfig ist, im Gebirge durch terrassenförmigen Anbau, kommen allerwärts vor, da so viele Landleute Besitzer geworden und darauf bedacht sind, den größtmöglichen Nutzen vom Boden zu ziehn.

Die moralischen Eigenschaften des Landvolks haben bei dieser Theilung des Grundbesitzes durchgängig gewon-

nen, wenn auch das alte Vorurtheil gegen den Charakter des Lucchesen nicht ganz gewichen ist. Eine seltsame und komische Aeußerung desselben liegt in der dem Lucchesen in den Mund gelegten Apologie, wenn er veranlaßt wird, seine Heimat zu nennen: Son' Lucchese, per servirla — ma in ogni paese vi son' de' buoni e de' cattivi. Von der Classe der Tagelöhner zu jener der Eigenthümer gestiegen, haben, mit dem Aufhören einer unsichern und abhängigen Existenz, viele auch Verständigkeit und Ordnungsliebe sich zu eigen gemacht. Größere Mäßigkeit, Gehorsam gegen die Gesetze, Sittlichkeit und Frömmigkeit haben sich gesellt zu den alten Tugenden der arbeitenden Classe, zur unermüdeten Thätigkeit und Ausdauer bei Mühen und Entbehrungen. Freilich könnten jene Eigenschaften viel mehr noch entwickelt werden: größere Verbreitung guter Elementarschulen würde namentlich dazu beitragen. Auch in Hinsicht der Agronomie könnte und müßte dem Landvolk noch mancher Unterricht ertheilt werden. In der Cultur des Getreides und der Reben haben die Lucchesen vielleicht wenig zu lernen: Meister sind sie in jener des Oelbaums und der Kastanie. Aber in Betreff der so äußerst wichtigen Maulbeerbäume bedürfen sie der Belehrung und Aufmunterung. Die Waldungen von Brennholz werden nicht gepflegt, wie sie es sein sollten; ebensowenig werden sie so hoch hinaufgeführt, als Terrain und Temperatur es gestatten. Vernachlässigt ist die Pflanzung von Obstbäumen und Bauholz. Die Weinbereitung müßte sorgfältiger sein, namentlich im Hügellande. Denn ungeachtet der vortrefflichen Trauben gewinnt man nur mittelmäßige Weine. Der an sich sehr schöne Hanf gibt nicht den Ertrag, den man von ihm

erwarten dürfte. Das größere Schlachtvieh wird schlecht besorgt; die Viehzucht ist meist in den Händen von Bewohnern des Herzogthums Massa und der modenesischen Garfagnana; unbekannt sind die neuern Verbesserungen der Schafzucht. Das Gleiche ist von der Seidenzucht zu sagen, die heute noch geübt wird wie vor vierzig Jahren, und meist von ungeschickten Händen, während man in Toscana an einigen Orten begonnen hat, so große Sorgfalt darauf zu verwenden. Die Bienenzucht, welche sehr einträglich werden könnte, ist völlig in der Kindheit.

Alles dies könnte und sollte gelehrt und vervollkommnet werden in einem Lande, wo Alles, Himmel und Erde, fysische und moralische Eigenschaften, sich die Hand geben, die Agricultur ihrer Vollendung entgegenzuführen. Dem Oel, dem Wein, dem Getreide, dem Kastanienmehl ließe sich, zum Vortheil des Bodens wie des Reichthums der Bewohner, noch mancher andere Zweig landwirthschaftlicher Industrie hinzufügen. Im Lucchesischen ist die Gesetzgebung dem Ackerbau günstig: sie beschützt und erweitert ihn, statt ihn einzuschränken und zu belasten. Keine öffentlichen, Real- oder Personalservituten lasten auf den Grundstücken und deren Besitzern: es bestehn keine Weidegerechtigkeiten auf dem Saatland, keine Mahl- und Oelpreßsteuer, keine Hindernisse der freien Circulation und Ausfuhr (in Betreff letzterer könnte theilweise Beschränkung selbst ersprießlich sein); die Lebensmittel, mit Ausnahme des Fleisches, werden nicht taxirt: kurz, das Prinzip der Handelsfreiheit herrscht in Allem vor. Blos das Ausroden der Waldungen ist untersagt an solchen Stellen, wo die Erde weggeschwemmt und in den Serchio und dessen Nebenströme getrieben werden könnte. Dies kommt

aber dem Lande wie den Bewohnern zugute, ebenso wie die Beschränkung der Ziegenweideplätze auf die von Bäumen entblößten Bergstrecken. Unter solchen Umständen, bei dieser allgemein vergönnten Freiheit, hängt also der Werth der Grundstücke einzig ab von ihren innern und äußern Eigenschaften.

Von andrer Beschaffenheit ist das Küstenland.

Wenn man von Lucca nach der Hafenstadt Viareggio fährt, oder über Massa di Carrara die herrliche Straße nach der Spezia einschlägt, so sieht man, vom Monte Quiesa hinabsteigend nach dem Strande, in weiter Längenausdehnung den einen Bogen bildenden flachen Küstenstrich vor sich, der einst Meerbusen war und längs welchem zur Rechten die marmorreichen Hochgebirge Seravezza's und Carrara's in großartigen Gruppen sich hinziehn. Von Osten nach Nordwesten erstreckt sich, am Fuße der Hügel, diese sandige Zone, gegen neun Millien lang, gegen drei breit. Einst hatte sie den ausgesprochenen Maremmencharakter, wie die Pisaner Ebne und die von Piombino und Grosseto: die Luft war tödtend, große Sümpfe unterbrachen die Einförmigkeit des Sandufers. Am südöstlichen Ende strömt der Serchio ins Meer. Noch sind Spuren der großen Consularstraße des Scaurus vorhanden, die am Fuße der Hügel sich hinzog. Seit 1740 haben bedeutende hydraulische Arbeiten den Charakter dieses Strichs wesentlich modifizirt. Noch immer zwar sind Sümpfe vorhanden, deren Mitte der schilfreiche See von Massaciuccoli bildet, welcher namentlich dazu beiträgt, die Gegend ungesund zu machen. Die Straße nach Viareggio führt an ihm vorbei. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich vor einer Reihe von Jahren an

einem schönen mondhellen Sommerabende zum erstenmal diesen Weg zurücklegte: Luft und Umgebung waren plötzlich wie umgewandelt, der Dunst, der aus den feuchten Niederungen aufstieg, war so dick, daß die Sterne schwanden und der Mond von einem trüben Hof umgeben war. Es währte nicht lange, so war ich aus dem Bereiche der Fieberluft. Glücklicherweise erstreckt sich dieselbe nicht weit: Viareggio leidet nicht von ihr. Das Aufblühen dieses Ortes spricht dafür: vor hundert Jahren ein armseliges Fischerdorf von etwa dreihundert Einwohnern, ist er jetzt eine hübsche, freundliche Stadt mit mehr denn sechstausend Seelen und wird im Sommer von zahlreichen Fremden besucht, welche die durch die Nähe des Meeres geminderte Hitze, die indeß immer noch bedeutend genug ist, und die Seebäder anziehen. Nördlich von der Stadt erstreckt sich, eine Art Gürtel gegen die See bildend, ein schöner Pinienwald, der in dem sandigen Boden gut fortkommt. Hier nun ist die Cultur eine ganz verschiedene. Die Bevölkerung ist viel dünner, die Besitze sind größer, wie schon die Natur des Landes es mit sich bringt und bedingt. Wo der Boden es erlaubt, wird Mais gebaut, zum Theil auch Reis, von dessen wechselnden Schicksalen ich schon berichtete. Die Seeseite der den Strand einschließenden Hügel ist großentheils mit Oelbäumen bedeckt. Reichlichen Ertrag an trefflichem Bauholz liefert die Pinienwaldung, welche aus der Gattung pinus pinaster besteht, die in sechzig bis achtzig Jahren vollkommen auswächst. Aber man benutzt zu hastig die viel jüngern Stämme. Besonders verlegt man sich auf die Viehzucht, namentlich werden viele Schafheerden in den grasreichen, an die Sümpfe stoßenden Strichen gehalten. Sie kommen

meist aus den benachbarten Gebirgen und bringen den Winter in der Ebne zu. Betrachtet man diesen Landstrich, der in seinen klimatischen wie localen Verhältnissen mit der römischen Campagna viele Aehnlichkeit hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch diese Campagna zu einem ähnlichen Zustande sich heben dürfte. Man sollte glauben, die Hindernisse könnten nicht unübersteigbar sein. Man könnte Nettuno oder Porto d'Anzo die Zukunft von Viareggio profezeien. Sind aber solche Perspectiven, die auch nicht-sanguinischen Beobachtern erscheinen, dennoch am Ende Anderes als Luftgebilde der Fata Morgana?

Dreizehnter Brief.

Neuere Kunst. Malerei.

Indem ich mir die Aufgabe stelle, von dem Wichtigeren, was in den letzten Jahren im Fache der schönen Künste geleistet worden, übersichtliche Nachrichten zu geben, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Auf das von Italienern Hervorgebrachte kann ich mich nicht beschränken, indem ich in solchem Falle von dem reichen und mannigfaltigen Kunstleben Roms nur die Eine Seite, und im Fache der Malerei nicht einmal die bedeutsamste, darstellen würde. Ziehe ich aber die fremden Werke in den Kreis der Betrachtung, so ergibt sich der Uebelstand, daß das Meiste, dessen ich erwähne, längst nicht mehr in Rom vorhanden, sondern nach allen Ländern, allen Weltgegenden hin, zerstreut ist. Für die Charakterisirung dieser Werke bietet sich mir nicht einmal der Mittelpunkt dar, welcher vormals für die Malerei in der Thorwaldsenschen Sammlung bestand*). Denn mit den sämmtlichen

*) Röm. Briefe I, 171. Ueber die jetzt lebenden römischen Maler I, 148. Ueber die Bildhauer II, 260.

Kunstschätzen des großen Meisters ist auch diese so schöne wie interessante und lehrreiche Galerie, in welcher man den Bildungsgang der neuern teutschen Kunst von Carstens, Schick und Koch an, bis auf die Hervorbringungen der jüngsten Tage, wenn auch nicht in Hauptwerken, doch in anziehenden Proben verfolgen konnte, nach Dänemark gewandert: für Rom ein großer, ja unersetzlicher Verlust. Unter solchen Umständen bleibt mir nichts anderes übrig, als die mir bekannt gewordenen neuern Werke, ohne Rücksicht darauf, ob sie hier oder anderwärts eine bleibende Stätte gefunden haben, nach der Nazionalität der Künstler an einander zu reihen. Auf chronologische Ordnung wird es weniger ankommen, da es um wenige Jahre nur (1839—43) sich handelt.

Das historische Fach in der Malerei und in ihm die Leistungen der Italiener, geben mir zuerst Stoff zur Betrachtung. Ich habe den Charakter dieser Malerei, den Geist, der sie durchweht, und ihre verschiedenen Richtungen früher schon bezeichnet, und darf darüber, was das Allgemeine betrifft, hinweggehn, da ich jene Aeußerungen nur wiederholen könnte. Camuccini, in Rom der Vater und Meister der antikisirend-französischen Richtung, wie in Florenz Benvenuti, und bis zuletzt dem sogenannten Purismus in der Kunst entschieden feind, ist seit zwei Jahren für die Malerei wie überhaupt für das äußere Leben todt. Seine Einwirkung aber ist noch geblieben, und es wird lange währen, bevor bessere Grundsätze über die von ihm theoretisch wie praktisch gepredigten den Sieg davontragen werden. Denn auch bei der Mehrzahl der sogenannten Romantiker, welche einen verschiedenen Weg eingeschlagen haben, spuken die David'schen Prinzipien

immer noch, so wenig jene sich dies auch klar machen, oder sich gestehn mögen. Französische Schriftsteller behaupten, David, welcher bei seiner Abreise nach Italien ein Nachbeter Bouchers gewesen und denen, welche ihm die Superiorität der italienischen Schule gerühmt, mit verächtlicher Miene „Soyons Français!“ geantwortet, sei zuerst durch den Anblick der Fresken Correggio's zu Parma „ébranlé et converti“ geworden. Ich verstehe mich nicht genug auf die Anatomisirung der David'schen Bilder, um aus ihnen den Einfluß des Correggio zu deduziren: aber ich glaube, daß Niemand mir Unrecht geben wird, wenn ich annehme, daß Davids Franzosenthum mehr auf Italien gewirkt hat, als der Maler der Nacht und der Madonna di S. Girolamo auf die Productionen des auch in der Kaiserzeit republikanisch gesinnten Napoleonischen Hofmalers.

Es ist namentlich Filippo Agricola, bei dem diese Richtung noch in hohem Grade sich geltend macht, wenn auch vermischt mit älteren italienischen Elementen. Er ist ein so gewandter wie correkter Zeichner und weiß auch seine Werke gut zu componiren; seine Massen ermangeln nicht der Großartigkeit; seine Färbung ist zum Theil lobenswerth: dennoch lassen seine Bilder kalt, weil es den Köpfen, ungeachtet ihrer nicht selten schönen Bildung, an Ausdruck, an Seele fehlt, an lebenvoller Charakterisirung, an göttlichem Feuer. Es ist, als mangelte diesem Künstler, wie manchem andern unter den neueren Italienern, eine recht innerliche Selbstanschauung und damit auch das Vermögen, etwas Frisches und Individuelles zu schaffen. Es ist immer nur eine Wiederholung von schon Dagewesenem, eine Wiederholung, an der man oft nicht umhin

kann das Einzelne zu loben, wobei man aber zu keinem lebendigen Genusse kommt. Wo keine Begeisterung ist, kann keine geweckt werden. Es ist dies eine Erscheinung in der italienischen Kunst, die mit andern in der Literatur zusammenhängt. Wie man eine Unmasse Bilder entstehen sieht und sie schön findet, an denen nichts zu loben ist als eine eingelernte Regelfertigkeit der Form, eine nach den gewöhnlichen Grundsätzen abgemessene Gleichmäßigkeit der Gruppirung, eine das Auge gerade nicht beleidigende Farbenzusammenstellung: so vermochten und vermögen in der Literatur Werke Glück zu machen, als Muster gepriesen zu werden und Auflagen über Auflagen zu erleben, an denen man in letzter Instanz nichts findet, als die Schönheit der Schreibart. In keinem andern Lande, glaube ich, kommt dies in ähnlichem Maße vor, wie hier. Erklären läßt es sich durch das feine Gefühl für den Wohllaut und die daraus entspringende Sorge für die Reinheit der Sprache: wenn es aber auf die Spitze getrieben wird, so entsteht eine traurige Verwechselung von Zweck und Mitteln und das Untergehn in einem an sich nichtigen und doch für das Höchste gehaltenen Formwesen, welches für den Mangel an Gehalt keinen Ersatz geben kann. Ich verwahre mich sehr dagegen, als wäre ich im geringsten geneigt, der Vernachlässigung der Form, in welcher Kunst es auch sein möge, das Wort zu reden: ich bekenne selbst, daß der Ausdruck der Idee, mag er in Wort oder Bild sein, gerade in seinem formellen Bezuge mir mehr gilt, als Manche vielleicht gelten lassen mögen. Aber die Virtuosität mancher Italiener in dieser Hinsicht, mit ihrer Abnegation in jeglicher andern, erscheint mir als etwas durchaus Hohles

und Nichtiges, das, wie der Literatur, so der Kunst unendlich geschadet hat.

Lassen Sie uns zu Agricola zurückkehren. In seinem großen Altarbilde in der Paulskirche, Mariä Himmelfahrt, ist in der Apostelgruppe sehr viel Gutes, der obere Theil hingegen völlig verunglückt. Das Bild im Lateran, Christ in der Glorie zwischen den beiden Johannes, nach Art älterer Altarbilder, hat viel Lobenswerthes. Für den Großfürsten Thronfolger von Rußland copirte er, mit einigen Veränderungen, die Gestalt des siegreichen Heilands, und zwar auf Goldgrund, was zu dem Styl der Malerei weniger passen dürfte. In die Peterskirche wird ein kolossales Werk dieses Künstlers kommen, die Uebergabe der Schlüssel: es soll die Stelle eines Gemäldes des Francesco Vanni einnehmen, welches den Sturz des Simon Magus darstellt, dessen Copie man in Sta. Maria degli Angeli in den Diocletianischen Thermen sieht. Seit Camuccini's Krankheit ist Agricola Inspektor der römischen Kunstwerke und unter seiner Leitung sind die Raffaelischen Fresken im Zimmer des Heliodor im Vatican von dem Staub und Schmutz gereinigt worden, der sie bedeckte und z. B. den Attila ganz unkenntlich machte. Soviel man sehn kann, ist diese Arbeit, bei der man sich verständigerweise auf bloßes Wegnehmen der dicken Kruste, die sich angesetzt, beschränkt hat, wie in einem ähnlichen Falle zu Florenz mit den schönen Fresken des Andrea del Sarto im Vorhofe der Servitenkirche geschehn ist, mit Sorgfalt und Geschick ausgeführt worden. Dies erinnert mich daran, daß auch die Logen des dritten Stockwerks im Hofe von S. Damaso im Vaticanischen Palaste durch Glasfenster geschützt worden sind.

Der architektonische Effekt dieses schönen Gebäudes leidet zwar sehr bei diesen Glasfenstern, indeß ist es doch Schade, daß man das bei dem zweiten Geschosse, den Raffaelischen Loggien, von Joachim Mürat gegebene Beispiel nicht bei der untern Reihe befolgte. Jetzt sind freilich diese anmuthigen Composizionen des Giovanni da Udine sehr verdorben.

Unter den jüngern Malern hat Francesco Podesti aus Ancona vielleicht den meisten Ruf. Viel Originalität ist eigentlich nicht in ihm, wol aber eine glückliche Leichtigkeit in der Composizion, geschmackvolle Gruppirung und gute Zeichnung. Seine bekannteren Staffeleibilder, Tasso vor dem Hofe von Ferrara sein Gedicht lesend — ein unglücklicher, von guten und schlechten Malern unserer Zeit bis zur Ermüdung abgedroschener Gegenstand —, Raffael, die Madonna di Fuligno malend, Dante in Giotto's Werkstatt u. a. sind vielleicht am wenigsten zu loben und die Wahl dieser handlungslosen Sujets spricht kaum für den Künstler; im Palast und der Villa Torlonia hat er dagegen in mythologischen Darstellungen in Fresco mit nicht geringem Glück sich versucht. In einem kleinern Bilde, welches ein um Almosen bittendes Mädchen darstellt, das ein jüngeres Kind auf dem Schoose hält, liegt eine außerordentliche Wahrheit in dem rührenden Ausdruck der Köpfe: man hätte es diesem Maler, der bei allem Talent etwas Kokettes hat, kaum zugetraut, daß er etwas so Natürtiches, Einfaches, zum Herzen Redendes hervorbringen würde. Ein neueres Werk Podesti's, Salomons Urtheil, dürfte schwerlich sehr befriedigen, so viel Schönes auch darin sein mag. Es ist zu theatralisch: ein Fehler, in den die italienischen Maler so

leicht verfallen; zu appretirt und berechnet, und bringt deshalb, ungeachtet des Aufwands bedeutender Mittel, keinen unmittelbaren Eindruck, keine recht lebendige Wirkung hervor. Man muß sich erst in die erforderliche Stimmung zu versetzen suchen, statt daß diese durch das Gemälde alsbald erzeugt würde. Dies kommt, meines Bedünkens, großentheils daher, weil es kein rechter Ernst mit der Sache zu sein scheint, weil die zu sehr orientalisch-weichliche Fysiognomie des jungen Königs einen solchen Ernst selber nicht ausdrückt, weil von den Anwesenden eigentlich nur die Mutter, welche das Kind, über dessen Haupt das Schwert gezückt ist, zu retten sucht, während sie zugleich die Gnade des Herrschers anruft, mit dem Schicksal des unschuldigen Opfers beschäftigt ist, während die Uebrigen nur die Weisheit des Urtheilspruchs zu bewundern den Anschein haben. Sieht man von diesem Grundfehler ab und von der gespreizten Gestalt des Henkers als Hauptperson, so ist in Attitüden und Gruppirung sehr viel Gelungenes und es ist Harmonie in den Massen. In der Zeichnung erkennt man im Durchschnitt eine sichere und geübte Hand, wenn auch Einzelnes kaum für schön gelten kann. Gegen das Colorit läßt sich im Allgemeinen einwenden, daß es zu grell ist, daß auf die Zusammenstellung der Farben nicht genug Rücksicht genommen, daß die hellen Partien zu sehr überwiegen und das Bild dadurch ein zu buntes Aussehn bekommen hat. Die Ausführung ist sonst sorgfältig und tüchtig. Die Architektur ist rein-egyptisch, was einigermaßen auffallen dürfte.

Im Vorbeigehn nur nenne ich Coghetti, Capaldi, Consoni. Die beiden Letzteren zeigen eine

strengere Richtung. N. Consoni, aus Rieti gebürtig, ist einer der tüchtigsten Zeichner und hat namentlich Rafaels Werke mit Glück studirt. So zeichnete er u. A. für den sächsischen Kupferstecher L. Gruner, von dem ich später zu reden haben werde, die Musive der Chigi'schen Kapelle u. a., für Pietro Anderloni in Mailand, welcher mit Toschi um den Primat unter den italienischen Kupferstechern streitet, das Urtheil Salomons in den Vaticanischen Gemächern u. s. w. In seinen eignen Bildern, von welchen in neuerer Zeit der Wettstreit der Musen mit den Töchtern des Pierus Aufmerksamkeit erregte, gibt sich ein fleißiges Studium der Cinquecento in Composizion und Zeichnung kund, während am Ausdruck einzelner Köpfe und an dem ins Grünliche spielenden Colorit manches auszusetzen ist.

Diesen Italienern reihe ich Bruni an, der von Herkunft ein Italiener, wenn auch seinem Unterthanenverhältnisse nach ein Russe. Sein Bild „die eherne Schlange"*), nach mehrjähriger Arbeit im Frühling 1841 vollendet, nahm die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Es ist eines der kolossalsten Staffeleigemälde, die in unserer Zeit und wol überhaupt entstanden sind, und so groß es in seinen Dimensionen ist, so gewaltig ist auch der Gegenstand. Alle Stufen der Gemüthsbewegung, von

---

*) „— Und das Volk ward ungeduldig auf dem Wege. — — Da ließ der Ewige gegen das Volk los die giftigen Schlangen, die das Volk bissen, und es starb viel Volks von Israel. — — Und der Ewige sprach zu Mose: Mache dir eine Schlange und setze sie auf eine Stange, und es geschehe, wer gebissen wird, der sehe sie an; und er bleibe leben. Und Mose machte eine kupferne Schlange — —." [Mose, Numeri XXI, 4—9.]

der trostlosesten Verzweiflung bis zu dem freudigsten, festesten, beseligendsten Vertrauen auf Hülfe durch göttlichen Schutz, sind in dieser Composizion dargestellt: die starre Vernichtung, das dumpfe Verzagen am Heil, die entsetzliche Angst, der Schmerz über den Verlust des Theuersten, das convulsivische Greifen nach dem letzten Rettungsanker, die wiederbelebte Hoffnung — Alles spricht sich wahr und lebendig darin aus. Es mag wenige neuere Werke geben, welche die Empfindungen des Beschauers auf eine so mächtige Weise in Anspruch nehmen. Keine der vielen Gruppen, welche diese große Composizion bilden, ist ungehörig, keine wiederholt die andere: jede erzählt ihren Theil der tragischen Geschichte. Im Vordergrunde, gegen des Bildes Mitte zu, sind diese Gruppen mehr vereinzelt, jede für sich die Schicksale eines Individuums oder einer Familie darstellend; nach der rechten Seite (vom Beschauer) drängen sie sich zusammen in immer wachsender Fluth, und während das Einzelne sein volles Recht behält, scheinen die Wogen des von dem gräßlichen, vor unsern Augen fortwährend einstürmenden Verderben bedrängten Volkes anzuschwellen zu einer sturmgepeitschten See. Die grauenvolle Kunde spricht sich aus in den letzten wilden Zuckungen des am Boden sich windenden kräftigen Mannes; in dem schönen, halbtodt hingesunkenen jungen Weibe, dessen Haupt die besorgten Angehörigen noch hinzurichten streben nach dem heilverheißenden Erzbilde; in den erschreckten Alten, die zusammenkauernd kaum Kraft, Besonnenheit und Willensvermögen haben, von sich abzuwehren die auf sie zuschießenden gierigen giftigen Feinde; in den andern, die, Verzweiflung im Blick, um ihr Leben mit ihnen ringen;

in der Frau, welche mit dem Ausdruck und Schrei des Entsetzens an die Brust des Gatten flüchtet; in dem Manne, welcher mit wilder Hast die Felsen erklimmt, angstvoll sich umschauend nach dem Verfolger; in der Mutter, welche knieend ihr todtes Kind vor sich hingelegt hat, und noch nicht völlig aufgegeben zu haben scheint die Hoffnung auf Rückkehr des entflohenen Lebens; in den Frauen, die mit ihren Kleinen hülfeflehend sich drängen zu der Säule, die das Schlangenabbild trägt; in der blassen Gestalt, welche, eben dahin gewandt den matten, aber vertrauenden Blick und neues Leben einsaugend, von dem Manne emporgetragen wird, während ihre Gewänder im Winde flattern. Und der Gegensatz zu dieser Verstörung, diesem Taumel, diesen Szenen der Angst, des Kampfes, der Schmerzen, des Verzagens, des Todes: Moses mit Eleazar und den Leviten aus dem Hintergrunde nahend, langsam und feierlich, wie zum Opfer schreitend, allein unberührt von der Plage, die das Volk auf sich selber herabgerufen durch sein Murren, gewiß der Erfüllung dessen, was der Herr verheißen und was schon wohlthätig sich zu äußern beginnt. Dabei das nackte, zerrissene Felsthal der Wüste, welches die Szene bildet, nach hinten sich öffnend, am Gebirge entlang die Zeltreihen des israelitischen Lagers, mit der Rauchsäule, die den Weg zeiget durch die steinige Wildniß. Dies ist, in wenigen Worten, die Wirkung, die das Bild hervorbringt, dies die Empfindungen, die es erregt, die Stimmung, in die es versetzt. Man hat von vielen Seiten her die Frage aufgeworfen: ob diese Wirkung eine angenehme? Wenn der Künstler den Gegenstand, welchen er wählte, in allen seinen Beziehungen richtig

aufgefaßt und wahr wiedergegeben, wenn er dem Beschauer lebendig vor Auge und Seele geführt, was darzustellen er sich zum Ziele setzte, wenn er nach jeder Seite hin auch den künstlerischen Anforderungen dieses Gegenstandes Genüge geleistet hat: so können wir, dünkt mich, jene Frage unerörtert lassen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß, dem ästhetischen Sinne zu lieb, Einiges hätte gemildert werden dürfen: so möchte z. B. die Art und Weise, wie die todten Kinder dargestellt sind, peinlich berühren. Dies hängt indeß mit der ganzen Richtung Bruni's zusammen, welche eine entschieden naturalistische ist, mit allen Vorzügen und Mängeln, mit einer bis zur Verwegenheit gehenden Kühnheit. Die Zeichnung, großen Mustern nachgebildet, ist vortrefflich und wenn auch hie und da etwas an Modellakte erinnert, so erregt sie doch im Allgemeinen Bewunderung durch die Mannigfaltigkeit der oft sehr schwierigen Stellungen, durch Richtigkeit und Reichthum, während das Colorit, wenn auch nicht durchgängig gleich, doch in den Haupttheilen, von großer, selbst überraschender Wirkung ist. Von den Vortheilen, welche der charakteristische Typus der orientalischen Gesichtsbildungen und das, übrigens mit Freiheit behandelte Costüme dem Künstler boten, hat dieser dieser die geschickteste Anwendung zu machen gewußt. So wie das Bild im Ensemble sich darstellt, ist es ein höchst bedeutendes Werk, welches eine von der heiligen Schrift in so einfachen Umrissen gegebene Geschichte in ihrem ganzen Verlauf und ihren verschiedenen Episoden auf das lebendigste und vollständigste vorführt und die Theilnahme rechtfertigt, die ihm, wenn

auch mit mancherlei Verschiedenheiten der Ansichten, von allen Seiten geworden ist *).

Die Werke französischer Kunst in Rom sind an Zahl ungleich geringer. Ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß im Allgemeinen die Ausstellungen in der Académie de France auf dem Pincio wenig Bemerkenswerthes zu Tage bringen, wenig sogar, was, wenn gleich mangelhaft, dennoch ein hervorragendes Talent verriethe. Meist sind es Modellakte, Proben akademischer Zeichnung und eintönigen Colorits. Wenn man einige Jahre lang diese Ausstellungen in Augenschein genommen hat, welche nicht ahnen lassen, daß Frankreich jetzt so außerordentlich reich ist an den glänzendsten, vielseitigsten Talenten, reicher vielleicht als irgend eine andere Nazion: so kann man sich nicht mehr darüber wundern, daß so viele Stimmen in dem genannten Lande gegen das Fortbestehen dieser, nicht geringe Kosten veranlassenden Anstalt sich erklärt haben. Gegen die Wahl der Directoren läßt sich gewiß nichts sagen: die letzten waren Horace Vernet und Ingres, denen Schnetz folgte, ein ausgezeichneter Künstler, aber vielleicht das erste Beispiel, daß man einen Genremaler (denn dies ist Schnetz mehr denn Historienmaler) zum Vorsteher der Akademie gewählt. So wie diese Anstalt aber eingerichtet ist, hat der Director nur geringen Einfluß. Ingres entwickelte erst in der letzteren Zeit seines Hierseins größere Thätigkeit, während früher die Langsamkeit und Unentschlossenheit, mit der er arbeitete, mit der gesteigerten Productivität Vernet's sehr contrastirte. Das ausgeführteste seiner Bilder war

---

*) Das Bild befindet sich in St. Petersburg, im Besitz des Kaisers.

Antiochus und Stratonice, für den verstorbenen Herzog von Orleans. Es ist eine Miniatüre. In einem mit allem Glanze und aller Pracht des mit dem Occident vermälten Orients ausgestatteten Gemache befindet sich, gegen den Hintergrund zu, das Lager, auf welchem der Kranke liegt: der trauernde Vater hat sich über denselben hingeworfen, sein Gesicht verhüllend; der Arzt, der des Uebels Grund entdeckt, macht eine lebendige Bewegung gegen die Königin, welche eingetreten ist und im Vordergrunde steht, zagend und unschlüssig, ob sie zu dem Prinzen sich wenden soll. Die Hauptgruppe, so schön sie componirt, ist nicht frei von französischem Effectwesen; Stratonice ist unbelebt und hat etwas von einer colorirten Gypsfigur. Die Ausführung gehört zu dem Vollendetsten, was man sich denken kann. Für den Großfürsten Thronfolger von Rußland war eine Madonna (Halbfigur), das Altarsacrament anbetend, während mehr nach dem Hintergrunde zu die hh. Alexander und Nicolaus neben ihr stehn. Die Madonna hat ganz den Typus derjenigen, welche man in Ingres' berühmtem, durch Calamatta so vortrefflich gestochenen Gemälde: Le voeu de Louis XIII. sieht: ja sie ist im Grunde nur eine Wiederholung dieser letztern, die aus dem Studium Raffaels, dem Ingres mehr und mit größerm Erfolge als irgend ein anderer französischer Maler sich hingegeben hat, im gegenwärtigen Fall namentlich der Madonna del pesce, jener au candelabre u. s. w. hervorgegangen ist. Ihre Augen sind niedergeschlagen oder vielmehr auf den ganz im Vordergrunde des Bildes auf einer Art Tafel stehenden Kelch geheftet, die Hände gefaltet erhoben. Es sind die reinsten, schönsten Züge: die Stirn hoheitblickend, der Ausdruck ernst,

vielleicht zu stolz für die Situation, so daß man die Absicht des Künstlers nicht recht herausfindet. Die einzelnen Theile sind wunderschön modellirt, das Antlitz sowol wie die unübertrefflich gezeichneten Hände, wie denn aus dem Ganzen das feinste Formengefühl hervorleuchtet. Die beiden Heiligen sind, was der Hauptfigur zu gute kommt, im Halbdunkel gehalten und gewissermaßen als Beiwerk behandelt; das Colorit ist lebendig, dabei aber sehr harmonisch. Ein drittes Werk Ingres' war ein Porträt Cherubini's. In einen Mantel gehüllt sitzt er da, in sich versenkt, das Haupt auf die Hand gestützt. Neben ihm steht die Muse der Tonkunst, die Lyra haltend, gleichsam ihn weihend durch die über sein Haupt ausgestreckte Rechte. Der Kopf des greisen Künstlers ist ein Meisterwerk: der ernste Ausdruck, das Auge, welches die Schärfe des Blicks verloren, aber immer expressiv ist, die Attitüde — Alles ist vortrefflich. Dabei ist die Ausführung die sorgfältigste. Die Gestalt der Muse paßt nicht dazu und ist ein seltsamer Misgriff: auch sie ist Porträt, und der sonst interessante Kopf hat einen Charakter, der aufs grellste absticht gegen Alles, was man je gesehn bei Darstellungen eines Gegenstandes dieser Art. Die Attitüde würde großartig und edel sein, wäre sie freier von Suchen nach Effect. Das seltsamste ist das Colorit: es hat etwas von der Wirkung des bengalischen Feuers. Man vermißt in diesem Bilde den innern Zusammenhang einer vollkommenen Composizion.

Unter den Schöpfungen der jüngern Künstler machte ein nicht ganz vollendetes Werk von Papety aus Marseille großes Aufsehn. Es ist „Un rêve de bonheur“ betitelt — ein ziemlich materielles Glück, eine Personi-

fizirung Horazischer Begriffe von irdischer Seligkeit, ein in schwelgerischer Ruhe, in den Armen des Genusses, im Vergessen aller Sorgenlast zugebrachter Sommertag unter schattigen Bäumen am Strande des blauen Meeres. Man weiß nicht recht, welcher Epoche man die Darstellung zuweisen soll: es ist darin eine Vereinigung der antiken Welt mit der modernen, ein Hinübergreifen der einen in die Poesie, den Cultus, die Lebensweise der andern. Dies schadet der Klarheit des Gedankens, der Einheit der Conception, oder wenigstens der Abgeschlossenheit derselben. Auch sonst läßt sich wol Vieles ausstellen, was Charakterisirung, Zeichnung, Ausführung betrifft: wir begegnen manchem Grellen, nicht hinlänglich Beherrschten und Gemilderten. Man muß in diesem Werke kein Idealisiren suchen: es ist der keckste Naturalismus, aber mit einem Anhauch von antiker Schönheit. Die Zeichnung ist grandios wie die Conception, die Gruppirung hie und da zu gewaltsam, zum Theil aber voll imposanter Wirkung. Bei allen seinen Mängeln gibt sich in diesem Bilde doch ein bedeutendes Talent kund, das mit einer selten so lebendigen Unmittelbarkeit, mit übersprudelnder Kraft und großartiger Entschiedenheit vor uns hintritt *).

Die neuere französische Behandlungsweise des Religiösgeschichtlichen zeigt sich auffallend in der Predigt des h. Franziskus von Assisi, von einem talentvollen Dilettan-

*) Nach dem Urtheil französischer Kunstrichter (ich beziehe mich namentlich auf Delécluze, den Kunstberichterstatter des Journal des Débats) scheint die von dem Maler in Frankreich vorgenommene Vollendung und theilweise Modification des Bildes demselben nicht vortheilhaft gewesen zu sein.

ten, Eduard Odier, dem Schwager des durch seine kunstgeschichtlichen und andern Werke wie durch seine Reisen im Orient bekannten Grafen Léon de Laborde. Frühere Bilder, Carl der Kühne in der Kirche von Nesse, die Aufhebung der Belagerung von Rhodos unter dem Großmeister d'Aubusson (im Versailler Museum) u. a. hatten schon die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Vor der Klosterpforte predigt der Heilige vor einer Gruppe von Landleuten, denen ein Reisiger sich angeschlossen, während Brüder des Ordens Brod vertheilen. Es ist ein großes figurenreiches Bild, mit jener Bravour und dem Aplomb gemalt, die man der neuern französischen Schule nicht absprechen kann, in der Farbe kräftig und brillant. Die Gruppirung ist glücklich, und die Gestalten des Heiligen und der Klosterbrüder wie die der Zuhörer, meist Frauen und Personen jeden Alters, sind in ihrer Mannigfaltigkeit und den Nüancirungen im Ausdruck der Empfindung sehr gelungen. Daß der Künstler Nazionalcostüme der römischen Umgebungen darin angebracht hat, läßt sich gewiß nicht tadeln, denn diese Costüme schreiben sich ohne Zweifel aus dem Mittelalter her und geben dem Bilde locale Wahrheit und Individualität. Bei der Bestimmung aber des Gemäldes (es wird in der hiesigen Kirche S. Luigi de' Francesi einen Platz finden) dürfte diese Eigenthümlichkeit Vielen auffallen, da man bei einem Kirchenbilde diese Annäherung an das Genre nicht gewohnt ist, obgleich im 15. Jahrhunderte namentlich die florentinische Schule, Rosselli, Benozzo, Fra Filippo, Ghirlandajo u. M. ihre Composizionen aus der heil. Geschichte mit Porträtfiguren in die Trachten ihrer Zeit hüllten und später z. B. Domenichino das genreartige Element

mehr vielleicht vorwalten ließ, als streng genommen mit dem historischen Charakter sich vertragen dürfte. Nicht ohne Grund aber ist die Befürchtung, daß die Neigung der Franzosen zur historischen Genremalerei, wenn sie nicht innerhalb der ihr, wie es scheint, durch die Stoffe selbst gesteckten Grenzen sich hält, namentlich aber, wenn sie zu sehr übergreifen sollte in das religiöse Gebiet, ebensosehr der Geschichts- und religiösen Malerei schaden wird, wie sie ihr, mit weiser Mäßigung gepaart, mehr Leben und Individualität geben kann.

Weniges nur ist mir von spanischen Künstlern bekannt geworden. De Madrazo führte ein großes Bild aus, die Marien am Grabe des Heilands. In der Idee desselben ist etwas ungewöhnlich Schönes; in der Ausführung mangelt es an Vielem, und die schwache, zu sehr in hellen Tönen sich haltende und der Tiefe ermangelnde Färbung contrastirt mit der Gluth und Kraft des Colorits, die uns aus so vielen alten spanischen Bildern entgegenleuchten. Aber in den Gestalten liegt etwas höchst Edles, in denen der Engel sowol wie der Frauen, von denen die vorderste ausgezeichnet ist in Miene und Stellung. Ueberhaupt nimmt der reine, einfache Styl, dem man jetzt bei den Südeuropäern nicht zu oft begegnet, wie die Entfremdung von allem Gezierten und Theatralischen sehr zu Gunsten dieses Werkes ein. Aehnlichkeit in der Auffassung hat ein anderer Spanier, Espaltér, von dem eine an einem geöffneten Fenster sitzende weibliche Gestalt in mittelalterlicher Tracht („la Malinconía“ genannt, ursprünglich zur Darstellung einer Szene in Grossi's Roman: „Marco Visconti“ bestimmt) dasselbe Verschmähen der Effecthascherei und Geschick für das

Wiedergeben der in ihrer Aeußerung ruhigeren Seelenzustände an den Tag legt.

Auch von nordischen Malern habe ich nur eine geringe Zahl Werke gesehn. Doch gibt's manche tüchtige unter ihnen. Der Russe Schiamschine stellte ein ziemlich großes, figurenreiches Bild aus, Czaar Peter, welcher Gestrandete bei Lagta rettet. Die Composizion ist tüchtig, im Ensemble sowol wie in den einzelnen Gruppen. Eine Frau, die sich an seine Hand anklammert, mit Macht emporziehend, erreicht der Czaar die Spitze des Felsens, an welchem die Brandung emporschlägt. Retter und Gerettete schaaren sich um ihn, zum Theil noch im Emporklimmen begriffen, andere noch mit den Wellen kämpfend, die Färbung ist etwas kalt und grau. Eine Zeitlang verweilte in Rom der schwedische Oberst Södermark, der sich ganz der Kunst gewidmet hat. Größere Arbeiten von ihm sind mir nicht bekannt geworden, wol aber verschiedene ausgezeichnet schöne Porträtfiguren, die mit geschmackvoller Anordnung einen an die venezianische Schule erinnernden Reiz des Colorits vereinigen. Ein sprechendähnliches und lebenvolles Bildniß war das des (Anfang 1842 zu Paris verstorbenen) Consuls Beyle, der unter dem Namen Mr. de Stendhal viel über Italien geschrieben hat. Ich kann die Gelegenheit, über diesen in Rom sehr bekannten Mann etwas zu sagen, nicht unbenutzt vorübergehn lassen. Beyle war ein Mann von scharfem Verstande, großer Lebendigkeit, fast unbegrenztem Freimuth und, wenn ihm auch das Prädicat aimable von Vielen abgestritten wurde, jedenfalls ein anregender Gesellschafter. Die erwähnten Eigenschaften machen sich in seinen Büchern, in den Pro-

menades dans Rome, in Rome, Naples et Florence, in den Mémoires d'un Touriste u. s. w. auf eine oft glänzende Weise geltend: sie würden es mehr noch zu ihrem Vortheile thun, quälte er sich nicht so sehr, originell zu erscheinen. Die italienische Gesellschaft kannte er gründlich, mehr freilich aus frühern Jahren, da er im letzten Dezennium weniger daran theilnahm. Daher kommt es denn auch, daß man bei ihm wenig Spuren von dem sozialen Umschwunge findet, der sich allmälig bewerkstelligte. Uebrigens haben die Italiener sich keineswegs über ihn zu beklagen, denn er hat ihren Nazionalcharakter, ihre Neigungen, ihre geselligen Verhältnisse, ihren gegenwärtigen Zustand (abgesehn vom politischen) günstiger beurtheilt als die meisten Ausländer. Beyle liebte Italien, wenn überhaupt bei ihm von Liebe die Rede sein konnte. Sein langjähriger Aufenthalt im Lande hatte ihm überdies das Locale wie das Historische näher gerückt, freilich Alles nur fragmentarisch, wie denn überhaupt in seinem ganzen Wissen jene Oberflächlichkeit, welche man (ob mit Recht oder Unrecht, kommt hier nicht in Betracht) eine französische zu nennen pflegt, in vollem Maße sich aussprach. So sind denn seine Bücher, unter denen die Promenades dans Rome wol das unterhaltendste, nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Sie enthalten eine Menge geistreicher, witziger, wahrer Bemerkungen, eine Menge falscher, boshafter und verkehrter; viele Anekdoten, worunter eine gute Zahl Lügen, wenn auch der Verfasser einmal sagen zu müssen glaubt, seine Geschichten seien wahr oder er halte sie wenigstens dafür; viele Charakterskizzen, worunter nicht wenige unrichtig gezeichnete; viel historisches Detail mit unendlichen Fehlgriffen. Kurz, es ist ein sehr

leichtfertig und bisweilen gewissenlos hingeschriebenes Buch, aber doch amüsant, vielfach belehrend und mehr geeignet, in seinem Conversationston, seiner fragmentarischen Schreibart, dem Aufnehmen und Fallenlassen einer Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, dem Hineinziehen vieler Persönlichkeiten, ein anschauliches Bild römischer Verhältnisse in den spätern Jahren Pius' VII. und zur Zeit Leo's XII. zu geben, als irgend ein anderes. Beyle's Bildung war eine im activen Leben (er war lange bei der Napoleonischen Armee, namentlich als Militär-Intendant in den nordteutschen Provinzen) erworbene und äußerst lückenhafte: namentlich mit seinen historischen Kenntnissen stand es schwach, so viele Einzeldinge er auch wußte. Seine politische Gesinnung, die ihn in Italien ungern gesehen machte, war ein auf buonapartistisch-despotische Ideen gepfropfter subversiver Liberalismus. Ueber Kunst und Kunstgeschichte kommt in seinen Büchern viel vor, ja er hat Lebensbeschreibungen Haydn's, Mozart's, Metastasio's, Rossini's und eine Histoire de la peinture en Italie geschrieben. Er besaß aber nichts als ein oft treffendes, doch keineswegs gründlich durchgebildetes Dilettantenurtheil. Von der ältern mittelalterlichen Kunst hatte er wenig Begriffe und sie mag ihm tödtend-langweilig vorgekommen sein; das religiöse Element in der italienischen Malerei war für ihn total verloren. Einer seiner Freunde, ein ausgezeichneter Künstler, behauptete, Beyle stelle in seinem Innern den Domenichino über Raffael, wage indeß, ungeachtet seines sonstigen Freimuthes, nicht, es laut zu sagen. In der Sculptur war ihm, wie der Mehrzahl der Italiener, Canova der Zenith, und er bewunderte vielleicht den

Genius am Grabmal Rezzonico's und die beiden am Stuartsdenkmal mehr denn irgend ein Werk der alten Kunst. Der Graf Cicognara that es wahrscheinlich auch. Thorwaldsen war ihm in seiner Richtung wie persönlich unangenehm. Seinem architektonischen Geschmack zu folgen ist Keinem anzurathen. Seine literarischen Urtheile sind nicht selten wahr, oft pikant; aber es kommt auch wol vor, daß er im Ernste den Benvenuto Cellini mit Casanova de Seingalt vergleicht, oder Paolo Giovio mit de Potter. Auch mehre Romane hat er geschrieben, von denen ich nur Rouge et Noir kenne — in der Charakterschilderung von sehr mäßigem Talent, in der Intrigue schleppend und unwahrscheinlich, in der Ausführung hie und da brillant, aber ungleich und im Ganzen vernachlässigt, in der Gesinnung endlich so tief unmoralisch und widerwärtig, daß es die Lust benimmt, andere Romane desselben Autors zu lesen.

Ich kehre zur Kunst zurück und zwar zunächst zu den Engländern. Unter den hier lebenden Künstlern waren Severn und Lewis die berühmtesten: seit geraumer Zeit aber haben Beide uns verlassen. Von Jos. Severn sieht man in der Paulskirche ein großes Altarbild, welches er für den verstorbenen Cardinal Weld malte. Es stellt die Szene aus der Apokalypse, XII, 1—9, dar, das Gesicht des mit der Sonne bekleideten Weibes, das vor dem Drachen in die Wüste entflieht. Der Gegenstand ist seltsam gewählt und bleibt den Meisten unverständlich. Im Vordergrunde, links vom Beschauer, sitzt der Evangelist, beschattet von Felsenmassen, neben welchen der Drache sich windet; in den Lüften erscheint die Vision des in der Glorie schreitenden Weibes. Es ist einzelnes

Schöne in diesem Bilde, aber das Ganze macht keine Wirkung und, abgesehen von argen Zeichnungsfehlern, ist die Lichtvertheilung im Allgemeinen keineswegs glücklich zu nennen. Ueberdies scheint es, daß Severn, ein höchst talentvoller und geübter Künstler, wenn es um Genrebilder und historische Gemälde von mäßigem Umfange sich handelt, der Bewältigung der großen Massen eines solchen Kirchenbildes nicht gewachsen war. Es ist dies aber eine bei den neuern englischen Malern gewöhnliche Erscheinung. Sei es, daß ihre künstlerische Bildung nicht ernst und sorgfältig genug ist, sei es, daß die Vorliebe für eine andere Richtung die unleugbar großen Talente, welche vorhanden sind, entschieden anders gelenkt hat: die neueren Versuche im strengen historischen Styl sind an Zahl gering, ihrem Charakter nach nicht besonders erfreulich. So viel Wahrheit und Leben, so viel Bewegung und charakteristische Eigenthümlichkeit, so viel Humor und Anmuth in der Composizion und Reiz des Colorits der Engländer im höheren und historischen Genre entwickelt — ich erinnere nur an den trefflichen Wilkie — so monoton und frostig, so trocken und steif wird er meist in großen Bildern, die der eigentlichen Geschichts- wie religiösen Malerei angehören, oder aber er verfällt in caricaturmäßige Uebertreibungen, die aller Wahrheit und Natur widerstreiten. Selbst mit den künstlerischen Mitteln reicht er dann gewöhnlich nicht aus, und die Gebrechen der Zeichnung wie das Ungeschick in der Gruppirung verrathen den Mangel an Schule, über den auch ein bedeutendes Talent später schwer hinwegkommt*), während

---

*) Zahlreiche Beweise dieses Ungeschicks und dieser zum Theil so-

das Colorit, das uns an den kleinen Bildern gefiel, bei den großen unstät und fleckig und ohne Gesammthaltung, oder aber einförmig erscheint. Die Engländer werden noch viel durchzumachen und zu lernen haben, bis sie dahin gelangen, große Werke im ernsten, wahren historischen Styl auszuführen. Man merkt es bei ihnen nur zu sehr, daß es gleich an den Elementen der sichern und gewandten, besonders aber recht durchgebildeten Zeichnung gebricht. Darauf sollten sie mehr hinwirken, als sich z. B. mit den Fragen in Betreff der Freskomalerei beschäftigen, wie jetzt geschieht — ein Gegenstand, worüber sie in Broschüren viel Unnützes gesagt haben, während sie nebenbei im Fache der Kunstgeschichte immer und immer wieder die alten, hundertmal berichtigten Irrthümer und Anekdötchen aufwärmen, die man endlich einmal ruhen lassen sollte.

Unter den jetzt noch in Rom weilenden Engländern ist Penry Williams der ausgezeichnetste, und jenen Beiden in manchen Dingen gleichzustellen. Ein neueres Werk von ihm (für Lord Grosvenor) zeigt eine Familie von Landleuten aus dem Sabinergebirge, welche mit Angehörigen und Freunden nach einem Wallfahrtsorte ziehn, der Madonna für die Genesung einer kranken Tochter zu

---

gar komischen Fehler lieferten leider zu viele unter den Cartons, die bei der Preisbewerbung für die in den neuen Parlamentshäusern auszuführenden Wandgemälde in der Westminsterhalle im Sommer 1843 ausgestellt waren. Bei manchen dieser Arbeiten konnte man sich des Lachens nicht enthalten. Unter andern blamirte sich dabei mehr denn ein Professor der Royal Academy, und man wurde zu sehr gewahr, daß es eine andere Sache ist, Keepsake-Bilderchen zu zeichnen, als große ernste Compositionen für Fresken anzugeben.

danken. Im Vordergrunde links sieht man die Pforte des Klosters, dessen weitläufige Gebäude sich auf dem äußersten Rande einer steilen Felswand nach dem Hintergrunde hinziehen, das Motiv von dem Kloster Sta. Scolastica bei Subiaco entlehnt, welches in solcher Weise die enge und tiefe Schlucht beherrscht, durch die der Anio strömt. Mönche (Kapuziner) stehn an der Pforte, neben welcher das Madonnenbild sich befindet; die Genesene reitet auf einem Esel in der Mitte der erfreuten Ihrigen. Die Composizion ist sehr ansprechend, und es ist vieles an dem Werke zu loben, besonders in der Gruppe der Mönche und der sie zunächst Umstehenden, die sich durch ein vorzüglich warmes und harmonisches Colorit auszeichnet. Anderes in der Charakteristik der Köpfe wie in der Farbe ist minder zu rühmen. Die Skizzen dieses Malers, großentheils nach der Natur gemalt, enthalten einen Schatz von Motiven und Composizionen. Von großem Interesse sind die Figuren und Gruppen Buckners, meist Naturstudien, voll Grazie und mit feinem Farbensinn, bisweilen zu kokett und nicht sicher genug in der Zeichnung. Gute Bildnisse lieferten Latilla und W. Furse, Letzterer von dem schon bei einer andern Gelegenheit genannten Dr. Wiseman. Von ihm war auch ein Petrus Eremita, das Volk aufrufend zum Kreuzzuge, gelungen in Haltung und Farbe. Unter den Genremalern macht sich Strutt bemerklich, der auch Landschafter ist.

Die Zahl der teutschen Künstler, zu denen ich nun komme, ist die bedeutendste. Ich nenne unter ihnen zuerst Fr. Overbeck, denn keiner wird ihm wol den ersten Preis streitig machen wollen. Was in jüngster Zeit, seltsamerweise gerade von Teutschland her, über Overbeck's

Isolirung vorgebracht ist, dürfte schwerlich Jemand irre machen. Zum Glück ist nichts falscher als die Behauptung, dieser Mann stehe außerhalb seiner Zeit: wie mächtig, und zum Heil, er auf seine Zeit einwirkt, sehn wir in Teutschland nicht allein, wir sehn es in Frankreich, in Italien. Und der Einfluß in beiden letztern Ländern ist ein wohlthätiger, wenn auch hie und dort die Aeußerlichkeit für das Wesen, die Form für Seele gehalten wird, wenn auch bisweilen Misgeschaffenes und Verfehltes zum Vorschein kommt. Wie mächtig aber dieser Einfluß ist, zeigt die Heftigkeit, die schlechtverhehlte Angst, womit die alte Schule gegen ihn ankämpft, indem sie verjährte Vorurtheile als Axiome ihm entgegenzustellen sucht und um die Fahne der zu Ende des letzten Jahrhunderts geltenden Kunstkritik sich schaart, welche noch immer das bekannte Sonett des Agostino Carracci, das den Eklektizismus in seiner materiellsten Form predigt, als Canon ausschreit, wobei höchstens den Werken des Niccolò dell' Abate die des Appiani, Landi oder Camuccini substituirt werden — ein Tausch, bei welchem das 19. Säculum immer noch schlechter wegkommt, als das 16. — Das letzte größere Werk Overbecks ist der Carton der Pietà. Seine reinste Eigenthümlichkeit spricht sich in dieser Schöpfung aus: da finden wir seine Innigkeit, seine tiefe Religiosität, seine Einfachheit und Demuth, und jenes vollkommene Aufgehen des Künstlers in dem Gegenstande, welches nur bei einem Manne stattfinden kann, bei welchem eine so seltene Harmonie der geistigen Kräfte und der Gefühlsstimmung vorhanden und das ganze Leben und Sein von so wahrer und warmer Frömmigkeit durchdrungen ist. Beim Anschauen dieses Werkes wird man

sogleich an Perugino erinnert und namentlich an die wunderschöne Pietà für die Nonnen von Sta. Chiara von 1495, welche jetzt eine der Hauptzierden der Pittigalerie und wol das vortrefflichste Staffeleigemälde dieses Meisters ist. Aber man muß nicht glauben, daß dies Erinnertwerden von eigentlichen Reminiscenzen sich herschreibe. Overbeck ist so sehr eingedrungen in den Geist der umbrischen Schule, die in ihr herrschende Gefühlsrichtung ist so ganz die seine und spricht sich so entschieden aus, daß man, bei manchen Vorzügen der Ausführung, ein Werk jener Zeit und Schule vor sich zu sehn glaubt. Bei dieser großen Uebereinstimmung des Charakters muß es als eine freundliche Gewährung des Schicksals betrachtet werden, daß diesem Künstler — ein bei Ausländern so selten vorkommender Fall — Gelegenheit ward, an dem Orte, wo die Sonne aufging, deren Stralen Umbrien und den Erdkreis erleuchteten, im innersten Heiligthum dieser religiösen Welt, im Centrum, um welches die Jünger dieser Kunstschule sich gelagert, in der Engelkirche bei Assisi eins seiner schönsten Werke auszuführen, das wie durch ein Wunder des Himmels vom Untergange gerettet wurde *). Die Art und Weise der Darstellung in der Pietà, die für Lübeck, des Künstlers Heimat, bestimmt ist, kann ich hier nur mit zwei

---

*) Die Indulgenz des h. Franziscus, auf der vordern Wand der kleinen Kapelle der Portiuncula. S. Röm. Br. I, 176. Durch Koch's vortreffliche Steinzeichnung auch im Auslande bekannt. Bei dem großen Erdbeben vom J. 1832 stürzte ein Theil der Kirche ein, die wiederaufgebaut und am 8. Sept. 1840 eingeweiht ward. Die Kapelle blieb unversehrt.

Worten bezeichnen: der vom Kreuz abgenommene Leichnam des Heilandes ist auf den Boden niedergelegt, umgeben von seinen Getreuen, von der Mutter, den Marien nebst Martha, Johannes, Lazarus, Josef von Arimathäa. Im Hintergrund öffnet sich die Aussicht auf eine Landschaft mit ruhigen Linien. Kleinere Werke verdienen nicht minder Beachtung. Für eine Kapelle in der Villa Don Carlo Torlonia's zu Castelgandolfo zeichnete Overbeck die Apostel und Evangelisten, deren Ausführung als Wandgemälde einem tüchtigen Schüler von Cornelius, J. Seitz, anvertraut werden soll. Es sind würdevolle Gestalten in einfach-strengem Styl, im Charakter jener, welche Raffaels Schüler nach des Meisters Zeichnungen an den Pfeilern der alten Kirche bei den Tre Fontane malten. Täglich mehrt sich der Schatz der Handzeichnungen, durch welche der Ruhm dieses Künstlers am weitesten verbreitet worden ist. Eine der ansprechendsten und in sich vollendetsten unter ihnen ist die Parabel des Lazarus, in ihren verschiedenen Momenten (für Fräulein Eveline v. Waldenburg in Berlin). Viele sind nach Frankreich und England gegangen.

Von Overbeck gehe ich gleich zu einem Künstler ganz verschiedenen Charakters über, der in Rom als der erste in seiner Richtung dasteht. Es ist Riedel. Früher schon durch seine vortrefflichen Genrebilder rühmlich bekannt *), hat er sich neuerdings durch Werke, die theils auf der Stufe zwischen Genre und Historie stehn, theils der letztern ganz angehören, einen noch berühmtern Namen gemacht. Zu diesen Bildern gehören namentlich die

*) Röm. Br. I, 179.

Judith, Sakontala, Medea. Sehn wir auf das Colorit, die Zartheit der Ausführung, das auch ohne starke Gegensätze hervorgebrachte Relief, auf die vollendete Anmuth der Haltung und Bewegung, so ist es nicht möglich, etwas Schöneres zu ersinnen, als die reizende Darstellung des im vollen Sonnenlichte aus dem Waldesdunkel hervortretenden indischen Mädchens. Von dieser anmuthreichen Gestalt, die von nichts als einem Gewebe von Fasern des heiligen Walkalabaumes bekleidet, Lotosbänder am Arme, im Haare die hochrothen Blüten der Madhawiwinde trägt, scheint ein helles Licht auszuströmen, und es ist ein Effect hervorgezaubert, wie einen ähnlichen gesehn zu haben ich mich nicht erinnere. Keiner unter allen Malern, die mir bekannt, malt einen weiblichen Körper wie Riedel: bei ihm ist Leben und Athem und das Blut kreiset unter der durchsichtigen Haut. Wenn die Sakontala, diese Personifizirung der Poesie des fernen Ostens, durch den unendlichen Liebreiz, der über sie ausgegossen ist, Alles anzog und eine Bewunderung erregte, wie sie lange keinem Bilde, besonders einem, welches nur eine Halbfigur zeigt, zu Theil ward: so imponirte die Medea ebensosehr durch großartigen Ernst wie durch die Virtuosität der Behandlung. Die zauberkundige Königstochter von Kolchis ist dargestellt in dem Moment, wo sie, von Jasons Untreue unterrichtet, den Mord der Kinder beschließt. Es ließe sich fragen, ob die Auffassung an sich eine richtige, ob die, welche wir vor uns sehn, eine Medea ist, wie wir, der Mythe gemäß, sie uns denken. Wir sehn ein mächtiges Weib vor uns, von großartiger ernster Schönheit, von der die Jugendblüte gewichen ist, wenn sie jemals ihr eigen war, von kräf-

tigen, vollen Formen; in dem regelmäßig schönen Gesichte heftige, aber wehmüthige Trauer und sinnendes Nachdenken überwiegend, wenn auch um die Lippen ein unheildrohender Zug spielt; die Haltung ruhig, etwas zurückgelehnt der Kopf, verschränkt die den Mordstahl haltenden Hände. Denkt man sich so die Gattin und Mutter, deren Eifersucht, Schmerz und Wuth bis zu dem Grade des Wahnsinns gesteigert werden, daß sie sich vergreift am eignen Blute? Die gräßliche Handlung ist nahe und doch ist der Uebergang nicht recht ersichtlich; es fehlt die Brücke, die hinüberführt von diesem Moment des schmerzlichen Nachsinnens zu der wilden, sinnlosen Verzweiflung, der Selbstbewußtlosigkeit, in der allein die furchtbare That denkbar ist. Ob der Künstler endlich Recht daran gethan hat, seiner Medea diesen Charakter und diese Körperfülle zu geben, ließe sich gleichfalls fragen: ob dieselben nämlich passen zu einem so dämonischen, schuldbewußten, von ungebändigten Leidenschaften so zerrissenen Wesen? Blicken wir auf die Ausführung, so hat Riedels Kunst einen neuen Triumf gefeiert. In Rücksicht auf Farbe und Wirkung ist dies Werk unübertroffen, und es scheint kaum möglich, solche Kraft zu erlangen, ohne die Harmonie und ohne die Wahrheit zu verletzen. Zu der Form stimmt die Färbung des Nackten, stark gebräunt, wie in der Mitte stehend zwischen Europa und dem Osten, und dennoch vermöge der kunstvollen und eminent harmonischen Behandlung der Gewänder innerhalb der Grenzen des Natürlichen sich haltend. Der Mantel vom tiefsten, aber dabei leuchtenden gesättigten Roth gießt wie einen abendlichen Schimmer auf die düstre Gestalt aus, deren große dunkle Augen

unter der nicht hohen, aber dennoch mächtigen, von reichem rabenschwarzen Haar umschatteten Stirn hervorblicken. Am Saum des Abendhimmels ziehn sich die letzten Streifen des wie blutig verglimmenden Sonnenlichts. Die Judith Cristofano Allori's im Palast Pitti ist dasjenige Werk, an welches die Medea am meisten erinnert, sehn wir auf imposante Schönheit, oder auf Colorit und Behandlung *).

Andere Künstler wetteifern mit Riedel in der Meisterschaft der Farbengebung. Unter ihnen nenne ich den Wiener Amerling, der sich namentlich als Bildnißmaler durch lebensvollen Ausdruck, durch große Charakterwahrheit, durch treffliches Colorit endlich einen berühmten Namen gemacht hat. Größere Composizionen sind mir von ihm nicht bekannt. In einem seiner neuern Werke, einer Römerin, die einen schlummernden Säugling auf dem Schoose hält, ist die Kraft und Wärme der Farbe gleich bewundernswürdig, wie die treue Auffassung der nazionalen Eigenthümlichkeit. Als ausgezeichneter Colorist hat sich auch L. Brüls gezeigt, der, aus der Nähe von Aachen gebürtig, seit mehren Jahren gewöhnlich in Rom lebt, und weniger bekannt geworden ist, als er verdient. Eine Fahnenweihe der Kreuzfahrer, in der malerischen alten Kirche S. Miniato al monte bei Florenz, machte vor einiger Zeit Aufsehen; größeres noch zwei

---

*) Die Judith und Medea sind im Besitz des Königs von Württemberg, so auch eine Wiederholung der Sakontala, von der das Urbild dem Freiherrn v. Lotzbeck in München gehört. Beinahe alle Bilder Riedels finden sich in Wiederholungen, meist mit größeren oder geringeren Veränderungen.

neuere Bilder, die besonderes Lob verdienen. Das eine derselben ist die Schleiernehmung eines Mädchens aus vornehmem Geschlecht, mittelalterliche Costüme, die Kirche Or san Michele in Florenz der Schauplatz (für Lord Farnham in Irland). Eine Taufe im Baptisterium von S. Marco zu Venedig ist das andere. Von Seiten der Composizion und Gruppirung sind diese Bilder ausgezeichnet; das erstere ist reich, ohne Verwirrung bei sehr geschickter Benutzung des Raumes; das zweite einfacher, voll Würde und Wahrheit. Die Farbe vereinigt in hohem Grade Kraft und Anmuth: sie ist warm und leuchtend, harmonisch, ungeachtet des Vorkommens vieler glänzenden Stoffe und Kleidungen, wie dies bei der Schleiernehmung der Fall ist. Der Schauplatz ist bei allen diesen Werken sehr glücklich gewählt. Für die neuere Kunst in Belgien, wo Brüls seine Ausbildung erhalten hat, legen diese Bilder ein günstiges Zeugniß ab. Bei den Uebrigen muß ich mich auf kürzere Angaben beschränken. Unter den Genremalern sind namentlich zu bezeichnen: Lindau, dessen anmuthige Composizionen seit Jahren schon Szenen des italienischen Volkslebens auch im Auslande sehr bekannt gemacht haben; Pollak, von dem besonders ein Hirtenknabe in der Campagna sitzend, großes Glück gemacht hat und von E. Mandel in Berlin vortrefflich gestochen worden ist; Cretius, dessen beste Arbeit eine Prozession von Landleuten, die zu einem Madonnenbilde in der Umgebung Roms ziehn (bei Fräulein M. v. Waldenburg); Törmer, Hottenroth, R. Lehman u. A. Im historischen Fach Rahl, Seitz, Nadorp, Wittmer, Kaselowski u. M. Von einer ausgezeichneten Dilettantin, der

Gräfin Julie Egloffstein, sah man, neben einer Reihe interessanter Skizzen, ein größeres Bild: Hagar in der Wüste, welches nicht weniger durch die Wärme und Wahrheit des Gefühls anzog, das sich in Miene und Attitüde lebendig aussprach, als durch das vortreffliche Colorit. So viel mir bekannt, ist dies schöne Werk nach Petersburg in den Besitz des Großfürsten Thronfolgers gekommen.

Die Landschaft- und Architekturbilder mögen nun an die Reihe kommen. Hier begegnen wir meist Teutschen und Engländern, denn im Allgemeinen kommt die Landschaftmalerei noch nicht recht auf unter den Italienern. Es ist dies eine Bemerkung, die ich überall in Italien zu machen Gelegenheit gehabt habe, im Süden wie im Norden. Die Talente stehn sehr vereinzelt. In Mailand finden wir den March. Massimo d'Azeglio, Alessandro Manzoni's Schwiegersohn, von dem ich bei andrer Veranlassung ausführlicher zu reden Gelegenheit haben werde. Sein Fach ist das der historischen Landschaft mit reicher Staffage, sein vorzüglichstes Bild die Darstellung des bekannten Kampfes der italienischen und französischen Ritter bei Barletta. Tüchtige Architekturmaler gibt es in Oberitalien mehre. In Toscana ist mir nicht ein einziger ausgezeichneter Landschafter bekannt, in Neapel hat Giganti sich durch seine gut aufgefaßten und mit Leichtigkeit und Keckheit ausgeführten Ansichten dortiger Gegenden einen Namen gemacht. Indeß ist er zu sehr Vedutenmaler. Unter den Römern ist A. Castelli zu nennen, welcher mit großem Geschick für malerische Auffassung ein tüchtiges Detailstudium vereinigt und den Charakter römischer und neapolitanischer Gebirgs- und Wald-

gegenden mit großer Treue wiedergibt. Was noch hie und da etwas hart und schroff erscheint, wird sich mit der Zeit ausgleichen. Sehr gelungen war eine Ansicht des Castells von Terracina mit dem Meer und dem Vorgebirge der Circe im Hintergrunde, eben so gut in der Gesammtwirkung, wie in der kecken, aber sehr charakteristischen Behandlung der Vegetation und des Bauwerks. Seitdem entstanden zwei Compositionen, der Raub der Proserpina, und Dante's und Virgils Zusammentreffen mit den Centauren im 12. Gesang der Hölle. Es ist viel Fantasie in diesen Bildern, vielleicht etwas zu viel, und ein zu großes Ueberwiegen des Gewaltsamen. Vortreffliche Studien von Felsen- und Baumpartien, besonders aus dem Sabinergebirge, weisen diesen Künstler wesentlich auf die treue Nachahmung der Natur hin, für deren Individualitäten er einen lebendigern Sinn hat, als die meisten seiner Landsleute. A. Porcelli, ein anderer in Rom lebender Maler, von dem man eine Szene aus den Puritanern Walter Scott's sah, zeigt in der Auffassung Aehnlichkeit mit den Compositionen Castelli's. Noch sind C. Landesio aus Turin, A. Marinoni aus Bergamo u. A. zu nennen, die aber blos bei der in diesem Zweige herrschenden Armuth Beachtung finden können. A. Caffi aus Venedig, eigentlich Architekturmaler, hat in der Darstellung von Lichteffecten viel Glück, arbeitet aber zu flüchtig und selbst handwerksmäßig. Ein durch die seltsame Wirkung der Beleuchtung überraschendes Bild von ihm ist die Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842, bei den Lagunen Venedigs gesehn. Es ist mit Talent und Wahrheit aufgefaßt, so weit ein solcher Gegenstand sich überhaupt darstellen läßt.

Auch die Zahl der französischen Landschaftmaler ist nicht groß, aber der Werth einzelner Werke leistet Ersatz dafür. Obenan steht Mlle. Sarazin de Belmont. Das liebevolle Eindringen und Sichvertiefen in die Natur und ihre Geheimnisse kann kaum weiter gehn, als in ihren Bildern. Von der größten Schönheit war ein Blick auf Florenz und seine paradiesische Umgebung vom Hügel von S. Miniato aus: seltene Treue im Wiedergeben des Charakteristischen in der reizenden Landschaft und Lage der Stadt, vereint mit der anmuthigsten Gesammtwirkung. Man wähnte die laue Luft einzuathmen auf dem mit Weinreben und Oelbäumen bedeckten Hügel, von welchem Buonarroti in der gefahrvollen Zeit der Belagerung auf die geliebte Vaterstadt blickte; ragend erhoben sich aus dem Arnothale die Kuppeln und Thürme, weithin zog der Strom durch die vor ihm sich ausbreitende Ebne, in der Ferne verschwammen in goldnem Duft die Marmorberge der Lunigiana. Eine im Walde von Fontainebleau genommene Ansicht zeigte namentlich das sorgfältigste Studium der Eigenthümlichkeit dieser weiten Waldungen. Mit dem größten Fleiße war die Ansicht Roms vom Monte Mario gemalt. Die hübsche Gruppe im Vordergrunde war eine Erinnerung an Nicolas Poussin's berühmtes Gemälde: Les bergers d'Arcadie, wie die auf dem zuerstgenannten Bilde an Michel Angelo's Geschichte. Vorzüglich gelungen war das Duftige der Fernen, nebst den vortrefflichen Baumpartien: der Totaleffect geringer als bei jenem Werke, welches so ausgezeichnet, daß keine Ansicht von Florenz mich zu befriedigen vermocht hat, seit ich dasselbe gesehn. — Unter den übrigen französischen Landschaftern

kann Labouère mit den besten anderer Nazionen wetteifern. Seine Aquäducte in der Campagna an einem Sommernachmittage während der Ernte sind ein vortreffliches Bild, welches den glühenden Farbenton und das Verbrannte dieser baumlosen Ebne mit großer Treue wiedergibt, während die prächtige Linie der halbzertrümmerten Wasserleitung Alexanders Severus einen imposanten Mittelgrund bildet. Daß in der Campagna zur Sommerzeit selten so viel Leben sich findet, dürfte gegen dieses Bild mit einigem Rechte eingewendet werden: der Charakter dieser Gegend ist so sehr Stille und Einöde, daß man sie lieber ohne solche reiche Staffage sieht, die indeß hier vortrefflich gemalt ist. Flacheron hat gerade für diese Seite der italienischen Natur Talent, aber seine Arbeiten sind allmälig sehr monoton geworden und durch Vernachlässigung des Detailstudiums haben sie zu sehr die Individualität verloren, während die Färbung, die zum Theil in ihrer ernsten Haltung etwas Interessantes hatte, ins Trübe und Graue gefallen ist.

Der ausgezeichnetste unter den Engländern ist De Soulavy. Er vereint mit angenehmer Auffassung eine sehr gewandte Pinselführung. Eins seiner besten neuern Bilder ist eine Ansicht Roms, aus der Nähe der Milvischen Brücke genommen, rechts der Monte Mario, im Hintergrunde die Albanerhügel *) Von dieser Seite ist der Blick auf die Stadt einer der belohnendsten und ein solcher, der, ohne daß man der Wirklichkeit Gewalt anthut, zu einem Bilde sich abrundet, was nicht mit allen Ansichten der Fall ist, so schön sie auch meist sein mögen.

*) Beim Grafen Friedrich Egloffstein zu Berlin.

Es ist ein heiteres, glänzendes Bild, brillant in der Farbe und harmonisch in den Linien; nur der Vordergrund, so gut er componirt ist, fällt etwas aus dem Charakter, will man sich nicht etwa an dieser Stelle eine Villa denken, wo keine ist. Das Eigenthümliche der Campagna findet man mit Glück wiedergegeben in zwei nicht großen Bildern von Edw. Lear, Tor de' schiavi und das Grabmal der Cäcilia Metella. Namentlich aber hat dieser Künstler sich bekannt gemacht durch die von ihm herausgegebene Sammlung von Veduten aus Rom und den Umgebungen, welche in großem Format, trefflich lithografirt, in London erschienen sind. Sie sind keineswegs frei von Manier und Suchen nach Effect; auch könnten einzelne Punkte glücklicher gewählt sein. In vielen aber ist eine sehr gelungene Auffassung mit einer freien, talentvollen, charakteristischen Ausführung verbunden. Mit den überzierlichen, wenn auch zum Theil mit großer technischer Gewandtheit gearbeiteten Landschaften in den Annuals und vielen pittoresken Werken bilden diese Blätter einen scharfen Contrast. Je untreuer die meisten dieser Stahlstiche sind, wobei oft der Eine die flüchtige Skizze nach der Natur entwirft, der Zweite die eigentliche Zeichnung ausführt, der Stecher dann auch noch das Seinige hinzuthut, um die Natur zu corrigiren: um so willkommener ist es, daß gegenwärtig mehre der ersten Landschafter Englands, Roberts, Harding, Lewis, Stanfield u. A. es vorziehn, große Steinzeichnungen zu liefern, wobei natürlich ungleich mehr Wahrheit erzielt und eine richtigere Anschauung gegeben wird. Die hohe Stufe, auf der die Lithografie in England steht (namentlich die Arbeiten von Day und Haghe, welcher Letztere aus Tournay in Belgien

gebürtig ist), kommt dabei sehr zu Statten. Die Lear'schen Views of Rome reihen sich den genannten würdig an. — Noch sind unter den englischen Landschaftern Strutt, Cole, Cook u. A. zu nennen.

Unter den Russen machte der Marinemaler Aivasovski am meisten von sich reden und seine Seestücke zeugen wirklich von außergewöhnlichem Talent. Von vielen derselben nur ein Paar namhaft zu machen, zeigen zwei kleinere, Fahrzeuge en pleine mer*): das eine, ruhige, windstille, dunstige See bei dickem Siroccowetter; das andere, windbewegte Nacht bei halbbedecktem Himmel, der Mond hervorbrechend zwischen Wolken. Diese verschiedenen Momente sind mit großem Glück und vollkommener Wahrheit dargestellt: die Dichtigkeit der Luft, welche selbst nahe Fahrzeuge wie Fantome mit unsichern Umrissen erscheinen läßt, und das Blendende des Sonnenscheins im Wasser; das Rollen des Schiffes und das Zerrissensein von Wolken und Wellen nebst dem unstäten Widerspiegeln des Mondes. In einem größern Bilde der Strand bei Neapel mit dem Vesuv im Mondlicht; in einem andern der Quai von Sta. Lucia mit dem Pizzofalcone, bei hochstehender Sonne und ziemlich unruhigem Meer: jenes mit dem Reflex des Mondes in der glatten See und dem Dunst, der die Berge umzieht, dieses mit dem häuserhoch aufspritzenden Gischt und dem durchsichtig am Strande spielenden Wasser. Aivasovski ist noch ein junger Mann, der sehr Bedeutendes leisten kann, wenn er sich nicht von seiner, wie man sagt, ungewöhnlichen Leichtigkeit im Produziren verleiten läßt.

*) Beim Grafen Egloffstein.

Es währte nicht lange, so sah man in Rom alle Buden voll schlechter Nachahmungen seiner Bilder, mit allen möglichen Kunststücken mit Mond und Sonne und Wasser. Von den Brüdern Czernetzow sah man eine Reihe interessanter Ansichten aus den kaukasischen Provinzen, der Krim u. s. w., welche indeß mehr das Verdienst der Treue hatten, als jenes einer malerischen Auffassung.

Mit den teutschen Landschaftmalern mache ich den Schluß und nenne als den ausgezeichnetsten unter ihnen zuerst Aug. Elsasser aus Berlin. Er besitzt ein sehr glückliches Talent, bei dem die größte Feinheit in der Beobachtung der Natur mit einer zugleich zarten und poetischen wie großartig-effectreichen Darstellung sich vereinigt. Obgleich das eigentlich Landschaftliche sein Hauptfach ist, hat er doch auch in Architekturbildern Vorzügliches geleistet. So in einer innern Ansicht der Rogerskapelle zu Palermo. Die Gesammtwirkung ist überraschend, dabei das Detail mit einer liebevollen Sorgfalt behandelt, welche nicht weiter gehen kann. Die vielen figurenreichen Musive, die Sculpturen des Osterleuchters und der Säulenkapitäle, die durchbrochene Marmorarbeit an dem Geländer vor dem Presbyterium, der Fußboden, die von der Decke herabhangende Lampe, die Ornamente an der Decke selbst — Alles ist aufs fleißigste studirt und meisterhaft wiedergegeben. Dabei ist die Wirkung des Lichtes aufs glücklichste berechnet, im Totaleffect wie in den einzelnen Nüanzirungen, und der Weihrauchduft und Kerzendampf, der den hintern erhellten Theil der Kapelle füllt, täuschend nachgeahmt. Von ungleich größerer Wirkung noch ist eine Ansicht des Innern von S. Peter, die einzige mir bekannte, welche von dem Eindruck, den die kolossale Größe

dieses wunderbaren Gebäudes auf den Beschauer hervorbringt, eine Ahnung gibt. Es ist der Moment gewählt, wo der Papst im feierlichen Aufzuge, auf der Sedia gestatoria getragen, zum Pontificale herannaht: der Zug geht vorüber, zerstreute Gruppen von Pilgern und Betenden knieen, in hellem Lichtglanz stralt der Hochaltar, während die übrige Kirche in Halbdunkel gehüllt ist. Die Täuschung ist so geschickt, daß der Blick die halb entschwindenden Räume der Kuppel und des Schiffs zu durchdringen strebt. Eine kleinere Ansicht von S. Peter, bei voller Tagesbeleuchtung, und das Innere des Camposanto zu Pisa sind gleichfalls von vielem Verdienst. Bei alledem gebe ich den landschaftlichen Bildern den Vorzug. Wenige haben das Wesen der südlichen Natur so erfaßt wie Elsasser, und den Farbenglanz, die reiche Vegetation, den durchsichtig klaren Himmel, die reizenden Linien der Fernen mit so vieler Treue zugleich und so vieler Poesie wiederzugeben verstanden. Eine große Ansicht Palermo's, eine andere des Theaters von Taormina mit dem Aetna u. m. a. legen dafür Zeugniß ab. Interessant war ein Urwald in den Thälern bei Gerace in Calabrien. Die Vegetation außerordentlich üppig, Schlingpflanzen, welche die Stämme bekleiden und sich emporranken an den Aesten, der Boden mit vielfarbigem Moose und Tausenden von Pflanzen und Kräutern bedeckt, darunter gestürzte Stämme, verwitterndes Laub und Rinde, neues Leben aufkeimend aus dem Verwesenden. Das Einzelne sehr fleißig studirt und mit Meisterschaft durchgeführt; der Totaleffect geringer als bei andern, was wol dem Gegenstande zuzuschreiben. Etwas Fremdartiges aber ist in dem Bilde: man möchte

im ersten Moment eher an eine tropische Natur denken, als an eine europäische, selbst in diesen südlichen Climaten. Das beste Bild Elsassers, welches ich kenne, ist eine Ansicht der Trümmer Roms, von den Ruinen der Kaiserpaläste aus genommen. Die Sonne ist eben unter und die Schatten des Abends ziehn herauf: man steht auf der Höhe des Palatin, der Boden zerrissen, malerische Reste der Prachtbauten der Cäsaren hie und dort sich erhebend, geröthet noch von den letzten Stralen des Taggestirns. Zwischen ihnen wiegt eine Palme sich in der stillen Luft; einsame Carmelitermönche in ihrem langen weißen Gewande, auf der Brust das blau-rothe Kreuz, schicken sich zum Weggehn an. Im Hintergrunde fällt der Blick auf die seit Jahrhunderten verödete Gegend, auf den Cälius, die Riesenmassen der Antoninischen Thermen, die Kirchthürme von Sta. Balbina auf dem Aventin, während, in duftigen Purpur gehüllt, der Albanerberg die Aussicht schließt. Die Poesie dieses Bildes ist eine, Grund und Boden der Wirklichkeit entsprossene und innerlich wahre: es ist eine Ansicht nicht blos, die wir vor uns haben, es ist eine Stimmung, die wir mitempfinden. Das ist die Stille des nahenden Abends, das ist die sanfte Melancholie, in welche diese Stunde an solchem Orte uns versetzt. Man glaubt von den Klosterthürmen das Ave Maria-Geläute durch die Einsamkeit erschallen zu hören. Die Behandlung ist im Einklang mit dem Gegenstande: bei der sorgfältigen Ausführung des Einzelnen ist sie doch massenhaft und in ihrer Wirkung unendlich harmonisch. Auf den großen Reichthum an Skizzen, welche Elsasser besitzt, wie

auf seine vortrefflichen Federzeichnungen kann ich hier nur hindeuten *)

Die teutschen Landschafter haben aber überhaupt manches Vorzügliche gebracht. Eins der besten Bilder der Ausstellung im letzten Frühling (1843) war ein Eichenwald bei herannahendem Abend, von A. Bromeis aus Cassel. Die Bäume sind mit der größten Wahrheit und dem treuesten Studium des Details gemalt und der Gesammteindruck ist ein höchst erfreulicher. Man findet sich in einer ächten Waldeinsamkeit; gewaltige Baumgruppen auf der einen Seite, mit ihren hundertjährigen Stämmen, ihren mächtigen Aesten, ihren tiefen Schatten, vorne sumpfendes Wasser, aus dem Pflanzen hervorwachsen, von abgefallenem Laub und Holz, von Gras und Waldblumen umgeben, dahinter die Aussicht auf eine Ebene, wo aus einer fernen Hütte Rauch emporsteigt, während der Horizont noch geröthet ist von der untergesunkenen Sonne. In seiner ganzen Auffassung spricht dies Bild ein inniges Verständniß der Natur und eine ruhige sinnende Stimmung in vollendeter Weise aus. In den Süden versetzen uns die Arbeiten von C. Roß, aus Holstein, Ansichten aus Griechenland, wo der Künstler (ein jünge-

---

*) Von den neuern Bildern Elsassers gelangte eine Ansicht Taormina's an Thorwaldsen, eine andere, in manchen Dingen veränderte, die beinahe vollendet, ist für den Grafen Egloffstein bestimmt, der auch die Peterskirche, die Rogerkapelle und die Kaiserpaläste besitzt. Eine Ansicht von Palermo kam an die Gräfin Dohna-Dönhoffstädt zu Berlin, eine andere an Hrn. v. Suermond in den Niederlanden, eine kleinere Ansicht von Sanct Peter an Hrn. Seufferheld in Frankfurt, das Camposanto an Hrn. H. Baur in Hamburg u. s. w.

rer Bruder des ausgezeichneten Archäologen Prof. Roß zu Athen) lange verweilte. Besonderes Lob verdient ein Bild, welches die schöne Gruppe des Parnassus zeigt, mit ihren mächtigen Formen emporragend aus der waldigen Ebene, in der warmen, aber ruhigen Beleuchtung des Südens. Auf einem andern sieht man die anmuthige Küste von Trözene mit ihren Gebirgsstreifen, im Vordergrund Palmen mit einem jener malerischen Marmorbrunnen, wie der im Orient Reisende sie an vielen Orten mit doppelter Freude findet, und wie sie zur Zeit der türkischen Herrschaft in großer Zahl in Hellas wie im Peloponnes gebaut worden sind. In den näheren Umgebungen Constantinopels, wo man einer Menge solcher Brunnen begegnet, die gewöhnlich von alten Platanen beschattet sind, haben dann wol Kaffeewirthe ihre hölzernen Buden daneben aufgeschlagen, und mit untergeschlagenen Beinen sitzen Gruppen von Rauchenden um die Quelle herum. Auch in der römischen Campagna, die mit der Levante so viele Aehnlichkeit hat, findet man nicht wenige ähnliche Brunnen an den Straßen, und wie dort eine Stelle aus dem Koran in Marmor ausgehauen ihr Schmuck zu sein pflegt, so hier ein Papstwappen und eine die Zeit ihrer Erbauung bezeichnende Inschrift. — Der Schweizer Bühlman gibt namentlich die leuchtende Farbe des heitern Neapel mit Glück wieder; Krüger aus Berlin malte tüchtige Campagneansichten; der Schweizer J. N. Rauch ist namentlich in Thiergruppen ausgezeichnet, während seine landschaftlichen Partien etwas Convenzionelles haben; W. Ahlborn aus Berlin lieferte eine interessante Darstellung der durch den Sturm zerschmettert am Boden liegenden Tasso's Eiche. Von

Wittmer, den ich schon nannte, sah man die Ebne von Troja und die sogenannten süßen Gewässer auf dem asiatischen Ufer des Bosporus, nicht ferne von Constantinopel, treu und fleißig, und das letztere Bild mit reicher und sehr hübscher Staffage, aber in der Ausführung des Landschaftlichen etwas hart und trocken. Gelungene Ansichten italienischer und sizilischer Gegenden waren von J. Frey aus Basel. Unter F. Catels neueren Bildern befindet sich eine charakteristische Ansicht des Kraters des Vesuv, mit der Fernsicht auf Neapel, den Golf und die Inseln, so wie eine gelungene Vedute der Villa Mäcens zu Tivoli. Eine Aussicht von Camaldoli auf die Küste von Bajä und Misene und die reizenden Inseln ist eine der besten Arbeiten des Niederländers Teerlinck, den ich hier den Teutschen anreihe und von dem man auch einige sehr wackere Thierstücke sieht.

Ein Paar Architekturbilder und die Aquarelle habe ich für den Schluß aufgespart. Von erstern nenne ich zunächst zwei von A. Hallmann aus Hanover, der sich als Architekt besonders durch seine Pläne für den in Berlin zu errichtenden Dom, als Schriftsteller durch Bemerkungen über die Kunstverhältnisse der Gegenwart bekannt gemacht hat. Das eine ist die Abdankung des letzten Dogen von Venedig (L. Manin), das andere stellt die Riesentreppe des Dogenpalastes dar. Sie sind mit großer Virtuosität gemalt und haben in der kräftigen und entschiedenen Behandlung des Details nicht gewöhnlichen Effect und Relief. Besonders ist dies der Fall beim erstern derselben, wo der Hauptsaal des Dogenpalastes mit seinen reichen Vergoldungen, Malereien, Stuccaturen, mit dem Schnitzwerk der Decke vortrefflich wiedergegeben und

das einfallende Licht auf geschickte Weise zur Hebung der Gesammtwirkung benutzt ist. Von der Decke sieht man zu viel und sie wird dadurch zu schwer; einiges, was grell und scharf erscheint, hätte mit leichter Mühe gedämpft werden können. Die Staffage beider Bilder ist unglücklich: die des ersteren (wobei Copley's Tod des Grafen von Chatham in der Parlamentssitzung, dem Maler ein Vorbild hätte sein können) ist monoton und ungeschickt, abgesehn davon, daß die vielen Allongeperrücken, wie sie hier ohne Abwechselung hingestellt sind, einen komischen Eindruck hervorbringen, was doch gewiß nicht bezweckt ward; die Figuren des andern Bildes sind bunt und puppenartig. C. Werner ist als Architekturmaler besonders durch seine zahlreichen trefflichen Aquarelle längst mit Recht berühmt. Neuerdings hat er Bilder in Wasserfarben ausgeführt, von ungewöhnlicher Größe und von einer Kraft und Wirkung, die Oelgemälden nichts nachgeben. Eins derselben ist die Heimkehr des Andrea Contarini und seiner Kampfgenossen Pisani und Zeno, nach der bei Chioggia erfolgten Niederlage der Venedig bedrohenden Genuesen (Juni 1380); ein anderes der Saal der Botschafter im Dogenpalast mit der Gerichtsscene aus dem Kaufmann von Venedig: der Moment, wo Porzia den frohlockenden Shylock, der mit dem Messer auf Antonio zustürzen will, mit den Worten: „Tarry a little; there is something else“ zurückhält. Es ist nicht möglich, die Architektur mit mehr Gewandtheit und Geschick, mit größerer Kenntniß des Details und Effekts zu behandeln, als hier geschehn ist. Allem Einzelwerk ist sein Recht wiederfahren, wie die Totalwirkung groß ist. Durch Anbringung zahlreicher Bildnisse gewinnt die Staffage noch

an Interesse. Ansichten des Innern des Doms zu Siena mit der Kanzel des Niccolò Pisano, der mittelalterlichen Thüre an der Hauptkirche zu S. Quirico im Gebiet von Siena, Interieurs von Stuben mit reichem Hausgeräth im Rococogeschmack u. A. sind vortrefflich. Viele Aehnlichkeit mit Werner, aber eine noch breitere und massenhaftere Behandlung, zeigt der englische Aquarellmaler Cromek, von dem u. A. eine Ansicht des Chors und Hauptaltars in der Laterankirche bei untergehender Sonne höchst effectvoll ist. Wenige, die eine Zeitlang in Rom gewesen, werden sich der wunderbaren Wirkung nicht erinnern, welche das Innere dieser Kirche macht, wenn die rothen Vorhänge der Fenster der Tribüne halb geschlossen sind, die Hauptthüre geöffnet, und der ganze innere Raum wie in ein rosiges Lichtmeer getaucht erscheint.

Einer der tüchtigsten Maler in Wasserfarben ist der Schweizer S. Corrodi, von welchem ich eine Reihe von großen Ansichten aus Rom und den benachbarten Gebirgen kenne, die sich nicht minder durch glückliche Auffassung wie durch schönen Ton und fleißig durchgeführte Behandlung auszeichnen. Zwei andere Schweizer, Müller und Horner, die meist gemeinschaftlich arbeiten, sind nicht ohne Verdienst, aber die Individualisirung und scharfe Charakteristik, welche Veduten erst rechten Reiz gibt, wird zu oft in ihren Arbeiten vermißt. G. Busse aus Braunschweig weiß in seinen Landschaften den Bleistift und Pinsel auf geschickte Weise mit einander zu vereinigen, wenn auch dadurch, wie durch häufige Anwendung von Deckfarben, seine Blätter zu sehr den Charakter von Aquarellen verlieren. Viele Freunde haben seine radirten Ansichten, namentlich aus Rom und

der Umgegend, ihm erworben, in denen er, abgesehen von der malerischen Auffassung, große Gewandtheit in Handhabung der Nadel zeigt, und nur einzelne Härten und Seltsamkeiten, namentlich in den Vorgründen, zu vermeiden haben würde. Wie er aber in seinen Aquarellblättern zu sehr die verschiedenen Arten vermengt, so dürfte auch in seinen Radirungen der Grabstichel zu oft angewandt sein, wodurch sie ihre Eigenthümlichkeit einigermaßen einbüßen. Dies bemerkt man namentlich in seinen sonst schönen größern Blättern nach Koch'schen Bildern, deren eins Macbeth mit den Hexen darstellt, das andere Apoll unter den Hirten, beide mit Recht geschätzt und angenehme Erinnerungen an diese vortrefflichen Gemälde.

Vierzehnter Brief.

Neuere Kunst. Sculptur, Kupferstich, Stempelschneidekunst, Architektur und Archäologisches.

Wenn wir auf den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste in Rom blicken, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sculptur bei weitem am höchsten steht. Was die letzten Jahre hervorgebracht haben, kann nur dazu dienen, in dieser Ansicht zu bestärken. Da ich ein andermal schon die Schicksale der neuern Bildhauerkunst im Zusammenhang betrachtet und eine Charakteristik der ausgezeichnetsten, gegenwärtig in Rom lebenden Künstler gegeben habe *), so glaube ich, um Wiederholungen zu vermeiden, lediglich auf gedrängte Bemerkungen über die bessern der neuerdings entstandenen Werke mich beschränken zu dürfen.

Ich beginne mit Tenerani. Keiner unter den lebenden Meistern ist mir lieber als er, wo es auf den Ausdruck der ruhigern Seelenstimmung, auf die schöne Ver-

*) Röm. Br. II. 260 ff.

wirklichung eines edeln Gedankens, auf eine feine und stylgemäße Ausführung der Form ankommt. Für eine der Kapellen der Paulskirche machte er das Modell einer Statue des h. Benedict: der Marmor ist noch nicht vollendet, jetzt nimmt ein Gypsabguß dessen Stelle ein. In seinem Werke sehn wir in Wahrheit den frommen und starken Gründer des abendländischen Klosterlebens vor uns: es ist der Mann, von welchem der Dichter *) sagt:

— „In ausgehöhlten Felsen
Wohntest du, weiser Siedler,
Dem Gott dich weihend,
Dem dein Herz und deine Seele brannte.
Große Entzückungen
Wandelten dir vom Ufer herüber,
Wenn der donnernde Strom
Dir unten sein Kirchenlied sang.
In nächtlichen Schauern
Und Sturmessausen
Sprach der Ewige zu dir."

Der Heilige ist sitzend dargestellt, nach vollendetem Werke, wie in der betrachtenden Ruhe des Abends. Sein langer Bart fällt herunter auf das in einfache, breite Falten gelegte Gewand. Der schöne würdevolle Kopf und die Haltung machen den vollkommenen Eindruck des innern Friedens, und die Statue erinnert, wenngleich mit verschiedener Charakteristik der Persönlichkeit, an den heil. Bruno von Houdon in Sta. Maria degli Angeli. Eine noch bei weitem größere, ja mächtig poetische Wirkung macht sein Engel des Gerichts, für das Grabmal der

*) L. Tieck.

Duchessa Lante (geb. Colonna von Paliano) bestimmt, welches in einer Kapelle der Kirche Sta. Maria sopra Minerva aufgestellt werden soll. Der Bote des Weltgerichts ist in sitzender Stellung, etwas nach vorne gebeugt und harrend des nahenden Momentes. Die Hand hält die Posaune, ist aber noch nicht emporgehoben, sondern ruht in dem Schoose; Haupt und Blick sind wenig nach oben gewandt. Das Antlitz ist voll großartiger Schönheit: Ruhe und Wehmuth zugleich sind ausgegossen über die Majestät dieser Züge; die Formen sind edel und gewaltig, ohne darüber die Anmuth zu verlieren: es ist der junonische Typus übertragen auf die christliche Welt und Anschauungsweise. In langen Locken wallt das Haar um die hoheitblickende Stirne und fällt herab über Nacken und Schultern. Der Faltenwurf des Gewandes paßt zu dem einfach großen Styl der Figur. Es gibt keine edlere Gestalt, keine wahrere und in sich vollendetere Darstellung des Gegenstandes; Tenerani hat kein schöneres Werk geschaffen. Die erhabene Poesie des alten Bundes wie die des Christenthums ist hier verkörpert.

Manche andere Werke sind theils neu entstanden, theils in Marmor ausgeführt worden. Die Kreuzabnahme, für die Kapelle Torlonia im Lateran, ist fast vollendet. Für die Villa Torlonia ist, außer dem Vulcan, noch eine Vesta bestimmt. Für Messina eine kolossale Statue des Königs Ferdinand II., für Columbien eine Statue Bolivars, welche beide in München in Erz gegossen werden sollen. Kleinere Arbeiten, darunter eine sehr ähnliche Büste des Herzogs von Bordeaux, kann ich nur im Vorbeigehn erwähnen.

Wenn Tadolini's Talent seinem Fleiße gleichkäme,

so dürfte man der Kunst dazu ganz besonders Glück wünschen. So wenig es ihm aber an Talent fehlt, so schleicht sich doch leicht etwas Handwerksmäßiges bei ihm ein, welches eine unerfreuliche Wirkung macht. Namentlich ist dies der Fall bei dem figurenreichen Monument der indischen Fürstin, der Begum Sombre, von deren Reichthümern und Leichenfeier in Rom vor wenigen Jahren so viel Aufhebens in den Zeitungen gemacht wurde. Es ist ein ziemlich unbedeutendes Werk, an welchem die Statue der alten Dame eine beinahe komische Wirkung macht. Nicht ohne Verdienst ist ein Cyparissus für den Fürsten Borghese; eine der besten Arbeiten aber eine Statue des h. Franz von Salas, für die Peterskirche, voll Würde und ruhiger Haltung. Schade, daß sie, nachdem alle Nischen der untern Reihe durch meistentheils sehr schlechte Bildsäulen eingenommen sind, gleich Tenerani's h. Alfons von Liguori so hoch zu stehen kommt, daß sie der genauern Beurtheilung so zu sagen entrückt ist. Bienaimé vollendete, neben manchen andern Werken, einen Telemach im Begriffe sich zu bewaffnen, wie Homer ihn schildert. Es ist eine seiner besten Productionen; die Attitüde ist so natürlich wie graziös: man sieht den jungen Helden, wie er sich das Schwert umhängt und den Arm dabei erhoben hat. Rinaldi hat, außer andern Arbeiten, eine ansprechende Statue der Rahel geliefert, der Piemontese A. Bisetti tüchtige Büsten, der Modenese G. Obici einen verwundeten Krieger, eine von Talent und Fleiß zeugende Bildsäule. Kleinere Arbeiten, Reliefs, Büsten u. s. w. sind, wie Sie leicht denken können, in Masse entstanden.

Die neue Statue Huskissons (für das Zollhaus zu

Liverpool) von John Gibson ist im Marmor vollendet worden. Nun sie mit der größten Liebe und Sorgfalt ausgeführt dasteht, ist der Fortschritt, der zwischen ihr und der frühern, auf dem Friedhofe genannter Stadt aufgestellten, stattgefunden, unverkennbar, so tüchtig auch das erstere Werk war. Dieser Fortschritt gibt sich nicht blos in der Form kund, sondern auch in der ernstern Auffassung wie in der größern Würde. Unter den Porträtstatuen, die in Großbritannien öffentlich aufgestellt sind und deren Zahl nicht gering ist, wird sie jedenfalls in der ersten Reihe Platz finden. Daß diese Monumente, an denen das Land so reich ist, sei es, daß wir auf die vielen in Kirchen (namentlich in Westminster und St. Paul) vorhandenen blicken, oder die auf Plätzen befindlichen berücksichtigen, im Durchschnitt so unbedeutend sind, ist sehr zu beklagen. Mit Ausnahme einiger, die von Flaxman's, Chantrey's, Westmacott's Hand herrühren, ist die Gesammtheit größtentheils mittelmäßig und selbst unter der Mittelmäßigkeit. Und auch die Genannten haben den monumentalen Charakter keineswegs immer genug berücksichtigt und haben zum Theil Werke geliefert, welche, so wenig man ihnen das Verdienst einer lebendigen Individualisirung oder Kunstwerth absprechen kann, dennoch für den Ort, wo sie aufgestellt sind, sehr wenig passen. Zu Gibson zurückzukehren, der gegenwärtig unter den englischen Bildhauern den ersten Rang einnimmt, so ist von ihm die für Lord Grosvenor bestimmte Gruppe eines Jägers zu nennen, der, vorgebeugt, im Begriffe steht, seinen Hund auf die Beute losschießen zu lassen. Sie wird jetzt vollendet und die kräftige Schönheit des männlichen Körpers im überwiegend materiellen Charakter, wobei aber

Gewandtheit und lebendige Bewegung noch den Sieg über diese materielle Kraft davontragen, stellt sich in ihr in hoher Vollendung dar. Das anmuthige Element waltet dagegen vor in einer Aurora: sie ist gedacht im Moment, wo sie aus den Meereswellen tritt, dem Lande den neuen Tag zu verkünden. Der leichthinschwebende Gang, die etwas nach vorne geneigte Haltung, die Gewandung, die jugendlich schönen und reinen Züge vereinen sich, diese Statue, welcher indeß größere Feinheit der Form zu wünschen wäre, zu einer sehr ansprechenden zu machen. Unter Gibsons Büsten sind einige vortreffliche: der Idealkopf einer Helena verwirklicht die Begriffe der höchsten, aber noch der Erde gehörenden Schönheit; voll Charakter und Leben ist der Kopf einer jungen Griechin in ihrem Nazionalcostüm, während die Porträtbüste eines Mädchens aus Capua in Form und Wesen etwas so Antikes hat, daß man sich schwer überredet, daß man ein wirkliches Bildniß vor sich sieht.

Auch Wyatt und Macdonald sind fleißig. Ersterer aber wiederholt sich zu sehr, und so anmuthig auch seine Werke sind (unter denen Ino mit dem kleinen Bacchus ganz allerliebst und voll Natur und Naivetät), so kehren doch dieselben Motive zu oft zurück. Für den Prinzen Albert von Coburg arbeitete er eine Penelope, graziös wie Alles, was aus seinen Händen hervorgeht, aber ohne recht lebenvolle Individualisirung. Von Macdonald ist eine an den Felsen gekettete Andromeda, so wie Odysseus mit seinem Hunde, letzteres eines seiner bessern Werke. Meist ist dieser Künstler jedoch mit Porträtbüsten beschäftigt und hat viel Glück im Treffen, wenn auch seine Büsten keineswegs immer interessante Kunst-

werke sind. Zum Theil sind es freilich ebensowenig interessante Süjets. Eine Statue des Orfeus, im Moment, wo er, Eurydicen suchend, in die Tiefen der Unterwelt hinabeilt, von einem Amerikaner, Crawfurd aus Neuyork, hat namentlich das Verdienst einer großen und naturgemäßen Leichtigkeit in der Bewegung. Der Sänger ist in Hast, seine Rechte überschattet das Auge, gleichsam als wollte er dessen Sehkraft concentriren, um das Dunkel zu durchdringen; er hält die Leier und sein Gewand löst sich fliegend von der Schulter ab. Die Erwartungen, welche er durch diese Statue erregte, hat er durch eine Gruppe der Hebe mit Ganymed vollkommen gerechtfertigt. Die Hauptfigur ist von einer zarten Anmuth und im Charakter der ersten Psyche Tenerani's. Ein kleines Modell zu einer Reiterstatue Washingtons, auf hohem Postament, mit vier allegorischen weiblichen Figuren an den Ecken, zeigt eine sehr glückliche Anlage. Bei der Erwähnung dieses Modells kann ich nicht umhin, der sitzenden Statue des großen Mannes zu gedenken, welche, ein Werk Horatio Greenoughs, jetzt im Innern des Capitols in der nach ihm benannten Stadt aufgestellt ist. Sie ist nicht ohne Mängel, aber sie zeigt eine großartig würdevolle Auffassung, und der Kopf ist ganz vortrefflich. Neben Crawfurd und Greenough, welcher Letztere lange in Italien war, wohin er zurückzukehren denkt, und welcher mit seinen Künstlergaben den Anstand eines Gentleman in hohem Maße vereinigt, ist noch ihr Landsmann Hiram Power zu nennen, ein vorwiegend naives Talent, voll charakteristischer Naturwahrheit. Seine höchst ausgezeichneten Porträtbüsten erinnern in ihrer scharfen

Individualisirung an Mino da Fiesole. Er lebt in Florenz, wo auch Greenough lange verweilte.

Unter den Niederländern machte sich seit Kessels namentlich Vanderveen bekannt. Seine Eva (beim Grafen Egloffstein) ist ein so eigenthümliches wie schönes Werk. Es ist der erste Moment der Versuchung: Eva, von den großartig-schönsten Formen, sitzt am Boden und wendet sich halb erschrocken ab, im Begriff sich zu erheben. Das Motiv ist originell, die Ausführung zeigt eine ungewöhnliche Durchbildung der Form. Sonst hat dieser Künstler namentlich in christlichen Süjets sich versucht.

Wenige Werke haben so viel Glück gemacht wie die Gruppe Hagars und Ismaels, von dem Schweizer Imhof. Die rührende Geschichte der Magd des Patriarchen hat von jeher der Kunst willkommenen Stoff geboten. Ihre Ausweisung ist vom Guercino in einem Bilde dargestellt worden, welches den Schmerz einer wenn nicht erhabenen, doch innig fühlenden Natur mit selten erreichter Wahrheit vorführt. Die in der Wüste Irrende haben neuerdings Overbeck und die Gräfin Egloffstein (s. oben) in verschiedener Auffassung, aber Beide mit Glück dargestellt. Imhof wählte den Moment, wie nach der langen Wanderung der Knabe kraftlos niedersinkt und nach Labung lechzt, während die unglückliche Mutter rathlos dasteht, ihr Kind verschmachten sieht, nicht einen Tropfen mehr in dem Kruge findet, nicht weiß, woher Hülfe kommen soll. Die Auffassung ist äußerst glücklich und für die plastische Darstellung in hohem Grade geeignet. Es ist noch nicht der Ausbruch der Verzweiflung in Hagar: die entsetzliche Wirklichkeit wird ihr erst allmälig klar und

sie beginnt den vollen Umfang des Unglücks zu ermessen; noch sinnt sie, wenn auch halbbetäubt; noch hält sie Rettung, noch einen Ausweg für nicht ganz abgeschnitten. Sie steht neben dem Knaben, dessen Haupt zurücksinkt, während er noch einmal sich aufzurichten versucht; ihre Rechte legt sie an den Kopf, die Linke hält das leere Wassergefäß; eben hält sie ein mit dem Gehen. Es ist eine schlanke Gestalt, voll Leben und Bewegung; das meisterhaft behandelte Gewand läßt die Körperformen, so viel als dem Gegenstande anpassend, hervortreten; der Kopf ist voll Ausdruck und Gefühl, abgesehen von dem Adel der Bildung. Eine schönere Gewandfigur ist wol seit lange nicht gesehn worden. Daß aber auch in der Darstellung des Nackten der Künstler viel Geschick hat, zeigt die Gestalt Ismaels. Die Großfürstin Herzogin von Leuchtenberg wird dies treffliche Werk erhalten. Ein anderes Süjet aus der biblischen Geschichte ist kurz vorher von Imhof behandelt worden, Rebecca, welche vom Brunnen heimkehrt, mit dem Armband, welches der Bote Abrahams ihr übergeben hat: ein Werk von vielem Verdienst und vorzüglicher Ausführung, aber mit einem Ausdruck der Naivetät, der ans Gezierte streift.

Eine große Thätigkeit hat E. Wolff entwickelt. Sein größtes neueres Werk ist eine Statue des Prometheus, welcher das Feuer vom Himmel geraubt hat und in seinem Rohrstocke verbirgt. Er schreitet vorwärts, den Kopf kühn und stolz zurückgeworfen und den Blick aufwärts gerichtet; die Linke hält den Stab, die Rechte ist halb erhoben. Das Gewand fällt in breiten Falten herunter, so jedoch, daß der größte Theil der Figur nackt erscheint. In der ganzen Attitüde ist etwas Trotzendes,

eigner Kraft sich Bewußtes; der Kopf ist ausdrucksvoll, entfernt sich aber vielleicht etwas zu sehr von dem Typus antiker Schönheit. Eine der anmuthigsten Schöpfungen Wolffs ist eine Nereide, welche, halb aufgerichtet, den obern Theil des Körpers entblößt, auf die Linke sich stützend, mit dem Dreizack nach den im Wasser spielenden Fischen sticht. Sie kam an den Grafen Wilh. v. Redern in Berlin, eine Wiederholung an die Großfürstin Herzogin von Leuchtenberg. Sehr gelungen ist die Porträtstatue des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, stehend, in altgriechischer Rüstung. Früher schon, bei des Prinzen Anwesenheit in Rom, modellirte dieser Künstler dessen recht ähnliche Büste, die er oft wiederholen mußte. Unter seinen übrigen Büsten ist jene des Cardinals Angelo Mai von großer Aehnlichkeit und charakteristisch in der Auffassung. Die Form ist in Wolffs Werken immer fleißig studirt und die Ausführung in Marmor sehr sorgfältig. Fr. Woltreck aus Dessau hat sich namentlich durch seine vielen, zum Theil sehr gelungenen und interessanten Reliefporträts einen Namen gemacht. Zu seinen neuern Arbeiten in ganzen Figuren gehört eine anmuthige Gruppe, Amor und Psyche, so wie die halbkolossale Statue einer Quellnymfe, sitzend, ein Wasserbecken auf dem Schoose haltend. Die Haltung ist leicht und graziös, während die Ausführung von innigem Verständniß der Form zeugt. Beide Arbeiten sind für den König von Preußen bestimmt. Die kolossale Büste des Malers Cornelius erinnert im Guten wie in den Mängeln an ähnliche Versuche des Franzosen David, ohne doch gar so übertrieben zu sein, wie letztere in der Schädelbildung.

Die Zahl der jüngern teutschen Bildhauer ist nicht

gering und es ist erfreulich zu sehn, wie bei ihnen die Sculptur innerhalb lobenswerther Kreise sich bewegt. Da der Kreis dieser Kunst aber im Ganzen weit enger gezogen ist als jener der Malerei, so ist es kaum zu vermeiden, daß bisweilen Wiederholungen desselben Motivs vorkommen, wie denn in der Behandlung mythologischer Gegenstände im Allgemeinen eine gewisse Einförmigkeit sich einzuschleichen droht, von welcher die Künstler der Rococozeit durch das Herabziehn der Mythologie in die Sfäre und die Costüme des Lebens der Zeit sich frei zu halten suchten. Man hat deßhalb mehr denn früher das Genreartige, so wie zum Theil wieder das Biblische und Christliche hervorgesucht: die Sculptur ist darin Hand in Hand mit der Malerei gegangen. Namentlich ist dies bei den Teutschen der Fall. Ein thätiger und talentvoller Künstler ist E. Steinhäuser aus Bremen. Die kleine Statue eines Mädchens, welches lauschend eine Muschel ans Ohr hält (jetzt im Besitz des Königs von Preußen), gefiel durch den ungekünstelten Ausdruck naiven Gefühls, wie durch eine höchst zarte Ausführung. Die Gruppe Hero und Leander ist besonders hinsichtlich der Harmonie in der Zusammenstellung der beiden Gestalten zu loben; eine Bildsäule der Judith vereinigt glücklich die leidenschaftliche Bewegung und die begeisterte Hoheit, die in der Wiedergebung dieses schwierigen Süjets verschmolzen sein sollen. Zwei andere Statuen, Fischerknaben, vorgebeugt und auf das Ergebniß des Fanges schauend, zeigen ebensosehr ein schönes Gefühl für Form wie Mannigfaltigkeit in der Auffassung, wenn auch einer von ihnen etwas zu sehr an die Darstellungen des Narcissus erinnern sollte. Von verschiedenem Charakter ist der angelnde

Knabe von Kümmel aus Hanover (beim Grafen von Redern zu Berlin), dessen Ballschläger so großen und verdienten Beifall fand. Er steht angelehnt, eine schöne, ruhige Knabengestalt, und wartet auf die Beute. Einige vorzüglich gelungene Statuen sind von J. Troschel aus Berlin. Eine derselben stellt ein schlafendes Mädchen dar, dem die Spindel entfallen ist; die andere ein junges Mädchen, welches sich entkleidet, um ins Bad zu steigen. Wenn an dem ersten Werke (welches dem Freiherrn v. Lotzbeck in München gehört) besonders die sehr verständige und kunstgemäße Anordnung gefällt, die Ruhe des tiefen Schlummers, die sich in der Lage des Oberleibes, des Kopfes, in den hingesunkenen Armen ausspricht, die geschmackvolle Anordnung der Gewänder: so spricht bei dem zweiten die äußerst glückliche Nachahmung der Natur an, die graziöse Haltung und die Anmuth der Formen. Eine Büste des Cardinals Orioli hat neben mehren andern das Verdienst einer charaktervollen Aehnlichkeit. Bei W. v. Hoyer aus Dresden herrscht das Anmuthige gleichfalls vor. So in der Porträtstatue eines betenden Mädchens, im Ausdruck nicht minder gelungen als in der sorgsamen und geschickten Ausführung der Gewandpartien, die freilich vielleicht etwas zu sehr dominiren. Seine vorzüglichste Arbeit ist eine Psyche, die sich auszeichnet durch Styl und Reinheit der Form. Beide Werke sind im Besitz des Königs von Sachsen. Neuerdings entstanden eine liegende Nymfe, die sich in einem Quell spiegelt, eine Statue der Unschuld und eine weibliche Büste von großartiger Schönheit, den Sommer darstellend und zu einem Cyclus der Jahreszeiten gehörend. Matthiä hat einige ansprechende Werke geliefert, u. A. einen sehr

hübschen Amor und die Gruppe eines schlafenden Liebesgotts, den ein Hund bewacht. Der Fries des dänischen Bildhauers Jerichau, Alexanders Hochzeit mit Roxanen, hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wenn die noch zu erwartenden Theile dem bereits Vollendeten gleichkommen, so wird derselbe neben Thorwaldsens unsterblichem Werke mit Ehren genannt werden.

Bevor ich von den teutschen Bildhauern Abschied nehme, muß ich noch des Westfalen W. Achtermann gedenken, der früher Landmann war, im Bildschnitzen, namentlich von Crucifixen u. s. w. große Fertigkeit an den Tag legte und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß ihm Gelegenheit geboten wurde, sein Talent auch von der technischen Seite auszubilden. Er hat sich stets der christlichen Kunst gewidmet und verschiedene Bilder des gekreuzigten Heilands geliefert, meist für Kirchen seiner Heimat. Eines der besten dieser Art führte er für den Herzog von Aremberg in Marmor aus. Es ist die einfache fromme Auffassung, wie sie für den Gegenstand sowol als für den Zweck paßt, verbunden mit einem tüchtigen Studium des menschlichen Körpers und sorgsamer Ausführung. Sehr zu wünschen wäre, daß diesem fleißigen und anspruchslosen Künstler, in dessen Werken der christliche Sinn so rein und unverfälscht sich ausspricht, Gelegenheit geboten würde, durch Ausführung des Entwurfs einer Pietà, an welcher die Gruppe sehr schön gedacht ist, während Reliefs, die das Piedestal umgeben, auf passende Weise die Leidensgeschichte erzählen, seine Kräfte auf einem weitern Felde zu versuchen.

Von der Kupferstechkunst in Rom ist nicht viel zu sagen. Es fehlt jetzt gänzlich an bedeutenden Talenten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß weder hier noch in Neapel einheimische Kupferstecher von Ruf sich vorfinden, während Florenz, Parma, Oberitalien so tüchtige Künstler zählen. Ich darf nur Samuel Jesi nennen, den Stecher der Hagar Guercino's, der Madonna di Casa Tempi, des Leo X., Antonio Perfetti, von welchem die Sibyllen des Domenichino und Guercino, die Präsentation des Frate, jetzt die Geburt Mariä von Andrea del Sarto, A. Guadagnini, dem man den gekreuzigten Christus des Guido und andere tüchtige Werke verdankt, Paolo Toschi, den berühmtesten unter den neuern Kupferstechern Italiens, von welchem der Einzug Heinrichs IV. in Paris, die Madonna della Tenda, der Spasimo di Sicilia, neuerdings die Kreuzabnahme des Daniel von Volterra herrühren und der in Parma eine thätige Schule gebildet hat, Pietro Anderloni, den Stecher der von den Engeln umgebenen Madonna des Tizian, der Ehebrecherin, des Moses am Brunnen, des Heliodor, des Attila. Die beiden einzigen, mit Recht berühmten Römer, Mercuri und Calamatta — jener durch die Robertschen Schnitter, durch Delaroche's h. Elisabeth, dieser durch Napoleon nach der Todtenmaske, Ingres' Voeu de Louis XIII., Ary Scheffers Paul und Francesca von Rimini und durch seine trefflichen Bildnisse allgemein bekannt — leben in Frankreich. Hier sind nur die vielen Stecher von Veduten, Costümebildern, antiquarischen Gegenständen, Umrissen u. s. w. geblieben, die zum Theil ganz geschickt sind, deren Leistungen aber dem sich keineswegs an die Seite stellen lassen, was in England, Frankreich, Teutschland in diesem Fache produzirt wird. Unter dem, was die päpstliche Chalcografie,

deren Thätigkeit sich nicht in Abrede stellen läßt, zum Vorschein bringt, ist nichts eigentlich Ausgezeichnetes, wenn auch manche der neuern Arbeiten, die Fortsetzung des Kupferwerks über das Museo Chiaramonti, das große Werk über das Gregorianische Museum u. s. w. ganz tüchtig sind. Immer aber bleibt es zu verwundern, daß die Volpato'sche Schule keine größere Nachwirkung gehabt hat. Freilich hat auch Volpato's größter Schüler, wie überhaupt der erste Kupferstecher unserer Zeit, Raffael Morghen, als Lehrer wenig gewirkt, unendlich weniger als z. B. Longhi und Toschi. Man braucht nur in Florenz nachzusehn, wo er über dreißig Jahre lebte und die Kupferstechschule leitete. Der Grund liegt wol großentheils darin, daß Morghen selbst als Zeichner keine eigentliche strenge Bildung erhalten hatte und durch die Leichtigkeit, womit er auf der Platte arbeitete, zu dem Glauben verleitet ward, daß diese große Geübtheit im Zeichnen gar nicht nöthig sei. Während nun aber für Morghen selbst daraus der Uebelstand erwachsen ist, daß seine Stiche, bei denen er fremder Zeichnungen sich bediente, keineswegs immer treue Abbilder der Originale sind, so vortrefflich auch ihre technische Ausführung sein mag, ja daß einige, wie die Madonna della Seggiola, die Madonna del Granduca, das Porträt des Lionardo da Vinci u. s. w. in der Auffassung geradezu verfehlt sind: so hat sein Beispiel für die Schüler die noch weit schlimmere Folge gehabt, daß sie, mit ungleich geringerem Talente begabt, es dem Lehrer nachmachen zu können wähnten, nicht ordentlich zeichnen lernten und, wenn ich den einzigen Perfetti ausnehme, welcher Besseres geleistet hat, alle mittelmäßig blieben.

Fremde Kupferstecher verweilen meist nur eine Zeitlang in Rom. Der Umstand, daß es hier keinen einzigen guten Drucker gibt und sie ihre Platten nach Paris oder nach Teutschland senden müssen, um sie drucken zu lassen (denn auch Bardi in Florenz, der als Chalcograf einen Namen hatte, wird in neuerer Zeit wenig gerühmt), ist äußerst hinderlich. Früher lebte Ferd. Ruscheweih aus Strelitz lange in Rom und machte sich durch seine zum Theil vortrefflichen Stiche nach Overbeck und seine Copien nach Marc Anton sehr verdient. Derselben Richtung gehört Ludw. Gruner aus Dresden an, der seit mehren Jahren gewöhnlich hier lebt und sowol neuere Werke, namentlich von Overbeck, wie die Pietà, die Hagar, den Moses am Brunnen u. a., wie Raffaelische mit Glück wiedergegeben hat. Die Musive der Chigi'schen Familienkapelle in Sta. Maria del popolo, die Darstellungen an der Decke im Saal des Heliodor im Vatican (noch unvollendet), die nicht genug beachteten Caryatiden in den Vaticanischen Stanzen u. a. sind auf solche Weise vervielfältigt worden, und Gruners Verdienst ist um so größer, je weniger diese Werke bekannt waren und je treuer und ansprechender er sie wiedergegeben hat. Die leider sehr verdorbenen Fresken in der Villa Magliana werden durch den nämlichen Künstler publizirt werden. Gegenwärtig befindet sich derselbe in England, wo er die Cartons in Hamptoncourt für den Stich zeichnet und die Herausgabe eines großen Werkes, einer Sammlung von Abbildungen der schönsten Ornamente des 15. und 16. Jahrhunderts in den Palästen und Kirchen des mittlern und obern Italiens, nicht vereinzelt, sondern in Darstellungen ganzer Gemächer und Räume, vorbereitet. Seit

einiger Zeit wohnt in Rom ein höchst ausgezeichneter jüngerer teutscher Kupferstecher, Jos. Keller, Lehrer an der Düsseldorfer Akademie. Sein Hauptzweck ist eine Zeichnung nach der Disputa, zum Behufe eines Stiches in bedeutend größerm Maßstab als der Volpato'sche, welcher wol von der Composizion und allgemeinen Wirkung dieses, meinem Gefühle nach, schönsten und großartigsten der Wandgemälde Raffaels einen Begriff geben kann, nicht aber von dem Charakter der wundervollen Köpfe und den tausend Feinheiten dieses herrlichen Werkes. Man darf sich Glück dazu wünschen, eine solche Arbeit in solchen Händen zu sehn. Wie schön Keller sticht, zeigen die eben jetzt von ihm vollendeten Blätter nach E. Steinle's Zeichnungen zu dem Gebetbuche des P. Nacatenus, die mit großer Meisterschaft in der strengern, der altitalienischen Schule sich anschließenden Stichweise ausgeführt sind und mit ungewöhnlichem Geschick viel Harmonie erreichen, während sie die Härten vermeiden, die man nicht selten bei der Anwendung dieser engen Taillen findet. — Lithografie und Holzschnitt liegen in Rom völlig danieder.

Unter den Steinschneidern, namentlich in erhabener Arbeit (Cameen), steht G. Girometti immer obenan und manche seiner Werke sind von bewunderungswürdiger Schönheit. L. Dies und T. Saulini, beide sehr geschickte Künstler, beschäftigen sich mehr mit Arbeiten in Conchylien, von denen bekanntlich eine bedeutende Menge ins Ausland geht und die den Beifall, welchen sie finden, wol verdienen. Großentheils sind es Nachbildungen antiker geschnittener Steine, oder auch anderer älteren wie neueren Kunstwerke. Der genannte Girometti, wie sein Sohn Pietro und N. Cerbara sind tüchtige Stempel-

schneider, und ihnen verdankt man es, daß die jetzigen päpstlichen Medaillen und Münzen sich sehr vortheilhaft auszeichnen. Die Sitte, alljährlich eine Denkmünze prägen zu lassen, welche am Petersfeste an die Beamten und andere Personen vertheilt wird, und an irgend eine Regierungshandlung, namentlich Aufführung von Bauwerken oder sonstige öffentliche Vorkehrungen erinnern soll, gibt diesen Künstlern mannigfache Gelegenheit zu Arbeiten. Die letzten Medaillen dieser Art stellen die Restaurationen der Porta Maggiore, das große Gebäude am Hafen Ripetta (wovon später) und die Cittadelle von Ancona dar. Eine Menge anderer Denkmünzen sind in jüngster Zeit entstanden: die Ausbesserungen an der Façade des Doms zu Orvieto, die Vervollkommnung der Wohlthätigkeitsanstalten, die Preisaufgaben des Künstlervereins der Virtuosi del Pantheon, die Herausgabe der Gedichte der Vittoria Colonna u. s. w. haben dazu Veranlassung gegeben. Die schönste unter denselben zeigt eine Nachbildung des vortrefflichen Reliefs von Tenerani, die Charitas, von P. Girometti. Die architektonischen Gegenstände sind meist mit Geschick behandelt, wenn sie nicht gar zu unvortheilhaft sind, was freilich nicht selten vorkommt. Neuerdings haben der jüngere Girometti und Cerbara unter der Benennung: Serie iconografica numismatica dei più famosi Italiani eine Sammlung von hundert Bildnißmedaillen zu publiziren begonnen, welche durch die Idee, wie, nach dem bisher Geleisteten zu urtheilen, vermöge der Art der Ausführung den Beifall verdient, der ihr entgegenkommt.

Ich wende mich nun zu den Leistungen im Fache der Architektur.

Gleich von vorneherein muß ich das Bedauern aussprechen, daß diese Leistungen so sehr wenig befriedigend sind. Die römischen Baumeister unserer Zeit haben Unglück. Es wird Manches ausgeführt; selbst große Gebäude entstehen: aber über den meisten scheint ein Unstern zu schweben. Auch da, wo hinlänglicher Raum, die Façade einem schönen, wenn nicht von klassischen, doch theilweise durch ihre Masse imponirenden Privatgebäuden umgebenen Platze zugewandt, endlich vortreffliches Material an Marmorsäulen vorhanden war, wie bei dem neuen Postgebäude an Piazza Colonna, hat man nichts als einen miserabeln Fensterkasten zu Stande gebracht, der selbst den schlechteren Bauten der Berninischen Epoche bei weitem nachsteht. Noch viel mehr aber gilt dies von dem kolossalen Gebäude in der Nähe des Hafens Ripetta, wo ehemals ein zu Holzmagazinen verwandter leerer Platz war und wo man jetzt Wohnungen für Beamte und andere Personen aufführt: ein Chaos von Fenstern und von disharmonirenden Linien, welches weder der Straße noch dem Flußufer, auf welchem man eine hübsche Promenade angelegt hat, zur Zierde gereicht. Privathäuser, die in Menge entstehn, namentlich in den dem Corso naheliegenden Straßen, welche allmälig ein ganz verändertes Aussehn bekommen werden, sind wenig besser, und über der, man möchte sagen gierigen Benutzung des Raumes, setzt man in den meisten Fällen jede Rücksicht auf architektonische Schönheit und Würde aus den Augen. Bei diesem Streben verschwindet am ersten die alte gute italienische Sitte großer und hoher Gemächer, und von Tage zu Tage wird man mehr gedrückt und eingeengt. Man möchte glauben, diese Gebäude wären mehr für den

Norden berechnet als für den Süden. Freilich stehn die meisten derselben leer vom Mai bis November. Einigermaßen könnte man sich trösten, wenn man nur auch nordischen Comfort fände. Hat man nun aber auch in dieser Hinsicht einige Fortschritte gemacht, so ist man doch noch weit entfernt von einem befriedigenden Resultate. Thüren und Fenster schließen noch immer schlecht und die Kamine rauchen, die einen bei der Tramontana, beim Scirocco die andern. Kurz, man büßt das Alte ein, ohne im Neuen hinreichenden Ersatz zu finden.

Bei dem größten römischen Bauunternehmen unserer Zeit, der Paulskirche *), zeigt sich mehr von der alten Pracht und Tüchtigkeit. Eine Zeitlang arbeitete man an derselben mit dem größten Eifer: seit aber das Querschiff vollendet ist, ließ die Thätigkeit nach, und wenn sie nicht bald wieder eine größere wird, so ist kaum noch Aussicht vorhanden, daß die Kirche für das nächste Jubeljahr (1850) vollendet sein wird, wie man gehofft hatte. Der Bau würde dann gerade fünfundzwanzig Jahre gewährt haben. Das Querschiff ist längst fertig und wurde am 5. October 1840 vom Papste eingeweiht. Eine Unzahl von Besuchenden (Andächtige kann ich sie mit gutem Gewissen nicht nennen) strömt täglich hin und zahlreiche Omnibus fahren anhaltend, namentlich Nachmittags, von Porta del popolo nach Piazza di Venezia und von dort nach der Kirche, an heitern Tagen Schaaren von Menschen hinführend. Vor der Einweihung wurde der fertige Theil durch eine provisorische Wand, welche die Form der ihr gegenüber befindlichen Tribüne hat und an wel-

---

*) Röm. Br. II. 34.

cher die Bekleidungen dieser letzteren, aus euböischem Marmor und Mosaikschmuck, durch Malerei nachgeahmt sind, vom Langschiffe geschieden, so daß er nun einer vollendeten Kirche gleicht, in welcher freilich die gewöhnliche Ordnung der Dinge umgekehrt erscheint. Die kolossalen Dimensionen kommen nun recht zum Vorschein. Die vier großen Kapellen (die einzigen der Kirche), zwei auf jeder Seite der Tribüne, sind fertig; zwei derselben sind neu, die beiden andern gehören dem frühern Bau und sind blos wiederhergestellt worden. An der Ausschmückung fehlt indeß noch Manches. Die schönste ist die dem h. Benedict (dem Stifter des Ordens, welchem das Kloster gehört) gewidmete, für welche Tenerani's schon erwähnte Statue bestimmt ist; dennoch dürfte der Styl, in welchem sie gebaut, zu gegründeten Ausstellungen Veranlassung geben. Eine herumlaufende Reihe kleiner Säulen auf einem drei Seiten einnehmenden Postament bildet eine Art Galerie, deren Zweck man nicht recht einsieht, wenn es nicht etwa darauf ankam, vorhandenes Material auf irgend eine Weise zu benutzen. Die beiden ältern Kapellen sind höchst barok. Die Ausführung des Einzelnen ist sorgsam und tüchtig, wenn man auch dies oder jenes anders wünschen möchte. Die Decke, mit viereckigen Cassetten von vergoldetem Schnitzwerk auf weißem Grunde, ist reich und glänzend; aber man hätte besser daran gethan, die Zeichnung derselben einfacher und gleichförmiger zu halten, da gegenwärtig die übermäßig großen Cassetten in der Mitte, mit Verzierungen und Wappen, sie schwerfällig erscheinen lassen. Die Decke in Sta. Maria Maggiore, die zum Muster gedient, ist weit besser. Die Wände sind mit Marmor bekleidet; zu der Absis der

Tribüne und den großen Altären hat man den euböischen und frygischen der alten Säulen verwandt. Der Bischofstuhl, von weißem Marmor mit Vergoldung, ist geschmackvoll: aber man hätte darauf achten sollen, ihn mit den Musiven wie mit dem Styl des Tabernakels in Uebereinstimmung zu bringen. Ein Gleiches läßt sich von dem die Confession umschließenden marmornen Geländer sagen. Die beiden großen Bilder der an den Enden des Querschiffs befindlichen Altäre und die vier höchst mittelmäßigen Statuen in den Nischen neben denselben, vollenden den sehr modernen Eindruck, den die äußerst helle, durch Gold und Farben zu bunte und glänzende Kirche macht. Mit der Zeit wird dies mehr ins Gleichgewicht kommen. Der Fußboden ist sehr schön und besteht aus größern und kleinern Marmorplatten von verschiedenen, zum Theil (namentlich in der Tribüne) gewählten und kostbaren Gattungen, welche nach einer einfachen passenden Zeichnung zusammengefügt sind. Auf Opus Alexandrinum läßt man sich jetzt schwerlich mehr ein, namentlich wenn es sich um so riesige Räume handelt. Indeß stimmt dieses am meisten zum architektonischen Charakter.

So viel über den bis jetzt vollendeten Theil der Kirche. An dem Langschiffe fährt man zu bauen fort, wenn es auch etwas zurückgeblieben ist. Noch bleibt unendlich viel daran zu thun. Mit den Bogen über den Säulen des Mittelschiffs ist kaum der Anfang gemacht worden, und was davon vorhanden, hat durch Feuchtigkeit schon gelitten. Man mauert jetzt an den Seitenschiffen. Hinsichtlich der Façade scheint noch nichts festgesetzt zu sein. Die nach der Stadt zugewandte Seitenporticus am linken Ende des Querschiffes, welche, da die Stirnseite der Kirche

von der Straße ab und nach dem Flusse zu liegt, den eigentlichen Haupteingang bilden wird, ist beinahe vollendet: man hat dazu die noch brauchbaren alten Säulen der Nebenschiffe benutzt. Ich kann nicht umhin, hier der Säulen von egyptischem Alabaster zu erwähnen, des Geschenkes Mehemet Ali's, wovon ich schon ein andermal (S. 67) sprach. Sie sind jetzt größtentheils geschliffen und von überraschender Schönheit. Die Steinart ist zwar nicht sehr compact und gibt deshalb, auch beim sorgfältigsten Poliren, keine ganz glatte Oberfläche: indeß macht die weißliche Grundfarbe mit vielfach verschlungenem Geäder in mannigfachen Abstufungen des Gelb eine vortreffliche Wirkung. Die Größe derselben ist überdies eine für diese Steinart sehr bedeutende.

Sonst ist in römischen Kirchen nicht viel gebaut worden. Die Torlonia'sche Kapelle im Lateran, welche in Tenerani's Kreuzabnahme ihre vornehmste Zierde erhalten wird, ist noch nicht vollendet. Eine wesentliche Umänderung in einer der großen Kirchen ist die Tribüne und der Hochaltar im Gesù, welche unter der Leitung des Architekten Sarti neugebaut worden sind. Der Styl an sich ist nicht gerade zu tadeln, doch ist er etwas ärmlich und, was ein bedeutender Uebelstand, harmonirt nicht mit der Kirche selbst, welche barok und überladen, aber nicht ohne eine gewisse Größe ist. Bekanntlich wurde sie vom Vignola und Della Porta auf Kosten des Cardinal-Vicekanzlers Alessandro Farnese, Neffen Pauls III. (desselben, welchen Tieck in der Vittoria Accorombona eine so schlimme, durch die Geschichte nicht gerade gerechtfertigte Rolle spielen läßt), erbaut und die Inschrift trägt das Datum des Jubeljahres 1575. Was dieser neuen

Tribüne allgemeine Aufmerksamkeit zugewandt hat, ist ihr unendlicher Reichthum an den seltensten Steinarten. In Rom, was in dieser Hinsicht wol alle Städte der Welt überbietet, gibt es kein anderes Gebäude, welches solche Pracht aufzuweisen hätte. Selbst die durch ihre Lapidarausschmückung und ihren Pomp weltberühmten Kapellen, die Borghesische in Sta. Maria Maggiore und die Corsinische im Lateran, können solcher Seltenheiten sich nicht rühmen. Die Certosa von Pavia kann ich nicht anführen, denn obgleich sie auch die schönsten Marmor- und andere Steingattungen aufzuweisen hat, besteht ihr Reichthum doch mehr noch in den kostbarsten Pietredure-Arbeiten, wie in der Medizeischen Kapelle zu Florenz. Sonst kann, so viel mir von italienischen Kirchen bekannt geworden, nur San Marco zu Venedig mit dem, was Rom darbietet, sich messen. Bei der Tribüne im Gesù sind, mit Ausnahme der großen cannelirten Pilaster von hochgelbem Giallo di Verona, der eine vortreffliche Wirkung macht und dem bei Siena gebrochenen gelben Marmor sehr ähnlich sieht, blos antike Steinarten verwendet, unter denen der Vordertheil (Paliotto) des Altartisches von jenem Steine (fluorite antica oder antikem Flußspath), aus dem man glaubt, daß die berühmten Vasi murrini bestanden. Alles, was neuere Ausgrabungen Kostbares zum Vorschein gebracht, ist hier zu sehn. Die Sculpturen erheben sich nicht über das Mittelmäßige, sind indeß keineswegs störend. Die schönen vergoldeten Broncearbeiten, Tabernakel und Verzierungen, sind von Hopfgarten aus Berlin *).

---

*) Das Studium der antiken Steinarten ist in Rom immer mit Eifer betrieben worden. Freilich fordert kein Ort so sehr wie

Von neuern Bauwerken bleibt mir nichts mehr zu nennen übrig. Mit Restaurationen antiker Monumente wird fortgeschritten. So am Colosseum, wo des Ausbesserns doch beinahe zu viel wird und man jetzt besser daran thäte, auf das durchaus Nöthige sich zu beschränken. Die Umwandlung der Area in einen ordentlichen Kiesweg hat der malerischen Wirkung der Ruinen keineswegs genutzt. Die Reste der Wasserleitung zwischen Cälius und Palatin, deren hohe Bogen über die langweilige neue Straßenmauer hinwegragen, wurden vor dem Einsturze geschützt, der Bogen des Drusus an Porta S. Sebastiano von dem ihn umgebenden neuern Anbau befreit. Der Einsturz eines Theiles des Dominikaner-Nonnenklosters SS. An-

---

dieser dazu auf: denn nirgend findet man solchen Reichthum, nirgend wird fortwährend noch so viel Schönes entdeckt, wie hier in Stadt und Umgebung. Das Hauptwerk darüber ist des Advocaten F. Corsi Trattato delle pietre antiche (2. Aufl. Rom 1833), aus welchem die „Beschreibung der Stadt Rom" (Bd. I. S. 335 ff.) einen Auszug mittheilt. (S. auch Röm. Briefe I. 63 ff.) Corsi's Sammlung gehört gegenwärtig der Universität Oxford. Ein schätzbares Hülfsmittel ist noch der Catalogo della collezione di pietre usate degli antichi per costruire ed adornare le loro fabbriche dell' avv. *Fr. Belli* (Rom 1842), welcher die Orte angibt, wo in Rom die schönsten Stücke sich finden. Die sehr reichhaltige Belli'sche Collection, eine Frucht siebzehnjährigen Sammelns, kam vor kurzem nach Ungarn in den Besitz des Grafen Stefan Karolyi. Die große Dodwell'sche Sammlung, die indeß auch nicht-antike Steinarten, Lavagattungen u. s. w. umfaßt, befindet sich im Besitz des bairischen Gesandten in Rom, Grafen von Spaur. Ueber die neue Tribüne im Gesu handelt: Enumerazione delle pietre ornamentali usate nella rinnovata Tribuna ed Altar maggiore della chiesa del Gesù di Roma (Rom 1843).

nunciata beim Arco de' Pantani veranlaßte die Abreißung eines Theils des Mauerwerks, welches die herrlichen Säulen des Tempels des Mars Ultor nur halb sichtbar werden ließ. Schade, daß man diese Gelegenheit nicht benutzte, das Kloster anderwärts zu verlegen und die bedeutenden Reste der schönen, aus gewaltigen Travertinquadern errichteten Einfassungsmauer des Augusteischen Forums in ihrer ganzen Ausdehnung freizustellen. Rom würde auf diese Weise um den Anblick eines der eigenthümlichsten und ältesten Bauwerke reicher geworden sein. So ließ man es aber, wie leider zu oft, bei einer halben Maßregel bewenden. Schon im Sommer 1838 wurde eines der großen Bogenfenster des Tabulariums, an dem, dem Campo Vaccino zugewandten Theile des Senatorischen Palastes, wieder geöffnet. Man erhielt dadurch einen Begriff von der Wirkung, welche dies Gebäude gemacht haben muß, bevor diese Bogenfenster, zehn an der Zahl, jedes von zwei cannelirten dorischen Halbsäulen von Travertin eingeschlossen, vermauert wurden. Diese Vermauerung geschah unter Papst Nicolaus V., welcher den auf dem Tabularium sich erhebenden Theil des Palastes baute. Von den Säulen blieben damals nur Spuren der Capitäle und des Architravs. Zu Poggio Bracciolini's *) Zeiten, nämlich in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts und noch als Nardini zweihundert Jahre später schrieb, war die Porticus des Tabulariums ein Salzmagazin, welchem Umstande das Zerfressensein der Wände zugeschrieben werden muß. Man war übrigens genöthigt, es bei der Wiedereröffnung der einen Arcade bewenden

*) Röm. Br. II. 361.

zu lassen, um die Mauer nicht zu sehr zu schwächen und die Südseite des Gebäudes zu gefährden.

Der Porta maggiore, bei welcher man einen so guten Anfang gemacht hatte und wo das vielbesprochene Monument des Bäckers Eurysaces zum Vorschein kam *), ist es nun doch schließlich schlecht ergangen. Nachdem man das alte Thor in seinen Haupttheilen frei hingestellt und den größten Theil der neuern Bauten zu Boden geworfen, kam man auf den unglücklichen Gedanken, die kolossalen Travertinbogen durch häßliche, meskine Ziegelwände zu verbauen, wodurch dies merkwürdige Monument beinahe ärger als vorher verunstaltet ward. Die auf der Stadtseite zur Rechten und Linken errichteten dorischen Tetrastyle, welche den Thorwarten und Accisebeamten zur Wohnung dienen, sind an sich nicht übel, aber sie erscheinen gedrückt und passen durchaus nicht zum Charakter des Hauptgebäudes, zu dem sie ein Anhängsel bilden sollen. Es ist umsomehr Schade, daß diese Restauration, oder richtiger diese neue Verballhornung, vorgenommen worden ist, da der Effect dieser freistehenden Wasserleitungsbogen ein sehr imposanter gewesen sein würde, wie er denn auch jetzt noch, wenn man sich auch über den neuen Unverstand ärgert, ein bedeutender genannt werden kann.

Hiermit schließe ich die Reihe der durch die Regierung unternommenen Bauten. Kann man auch nicht an Allem die Art der Ausführung preisen, so läßt sich doch dem regierenden Papste nicht absprechen, daß er überaus thätig ist. Der bedeutendste Theil der im Wiederaufbau begriffenen Paulskirche, die Promenade am Cälius und der

---

*) Röm. Br. I. 200.

Umbau des dortigen Camaldulenserklosters, die nicht unwesentlichen Restaurationen am Colosseum, die Arbeiten auf dem Forum, am Palatin und am Tempel des Antonin und der Faustina, dessen eine Seite von späterem Anbau freigemacht ward, das Postgebäude, das schon erwähnte Gebäude nebst dem Quai an Ripetta, die gegenwärtig unternommene Vergrößerung des Spitals von S. Giacomo am Corso, endlich die Vergrößerung der Museen durch Anlegung der etruskischen wie der egyptischen Sammlung im Vatican, durch die Galerie mittelalterlicher Bilder in der Vaticanischen Bibliothek und das neue Museum im Lateranischen Palast, gehören seiner nunmehr zwölfjährigen Regierung an. Dies ist nur das auf Rom sich Beziehende: in den Provinzen aber sind manche Werke zu erwähnen, der Neubau der Kirche Sta. Maria degli Angeli bei Assisi, die Arbeiten am Hafen von Civitavecchia und an der Cittadelle von Ancona, der Emissar des Anio zu Tivoli, die hydraulischen Arbeiten in den Thalgegenden Umbriens, die Erweiterung und Verbesserung des Hafens von Terracina, verschiedene Straßenbauten und Anderes, welches namhaft zu machen mich zu weit führen würde.

Da im Obigen der Restaurationen mehrer alten Bauwerke Erwähnung geschehn ist, so halte ich es für nicht unpassend, die Resultate der wichtigsten Ausgrabungen in Rom selbst hier anzureihen. Es sind Grabmonumente. Im J. 1839 wurde in der Vigna Argoli (Besitzthum des Conte Lozzano) zwischen der Porta Pia und S. Lorenzo, dicht vor der Stadt, eine aus Travertin sehr sorgsam aufgeführte, viereckige geräumige Grabkammer aufgefunden. Sie ist vollkommen erhalten bis auf den Ueber-

bau der Wölbung der Grabkammer, der wahrscheinlich eine pyramidalische Form hatte. Die Erhöhung des umgebenden Erdreichs ist Schuld daran, daß dies kleine Gebäude ganz bedeckt war. Ein einfacher viereckter Eingang führt in das durch ein Kreuzgewölbe bedeckte Innere, an dessen drei Seiten in Nischen Sarkofage mit verschiedenen Bildwerken stehn, von denen zwei in ihren Reliefs die Fabel der Niobe und die Rache des Orestes darstellen, während auf dem dritten mittlern und vorzüglichern ein Faun und zwei Genien Blumen- und Fruchtkränze halten, zwischen denen Gorgonenköpfe angebracht sind. Die Zeit ist jene der Antonine. Hoffentlich läßt man dies interessante Denkmal in seinem gegenwärtigen Zustande, statt es, wie die Scipionengräber, seines Schmuckes zu berauben *). Von großem Interesse sind die von dem Cav. Campana in der Nähe der Porta Latina entdeckten Columbarien. Das erste derselben wurde ganz nahe am genannten Thore, noch innerhalb des durch die Aurelianische Mauer gezogenen Kreises, dicht bei dem Kirchlein S. Giovanni in olio aufgefunden. Es ist dort eine verödete, von Menschen verlassene Stätte, wo die einsame Kirche S. Giovanni a Porta Latina bei dem jetzt verschlossenen Thore sich erhebt, wo die Gräber der Scipionen sich befinden und vor Alters ein großes Leichenfeld sein mußte, so zahlreich sind die Spuren aller Art, die sich von Grabmonumenten finden, wie solche u. a. auch bei der Wegräumung der den benachbarten Drususbogen einschließen-

---

*) Die Sarkofage sind in das Lateranische Museum gebracht worden. In dem Grabmal hat man Gypsabgüsse derselben aufgestellt. Spätere Anmerkung.

den mittelalterlichen Bauwerke zum Vorschein kamen. Das Columbarium besteht aus zwei Geschossen: von dem obern ist nur die eine Seite mit einer größern Nische wohlerhalten; das untere, in welches man hinabsteigt, ist eine wenn nicht große, doch äußerst zierliche, mit Stuckarbeiten, Arabesken und andern Verzierungen geschmückte Grabkammer, deren Decke mit Guirlanden von Weinlaub geziert erscheint. Das zweite Columbarium findet sich in derselben Vigna, nahe an der Appischen Straße und dem Drususbogen. Es ist eine malerische Localität, die hohen Thore und die halbzerfallenen Mauerthürme, mit einzelnen Cypressen, blicken ernst über den verödeten Theil der alten Stadt. Das Grab wurde im Frühling 1840 entdeckt und ich besuchte es zuerst mit dem Besitzer, wenige Tage, nachdem Schutt und Erde weggeräumt worden waren. Seitdem wurde es, da das ursprüngliche Dach eingestürzt war, mit einem neuen versehn und so vor jeglicher Beschädigung geschützt. Es ist viel umfangreicher als das erstere und unendlich reicher an Inschriften und Monumenten aller Art als jenes. Das Ganze bildet ein längliches Viereck, dessen längere Seiten gegen 23 Fuß, die kürzere 16 Fuß lang sind, während die Höhe des Ganzen gegen 19 Fuß beträgt. In der Mitte steht ein bis zur Decke reichender, ebenfalls länglich-viereckter Pfeiler, gleich dem ganzen Bau mit zahlreichen Reihen größerer und kleinerer halbkreisförmiger Nischen, am obern Ende mit Gemälden verziert. Mehre kleinere Monumente, Bildnisse u. s. w. finden sich neben den gewöhnlichen Aschenbehältern in diesem höchst interessanten Grabmal, das, gleich dem erstgenannten, halb im Tuf des Bodens ausgehölt ist, halb hervorragend Eingang und Treppe hatte,

bis die Anhäufung des Erdreichs es bedeckte und nach dem Einsturz der Decke füllte. Die Inschriften nennen eine Menge Personen, welche Aemter im Cäsarenpalast hatten, von Octavianus Augustus an bis zu Nero — einen Arcarius oder Kassenbeamten, einen Hofnarren des Tiber, einen Nomenclator oder Anmelder des Claudius, zwei Legionsproviantmeister u. m. a.

Durch die Sorgfalt, welche Hr. Campana der Wiederherstellung und Erhaltung dieser interessanten Monumente widmet, über die er ein reich ausgestattetes Buch mit vielen Abbildungen herausgegeben, hat er seine Verdienste um die alte Kunst noch gemehrt. Er ist einer der glücklichsten Forscher und seine Sammlungen von Kunstwerken des Alterthums, namentlich von goldenen Ornamenten und Geräthschaften, von Münzen und Terracotten, abgesehn von den vielen Marmorwerken, die er in seiner Gartenwohnung beim Lateran aufgestellt hat, enthalten große Schätze. Von Wichtigkeit ist besonders seine Sammlung von Terracotten, über die er jetzt ein Werk mit vortrefflichen Abbildungen publizirt. Welche Stelle unter den Schätzen des Alterthums die Werke in gebrannter Erde einnehmen, wie viele Künstler ersten Ranges dieses leicht zu behandelnden Materials sich bedient haben, wie viele reizende und interessante Darstellungen jeglicher Art uns geblieben sind, zum Theil gerade durch das werthlose Material vor Zerstörung geschützt, während Erz und Marmor unterlagen: dies braucht wol nicht erst erläutert zu werden. Ebensowenig, wie gerade in diesen Werken häufig eine Unmittelbarkeit, ein reiner Ausdruck des ursprünglichen künstlerischen Gedankens sich findet, welche man bei andern Arbeiten vergebens suchen würde. Die Campana'-

sche Sammlung von Monumenten dieser Gattung läßt alle ähnlichen an Menge wie an Schönheit und Wichtigkeit der Gegenstände hinter sich. Aus den Nekropolen Etruriens, den in Trümmern liegenden Städten Latiums, aus Roms Ruinen selbst, brachte der Besitzer, unermüdlichen Sammlerfleiß mit gebildetem Geschmack und Urtheil vereinigend, diese Schätze zusammen. Es sind Denkmale aller Art, römische wie etruskische Figuren in ganzem Relief von jeder Größe, Basreliefs, die vorzugsweise zur äußern wie innern Ausschmückung der Gebäude dienten, Gebälkstücke, Friese, Ornamente, endlich Geräthe, Gefäße, Lampen, Weihgeschenke, Tesseren u. s. w.

Daß das Fach der Archäologie in Rom stets Neues und Interessantes darbietet, brauche ich kaum zu sagen. Die Sammlungen mehren sich täglich, so viel auch nach dem Auslande geht, wie neuerdings der von dem Könige von Preußen angekaufte schöne Meleager, welchen die nun verstorbene Duchessa di Sermoneta bei Santa Severa an der Straße nach Civitavecchia aufgefunden und der durch E. Wolff nach dem Vaticanischen Exemplar ergänzt ward. Eine bei Terracina gefundene, von Tenerani restaurirte Statue des Sofokles, bis jetzt im Lateranischen Palast aufgestellt (wohin man die Abgüsse der Elgin Marbles, der Aegineten u. s. w., das große Gladiatorenmusiv der Antoninischen Thermen, welches der Conte di Velo entdeckte und welches gegenwärtig einen ganzen Saal einnimmt, nebst mehren Anderm gebracht hat) erregte durch die Würde und Natürlichkeit der Haltung, die an den Aristides des Museo Borbonico und den Demosthenes des Braccio nuovo im Vatican erinnert, wie durch ihre schöne Ausführung allgemeine Bewunderung. Unter den Privat=

sammlungen von Antiquitäten zeichnet sich die, stets sich vergrößernde, des hanöverschen Ministerresidenten Herrn Kestner aus. Die Dodwellsche kaufte der König von Baiern: nur die schon erwähnte große Collection von Steinen blieb in Rom. In dem prachtvollen Museum der Villa Borghese wurden die modernen Werke, die Venus victrix des Canova, die Berninischen Sculpturen u. s. w. in ein abgesondertes Local gebracht. Die von der verwitweten Königin von Sardinien in Tusculum, Veji u. a. O. aufgefundenen Kunstwerke gingen meist nach Piemont, besonders nach ihrem Schlosse Agliè.

Die archäologische Literatur feiert dabei natürlicherweise nicht. Während der letzten Jahre sind selbst eine ungewöhnliche Menge tüchtiger Werke im Fache der Alterthumskunde erschienen. Ich nenne unter denselben zuerst das große, splendid ausgestattete Kupferwerk über das etruskische Museum mit Text von einem tüchtigen jungen Archäologen, Achille Gennarelli (1842), welches Alles enthält, was in dieser im Winter 1836—37 zuerst geöffneten Sammlung *), welcher das persönliche Interesse, das der regierende Papst ihr widmete, sehr zu gute kam, enthalten ist. Es sind die Ergebnisse wiederholter Ausgrabungen im päpstlichen Etrurien und Latium, zu Cäre, Vulci, Tarquinia, Toscanella, Orte, Bomarzo, Valmontone u. s. w. Ein kleiner, aber so schöner wie wichtiger Theil dieser Monumente, Ergebnisse der im J. 1836 durch den General Galassi und den Erzpriester Regulini zu Cäre veranstalteten Ausgrabungen, waren schon früher (1841) besonders in ihrer Beziehung zu den Ceremonien und

*) Röm. Br. II. 132.

Symbolen des persischen Mithrasdienstes, der im religiösen Leben des polytheistischen Roms eine wichtige Rolle spielte, von L. Grifi erklärt worden. Eine Beschreibung und Geschichte von Cäre hatte der fleißige L. Canina herausgegeben, von dem auch eine vortreffliche Arbeit über das alte Tusculum (1841) erschien. Auch sonst ist Canina vielfach thätig gewesen: seine Schrift über die Porta maggiore und das Grab des Eurysaces (1839), die ersten Theile seiner Geschichte und Topografie der alten Campagna, die Fortsetzung seines großen Werkes über die alte Architektur, endlich, was hier nicht eigentlich hingehört, seine interessante Arbeit über die christlichen Basiliken legen Zeugniß ab von dieser Thätigkeit. Andere Alterthumsforscher, P. E. Visconti, M. A. Lanci, Melchiorri, Sarti, Tessieri, Secchi, Ungarelli, Betti u. A. haben Tüchtiges geleistet. Von Ungarelli's Werk über die Obelisken sprach ich schon bei einer andern Veranlassung. Einen großen Verlust erlitt die Wissenschaft in diesen letzten Jahren durch den Tod Nibby's, von dessen größerem Werke: Roma nell' anno 1838 nur die, die Beschreibung der alten Stadt enthaltende Abtheilung bei seinem Ableben vollendet war. Die Beschreibung und Geschichte der Campagna bleibt, mancher Mängel ungeachtet, sein vorzüglichstes und brauchbarstes Werk, in welchem er nicht nur große Gelehrsamkeit, sondern, worauf es bei solchen Arbeiten namentlich ankommt, eine seltene Localkenntniß an den Tag gelegt hat.

Das Institut für die archäologische Correspondenz fährt in seinen Arbeiten rüstig fort. Einer der Gründer desselben, Prof. Ed. Gerhard, gegenwärtig Archäolog des Berliner Museums, hat in einer kleinen Denkschrift

über dasselbe mit Recht darauf hingewiesen, wie seit Winckelmanns Zeit das archäologische Material in solchem Maße sich gemehrt, daß Hunderte, ja Tausende von Denkmalen antiker Kunst die Stelle isolirter Exemplare eingenommen, welche jener große Forscher gesehen, und wie eben diese außerordentliche Anhäufung von Monumenten aller Art umsomehr einen Mittelpunkt wünschenswerth, ja nöthig machte, von welchem aus die gelehrte Welt mit möglichst zuverlässiger und detaillirter Kunde derselben versehen würde. Dies Bedürfniß der allgemeinern Bekanntmachung und der Centralisirung der gewonnenen vereinzelten Resultate sprach sich auf verschiedene Weise aus: im Jahre 1827 begann Gerhard's Sammlung unedirter Denkmale, die noch fortgesetzt wird, ein Jahr drauf Raoul-Rochette's Monuments inédits. Einen abgeschlossenen Gegenstand umfassend, waren Inghirami's Monumenti Etruschi schon zu Ende geführt, und noch spezieller trat das Museo etrusco Chiusino auf. Ottfried Müller machte in seinem Handbuch der Archäologie der Kunst einen glücklichen Versuch, die Masse des Vorhandenen übersichtlich zu ordnen und einen Wegweiser durch das weite Gebiet zu geben. Mit diesen Bestrebungen hängt die Gründung des archäologischen Instituts zusammen, welche unter dem Schutze des jetzt regierenden Königs von Preußen stattfand. In der Herbeischaffung des Stoffes waren die italienischen Mitglieder wol die thätigsten, die eigentliche Leitung blieb indeß in den Händen von Teutschen, der Herren Bunsen, Kestner, Gerhard, Panofka, denen nachmals der vielfach thätige E. Braun, O. Kellermann, der im Sommer 1837 der Cholera erlag, R. Lepsius, welcher jetzt an der Spitze der von der

preußischen Regierung nach Egypten gesandten wissenschaftlichen Expedition steht, der kürzlich verstorbene W. Abeken und Henzen sich anschlossen. Der Düc de Luynes, als thätiger Chef der französischen Section, nahm an der Redaction der Druckschriften regen Antheil. Während der dreizehn Jahre seines Bestehens hat dies Institut vielfach gewirkt und auf die Richtung der Forschungen wesentlichen Einfluß geübt. Sein Kreis hat sich immer erweitert: auch die egyptische Alterthumskunde wurde hineingezogen. Namentlich aber waren es die griechischen und römischen Antiquitäten nebst der alten Geografie und Topografie, welchen ausführlichere Besprechung zu Theil ward. Rom wird immer der Mittelpunkt archäologischer Forschungen bleiben, und es ist zu hoffen und zu wünschen, daß das Institut auch in Zukunft ein Centrum für die in dies Fach einschlagenden Bestrebungen bilden wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reumont, Alfred <<von>>,

Römische Briefe von einem Florentiner ; 1837 - 1838

Bd.: 3

Leipzig 1844

Ital. 382 k-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079363-9